


kürbiskern

A thick horizontal bar consisting of an orange top half and a black bottom half, spanning the width of the page.

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

HENSCHELVERLAG
Kunst und Gesellschaft
ABTEILUNG BÜHNENVENTRIEB
104 Berlin, Oranienburger Str. 67/68

Damnitz Verlag München

Pawel Wassiljew
Lied der deutschen Arbeiter

Es reicht, in das Schilfrohr am Fluß
zu blasen.

Heute haben Lieder
weite Wege.

Weite Wege hat das Lied.

Es schärft die Bajonette,

Es führt den blanken Säbel,

Es peitscht den heißeren Befehl:

„Voran!“

Und es wartet eine Welt
der Freude —

Und es wartet eine Welt
des Grauens.

Eine Welt der Kugeln
wartet —

Es reicht, in das Schilfrohr
am Fluß
zu blasen.

Dort am Rhein, da blühen
die Gärten,
Bajonette schimmern still,
Pferde, Panzer
hinterlassen
ihre Spuren.

Kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer, Yaak Karsunke (verantwortlich), Hannes Stütz, Manfred Vosz. Anschrift der Redaktion: 8 München 22, Maximilianstr. 10. Erscheinungsweise vierteljährlich (September, Dezember, März, Juni). Einzelheft DM 4.80, Jahresabonnement DM 16.—.

© Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Umschlagentwurf: Manfred Vosz.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag. Heino F. von Damnitz Verlag, 8022 Grünwald bei München, An den Römerhöfen 6. Druck: F. C. Mayer, München 23, Kunigundenstraße 19.

Dort gärt in feuchten Kellern
der alte
Wein des Rheins.
Und es ist die Zeit der Reife —
„Schlagt dem Faß
den Boden aus!“

Ich höre den kühnen Marsch
Dorthin!
Den letzten Marsch.
Das Elend wetzt
die spitzen Gabeln
in den Dörfern,
wandert durch die Städte.
Dort am Rhein, da blühen
die Gärten.
Dort erwarten uns Freunde
und Siege.

Es gärt und schlägt
dem Faß den Boden aus.
Alter Wein
vom Rhein.

Dort erwarten sie uns!
O nein, kein Krieg —
Wartet auf uns, ohne viel Worte,
unser, unser Land!
Das Land
von Rosa
von Karl
und der Nachtigall!
Und der Wein ist reif —
„Schlagt dem Faß
den Boden aus!“

Ich höre den kühnen Marsch
Hierher!
Den letzten Marsch.
Das Elend wetzt
die spitzen Gabeln
in den Dörfern,
wandert durch die Städte.

Dort am Rhein, da blühen
die Gärten,
dort warten Freunde
und Siege auf uns.
Es gärt und schlägt
dem Faß den Boden aus.
Alter Wein
vom Rhein.

Dort erwarten sie uns!
O nein, kein Krieg —
Wartet auf uns, ohne viel Worte,
unser, unser Land!
Das Land
von Rosa
von Karl
und der Nachtigall.

Der „Fall“ Wolfgang Graetz

„Der 20. Juli kann uns gar nichts helfen, wenn er nur zur Verherrlichung des Widerstands an sich herhalten soll.“

Eugen Gerstenmaier

Ein Autor macht Schlagzeilen. Ein Stück — noch nicht erschienen, noch nicht gespielt — ist Gegenstand erbitterter Diskussion; bei einer provisorischen Lesenaufführung werden den Mitwirkenden Gefängnisstrafen bis zu 2 Jahren angedroht, das Publikum diskutiert freiwillig bis nach Mitternacht über Für und Wider des Gehörten. Wie viele Theater würden ein solches Stück spielen? Alle? Keins.

Es gibt das Stück, es gibt die Diskussion, es gibt das Publikum, und es gibt auch die Theater. Das Stück heißt „Die Verschwörer“, sein Autor ist Wolfgang Graetz. Theater, die es nicht spielen, sind u. a. die Freie Volksbühne Berlin (West), das Frankfurter Schauspielhaus und die Münchener Kammerspiele. Vornehmlich diese drei waren es, die sich im Verlauf der letzten anderthalb Jahre an einer Aufführung interessiert zeigten, dann jedoch — mit wechselnder Begründung, oft im Widerspruch zu vorhergegangenen Erklärungen — von ihrem Vorhaben zurücktraten. Zu vermuten ist, daß alle drei Rückzieher das gleiche Motiv hatten: die Furcht davor, jenes deutsche Tabu zu verletzen, dessen Gegenstand Graetz in seinem Stück nicht mit der (in der Bundesrepublik offenbar obligatorischen) Ehrfurcht abhandelt — den Aufstand des 20. Juli 1944.

Der spektakuläre Fehlschlag dieses Versuches hoher Offiziere, Hitler zu stürzen, nachdem der von ihnen für Hitler geführte Krieg offensichtlich nicht mehr zu gewinnen war, ist hierzulande nach 1945 systematisch zu einem — in seinem Ausschließlichkeitsanspruch geschichtsfälschenden — Alibi aufgebaut worden. Hinter den Schatten von Männern, die Hitlers Opfer erst dann wurden, als sie, spät genug, sich weigerten, noch länger seine Diener zu sein, ließ die restaurative Gesellschaft der Bundesrepublik taschenspielergleich jene Männer verschwinden, die zu feiern sich mit den erklärten Tendenzen eben dieser Gesellschaft wohl kaum vereinbaren ließ. Ein Staat, der die kommunistische Partei verbietet, kann schlecht das Andenken an jene Opfer des faschistischen Terrors wahren, die bereits 1933 — ebenfalls mit dem Verbot einer kommunistischen Partei — entrechtet wurden. Ein Staat, dessen Kanzler die SPD als den Unter-

gang Deutschlands verteufelt, kann schwerlich den Sozialdemokraten Otto Wels und dessen berühmte Rede gegen das Ermächtigungsgesetz als Vorbild staatsbürgerlicher Tugend preisen. Ein Staat, dessen Regierungsmitglieder aus ihrer offenen Gewerkschaftsfeindlichkeit kaum noch einen Hehl machen, ist gezwungen, das Andenken an jene Gewerkschaftsmitglieder zu verdrängen, die bereits in den ersten Monaten der Nazi Herrschaft in die damals noch „wilden“ KZ der SA eingeliefert wurden. Derselbe Staat betreibt hingegen die Idealisierung einer Offiziersgruppe, die zwar Hitler beseitigen, seinen Krieg aber gewinnen wollte: noch im Mai 1944 zum Beispiel forderte ein Memorandum der Verschwörer für geheime Verhandlungen mit den Westalliierten die Rückgabe der ehemaligen Kolonien und die Ostgrenzen von 1914! Wie erfolgreich dieses Betreiben war, zeigt sich an dem Schicksal des Stückes von Wolfgang Graetz, das ein realistischeres Bild der „Verschwörer“ zu geben versucht.

Wolfgang Graetz begann mit der Niederschrift seines Schauspiels (nach einjährigen Vorstudien) im Frühjahr 1964. Ein Vierteljahr später schickte er eine Szene und ein Exposé des ganzen Stückes an die von Erwin Piscator geleitete Freie Volksbühne in Westberlin. Am 3. Juli 1964 antwortete ihm der Dramaturg des Theaters, Hermann Kleinselbeck. Der Brief nahm hauptsächlich auf den Inhalt des geplanten Stückes Bezug, über die formale Ausarbeitung ließ sich — da nur eine Szene fertig vorlag — wenig Endgültiges sagen. Mit der beabsichtigten Tendenz erklärte Kleinselbeck sich einverstanden: „Der Stoff aber, das möchte ich Ihnen gegenüber klar genug aussprechen, ist von großem Interesse für uns, besonders in der Perspektive, die Sie an ihn anzulegen beabsichtigen. Daß Sie den Stauffenberg-Mythos ein wenig zerzausen wollen, ist berechtigtes Unterfangen. Indem Sie somit eines unserer seltsamsten Tabus ankratzen, verhelfen Sie Ihrem Stück, was den Spielplan eines politisch-ambitionierten Theaters angeht, zu einem elementaren und lebendigen Akzent. Wie wichtig eine entschiedene und unkonventionelle Ausgangsstellung ist, hat ja Hochhuth mit seiner Papst-Perspektive bewiesen. ... Der Stoff und ihr Ansatz sind ‚richtig‘, und ich kann Ihnen nur sagen: Es wäre schön, wenn wir in nicht allzu langer Zeit ein gutes Stück über den 20. Juli hätten.“

Im weiteren Verlauf interessierten sich auch der Frankfurter Intendant Harry Buckwitz sowie der Hessische Rundfunk für das Stück. Im November 1964 bestellte der Frankfurter Dramaturg Dr. Klinger ein zeitgeschichtliches Gutachten über die inzwischen vorliegende erste Fassung bei Golo Mann. Dr. Klinger war es auch, der — angeblich nach Erhalt dieses Gutachtens — im Hessischen Rundfunk anrief und mitteilte, das Gutachten sei vernichtend ausgefallen, er habe jedoch von Golo Mann die Auflage erhalten, das Gutachten nicht weiterzugeben. Der Hessische Rundfunk ließ daraufhin den Plan einer Sendung fallen, das Frankfurter Schauspielhaus war ebenfalls nicht mehr interessiert. Interessant ist, daß Golo Mann inzwischen bestritten hat, überhaupt jemals ein Gutachten

angefertigt zu haben; aus Termingründen sei es ihm unmöglich gewesen, er habe lediglich seine private Ansicht über das Stück in einem rund anderthalbseitigen Brief Dr. Klinger mitgeteilt.

An dieser Stelle ist zum ersten Mal jener selbst „verschwörerhafte“ Mechanismus zu beobachten, dem „Die Verschwörer“ in der Folge noch häufig zum Opfer fielen. Auch in Berlin waren inzwischen nämlich merkwürdige Dinge geschehen. Hatte Intendant Piscator in einem Telefongespräch mit dem Autor nach Erhalt der ersten Fassung nur noch einige dramaturgische Einwände geltend gemacht, so teilte sein Dramaturg Willi H. Thiem dem erstaunten Autor (bzw. seinem Bühnenverlag) wenig später mit: „Es handelt sich bei den ‚Verschwörern‘ um eines jener Gesinnungsstücke, die durchgehend in der historischen Kolportage bleiben und denen einzig die Gesinnung einen gewissen Anspruch mitgibt. Das ist für das deutsche Theater im Jahre 1964 etwas zu wenig. Und für unser Institut ist das Stück schon gar nicht machbar: Berlin als Theaterstadt, ein großes Haus wie das unsere, und die Notwendigkeit, eine lange Serie zu spielen, geben uns keine Chance für die ‚Verschwörer‘.“ Offensichtlich zielt Thiems Einwand auf angeblich ungenügende formale Qualitäten. Nun ist über den Geschmack bekanntlich schwer zu streiten: die Tatsache jedoch, daß sich um ausländische Buchausgaben der „Verschwörer“ Verlage wie Gallimard, Feltrinelli und Grove Press (kaum als Fachverlage für Kolportage bekannt) bemühen, bringt einen auf den Verdacht, die ästhetischen Bedenken seien nur vorge-schoben. Erhärtet wird dieser Verdacht durch eine Äußerung, die Erwin Piscator selbst noch in diesem Jahr tat: „Wir sind an dem Stück von Graetz interessiert, doch zur Zeit überwiegen unsere Bedenken. Es fragt sich, ob es taktisch richtig ist, die Entidealisierung in diesem Maße heute zuzulassen.“

Wenn es Piscator, dem einst kompromißlosen Vorkämpfer des politischen Theaters in Deutschland, heute auch an Mut zu gebrechen scheint: immerhin ist er ehrlich und läßt die taktische Katze aus dem formalen Sack. Die meisten anderen Angriffe gegen das Stück waren wesentlich geschickter, das heißt unaufrichtiger. Ein beliebtes Argument war dabei die vorgebliche historische Ungenauigkeit des Stückes — ein Einwand, der auf eine selbst historisch nicht sehr beschlagene Öffentlichkeit seinen Eindruck nicht verfehlte (ein besonders hübsches Beispiel dieser Unbeschlagenheit lieferte auf einer während der Frankfurter Buchmesse 1965 abgehaltenen Pressekonferenz eine Dame, die den Autor fragte, wie er dazu gekommen sei, dem Generalobersten Erich Hoepner derartig hilflose Sätze in den Mund zu legen, wie sie ein Offizier seiner Ausbildung doch unmöglich gesagt haben könne. Die allgemeine Zustimmung des Auditoriums schlug in Betretenheit um, als Graetz darauf hinwies, daß er gerade die besonders inkriminierten Sätze Hoepners wörtlich dem historischen Quellenmaterial entnommen habe.)

Tatsächlich ist Graetz' Stück in seiner historischen Treue von fast naturalistischer Detailgenauigkeit. Der Kritiker Urs Jenny warf dem Autor sogar vor, keine „intelligente Kritik“ am Mythos des 20. Juli zuwege zu bringen, „und zwar nicht, weil er sich zu wenig an die Tatsachen hält, sondern weil er zu sehr an ihnen klebt.“ Dementsprechend fiel dann auch ein Gutachten der Historikerin Franziska Violet vom Münchener Institut für Zeitgeschichte aus, das der Rütten & Loening Verlag — vor der Annahme des Stückes für die Buchausgabe — erstellen ließ. Abgesehen davon, daß es merkwürdig berührt, in einem historischen Fachgutachten folgende Wendung zu finden: „einige Stellen bei Zeller (die ich hier nicht benennen kann, weil ich das Buch zur Zeit nicht zur Hand habe)“ — ist der Gesamttenor widersprüchlich. Als Beispiel dafür mögen hier einige Abschnitte des zusammenfassenden Schlußurteils stehen:

„Trotz der von mir erhobenen Einwände, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, daß Stauffenberg in einem für mein Gefühl falschen Licht erscheint, halte ich das Stück in seiner Art durchaus für geglückt. Es ist gut durchgeformt, in sich schlüssig und geschlossen, es verfügt über eine gewisse Spannung und über Figuren von individuellem Gepräge. Es ist ‚bühnenreif‘, man kann es — und sicher recht effektiv — ohne Änderungen inszenieren.

Wenn ich trotzdem zu einer Ablehnung tendiere, so nicht etwa, weil mir das Stück unsympathisch wäre oder ich gar Stauffenberg als nationalen Helden gerettet sehen möchte. Im Gegenteil: die Gesichtspunkte des Verfassers sind mir vertraut und ich stimme ihnen weitgehend zu.

Meine Neigung zur Ablehnung resultiert vielmehr aus der grundsätzlichen Überzeugung, daß der aspektreiche und zeitlich weit zurückverweisende Komplex 20. Juli ein epischer und kein Stoff für ein Bühnenstück ist, jedenfalls dann nicht, wenn dieses Bühnenstück nicht ein historischer Reißer sein, sondern das ‚keineswegs auf Hitler beschränkte Verhängnis‘ darstellen will, ‚das heute noch fortwirkt‘. Und diesem an sich selbst gestellten Anspruch hat denn auch der Verfasser m. E. nicht gerecht werden können.“

Man könnte diese Stellungnahme als ein klares und entschiedenes „Jain“ bezeichnen. Gravierende historische Einwände macht sie nicht geltend, der Rütten & Loening Verlag brachte dann auch in diesem Herbst die Buchausgabe heraus. Ein zweites Gutachten erstellte Dr. Graml, ebenfalls vom Münchener Institut für Zeitgeschichte, für den Intendanten der Münchener Kammerspiele. Dr. Graml arbeitete über ein Vierteljahr an diesem Gutachten, führte während dieser Zeit auch Gespräche mit dem Autor, deren Inhalt Wolfgang Graetz heute dahingehend zusammenfaßt, daß auch Dr. Graml keine konkreten Einwände zu erheben hatte, jedoch immer wieder darauf insistierte, die „Verschwörer“ hätten „edlere Motive“ gehabt. Dem Münchner Intendanten August Everding erschien das fertige — und ablehnende — Gutachten unerheblich, fünf Tage nach dessen

Erhalt äußerte er auf einer Pressekonferenz die Absicht, das Stück herauszubringen. Inzwischen hat er diese Absicht geändert, eine Begründung steht aus: offenbar lohnte sie *keine* Pressekonferenz.

Bei dem Scheitern der Verhandlungen mit den drei Theatern dürfte die inzwischen gegen das Stück entfachte Pressekampagne eine nicht geringe Rolle gespielt haben. Michael Graf Soltikow drohte bereits Ende Mai dieses Jahres, daß er wegen der geplanten Aufführung des Stücks das Bundesverfassungsgericht anrufen werde. Angeblich verstoße das Stück gegen mehrere Artikel des Grundgesetzes. Soltikow gab an, als Vertreter der Witwen und Waisen der Opfer des 20. Juli zu handeln. Diesem Einschüchterungsversuch ließ Soltikow jedoch keine konkreten Schritte folgen, er wiederholte ihn lediglich am 28. Oktober 1965 in München. An diesem Tag verhalf die Lesebühne der Humanistischen Union dem Stück erstmalig zu einem größeren Publikum (und einem großen Publikum erstmalig zur Bekanntschaft mit einem Stück, das ihm die subventionierten Theater unseres Landes offensichtlich vorzuenthalten gedenken). Vor der Lesung ließ Soltikow einen Brief verteilen, in dem er „namens von Witwen der Opfer des 20. Juli 1944, die ich seit 1945 ehrenamtlich vertrete und zugleich im eigenen Namen“ gegen die Urlesung Protest einlegte. Er wies ferner „mit großem Ernst und Nachdruck darauf hin, daß dieses unwahrhaftige Stück von vorn bis hinten eine Verunglimpfung von Toten darstellt und damit eine Straftat, die gemäß § 189 Strafgesetzbuch mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft wird. Sollte dieses ‚Theaterstück‘ wirklich heute verlesen werden, so werden wir mit allen gesetzlich erlaubten Maßnahmen gegen die Verantwortlichen vorgehen.“ Die Einschüchterung mißlang, die Lesung fand statt und das „Hilfswerk 20. Juli“, die Vereinigung der Hinterbliebenen der Opfer des 20. Juli, distanzierte sich anderntags ausdrücklich vom Grafen Soltikow. Immerhin kolportierte Soltikow mit seiner Behauptung, das Andenken der Verschwörer werde in den „Verschwörern“ verunglimpft, lediglich ein Gerücht, das lange vor Erscheinen des Stückes verbreitet wurde und sich bis heute hartnäckig hält. Demgegenüber möchten wir aus einem Brief zitieren, den ein Angehöriger eines der Opfer nach der Lektüre des Stückes dem Autor schrieb: „Ich habe das Stück mit Interesse, wenn auch gleichzeitig mit großer Skepsis gelesen. Meine Skepsis hat sich insoweit als verfehlt erwiesen, als Ihr Stück objektiv betrachtet keine persönliche Verunglimpfung einzelner Beteiligten enthält und es insbesondere auch nicht Ihre Absicht zu sein scheint, die Person Stauffenbergs herabzuwürdigen.“ Der Briefschreiber fährt fort: „Andererseits halte ich Ihr Stück für nicht geeignet, eine besondere Diskussion auszulösen, die ich persönlich zu jeder Zeit begrüße.“

Die Geschichte des Stückes beweist, daß es durchaus fähig ist, eine Diskussion auszulösen: daß diese Diskussion mit Hilfe von Gerüchten, unwahren Vor-

würfen, Einschüchterungsversuchen und ähnlichen Manövern geführt wird, ist kaum dem Autor Wolfgang Graetz anzulasten. Daß die Diskussion zeitweilig auf einer Ebene geführt wird, auf der sich der Kölner Volkswartbund mit der Münchner National- und Soldatenzeitung (beide drucken die Auslassungen eines Herrn Wolf Heribert Flemming, der Bert Brecht mit Johannes R. Becher verwechselt, Wolfgang Graetz einen „kriminellen Schmierfinken“ und das bundesrepublikanische Kulturleben „entartet“ nennt) — dieser Stil ist nicht der Wolfgang Graetz', sondern der seiner Gegner. Gerade die unheilige Allianz zwischen Volkswartbund und National- und Soldatenzeitung zeigt deutlich, welche Interessen sich empfindlich gestört fühlen, wenn versucht wird, Licht in ein künstlich erzeugtes Dunkel zu bringen, in dem zwar Legenden gedeihen, kaum aber historische Wahrheit. Es wäre schön, wenn die Bundesrepublik Deutschland sich als Erbe aller antifaschistischen Traditionen und Aktionen in der Zeit von 1933 bis 1945 betrachten könnte und würde. In den Fundus dieser zu bewahrenden Werte dürften aber nur solche aufgenommen werden, die einer kritischen Überprüfung nicht mit unlauteren Methoden entzogen werden müssen, sondern ihr standhalten können. Die Fundamente eines Hauses müssen nicht vergoldet sein, sondern solide.

Es ist durchaus möglich, daß Wolfgang Graetz bei seinem Bemühen, einen falschen Mythos zu entlarven, in einigen Punkten zu sehr ins entgegengesetzte Extrem verfallen ist. Hannah Arendt schrieb ihm im April 1965: „Ob alle Einzelheiten stimmen, weiß ich nicht. Es ist ja keineswegs einfach, die Wahrheit zu erfahren, da alle damit beschäftigt sind, die Unwahrheit zu verbreiten.“ Angeblich wird die Unwahrheit verbreitet, um das Ansehen Deutschlands im Ausland nicht zu beschädigen. Angeblich ist der Mythos vom 20. Juli das einzige Alibi Deutschlands gegenüber den Verbrechen Hitlers. Ein besseres Alibi wäre es, ehrlich zu sein und zu versuchen, der Wahrheit näher zu kommen als Legenden es gemeinhin tun. „Die Verschwörer“ von Wolfgang Graetz stellen ein *solches* Alibi dar, und Hannah Arendt vermutete, das Stück werde im Ausland einen sehr guten Eindruck machen: „Man ist ja nachgerade daran verzweifelt, daß Deutsche noch jemals wieder bereit sein werden, die Wahrheit zu sagen.“ Der „Fall“ Wolfgang Graetz enthält wenig, was diese Verzweiflung mindern könnte.

Wolfgang Graetz
aus „Der vergebliche Aufstand“
(20. Juli 1944 in Paris)

Personen:

1. Wirt
2. Gaston
3. Denise
4. Feldwebel
5. General von Stülpnagel
6. Oberstleutnant von Hofacker
7. Kriegsverwaltungsrat Dr. Horst
8. Generalfeldmarschall von Kluge
9. General von Blumentritt
Mädchen
Ordonnanz

1. Bild

Platz vor dem Hotel Raphael, am Eingang ein Schild: „Militärbefehlshaber Frankreich“, zwei Posten patrouillieren,
vorn rechts ein Wohnhaus,
vorn links ein kleines Café mit zwei Tischen auf der Straße, an einem Tisch sitzt Gaston, spricht mit dem Wirt, der in der Tür steht.
Aus dem Hause rechts kommen zwei Feldgendarmen und führen einen Soldaten ab.

Wirt: (verhalten) Da haben Sie wieder einen!
Gaston: (achselzuckend) Solange es ihre eigenen sind . . .
Wirt: Der Freund von Louise.
Gaston: Warum ist er nicht zu uns gekommen?

Wolfgang Graetz: Der vergebliche Aufstand

Wirt: Wir hätten uns um ihn kümmern sollen.
Gaston: Man kann sich nicht um jeden kümmern. Sonst vergißt man sich selbst.
(Denise tritt aus dem Hotel, zeigt ihren Ausweis vor, kommt nach vorn)
Wirt: Jetzt kommt Denise!
Gaston: (blickt hin) Ich denke, sie wollte einen mitbringen?
Wirt: So einfach wird es nicht sein. Du hast gehört, was Robert letztens gesagt hat . . .
Gaston: Sie sind nur gegen Hitler.
Wirt: Nein, nicht nur, aber . . .
Gaston: Und erst, seit sie den Krieg verlieren.
Wirt: Gegen Hitler waren sie auch früher schon. Manche.
Gaston: Warum haben sie dann für ihn Krieg geführt?
(Wirt zuckt die Schultern)
Denise: (gibt Gaston die Hand) Bin ich sehr spät? (stellt ihre Tasche ab)
Gaston: Du bist meistens spät.
Denise: (lacht) Siehst du! Und heute bin ich früher! (setzt sich) Sie hatten alle keinen Hunger, und der General hat die Tafel eine Stunde früher aufgehoben als sonst.
Wirt: (blickt zum Himmel) Ja, es ist sehr warm heute.
Denise: (nimmt Gastons Glas) Darf ich? (trinkt)
Gaston: (lauernd) Vielleicht ist es heiß?
Denise: Robert wollte mich noch sprechen. Aber ich konnte nicht da-
bleiben und herumstehen — und er muß immerzu ans Telefon.
Gaston: (zum Wirt) Dann stimmt es doch?
Wirt: Ich weiß nicht.
Denise: Was? (blickt von einem zum andern)
Wirt: (winkt ab) Es wird soviel erzählt!
Denise: Was wird erzählt?
Gaston: Madeleine hat angerufen. Das Wachregiment ist alarmiert. Sie kennt dort einen.
Wirt: Das kommt oft vor.
Gaston: Aber gerade heute. (zu Denise) Aus London haben sie gestern durchgegeben, daß Hitlers Hauptquartier in die Luft gesprengt werden soll. Hat Robert nichts gehört?
Denise: (lacht) Hitlers Hauptquartier liegt in Rußland.
Wirt: In Ostpreußen.

Denise: Ist dasselbe.
Gaston: Wissen sie nichts?
Denise: Wenn sie es hier schon wüßten — wer weiß es dann noch nicht?
Wirt: Hitler! Das ist wie mit einem Mann, den seine Frau betrügt: die ganze Stadt weiß es, nur er selber weiß nichts.
Denise: Glaubst du, sie sind alle gegen Hitler?
Wirt: Aber sie sind auch nicht alle für ihn.
Denise: Die meisten. Und die Jungen alle.
Wirt: (wegwerfend) Die Jungen! Was wissen die Jungen?
Denise: (amüsiert) Und von den Alten sind welche dagegen, weil die Jungen dafür sind. Wie in der Schule: der Lehrer will es besser wissen.
Wirt: (knurrt unzufrieden) Ah —! Ihr denkt immer, die Alten wollen es nur besser wissen!
Denise: Mir wären die Jungen lieber — wenn sie nicht für Hitler wären.
Wirt: Das glaube ich. Aber darum geht es nicht.
Denise: Die Alten sind mir zu müde.
Wirt: Aber sie sind anders.
Gaston: Meinst du, sie sind für uns?
Wirt: (geplagt) Für uns können sie nicht sein, aber ...
Gaston: Sie wissen selbst nicht, wofür sie sind. Und wogegen.
(zu Denise) Oder hat es dir schon einer gesagt?
Denise: (kokett) Zu uns sind sie sehr nett — manchmal.
Gaston: Zu uns nicht. (Zeigt seine verkrüppelte Hand)
Wirt: Sie sind nett, wenn man mit ihnen zu tun hat.
Gaston: Ich habe auch mit ihnen zu tun gehabt.
Denise: Mit der Gestapo.
Gaston: (erstaunt) Sind die anderen anders?
Denise: Die Gestapo können sie selbst nicht leiden.
Gaston: (sarkastisch) Stimmt. Einer hat mir neulich geklagt, daß die Gestapo alles falsch gemacht hat. Sie haben uns falsch behandelt. Sonst wären wir auf ihrer Seite und wären mit ihnen gegen Rußland gezogen.
Wirt: Ja, das meinen welche.
Denise: Das meinen sie alle. Auch mit Hitler.
Wirt: Was: mit Hitler?

Denise: Daß er alles falsch macht. Wenn er so weitermacht, wollen sie ihn absetzen.
Wirt: (erstaunt) Geht das?
Gaston: Wenn es geht, dann frag sie: warum erst jetzt?
Denise: (achselzuckend) Vielleicht hat er es bis jetzt richtig gemacht.
Wirt: Sie haben es vielleicht nicht früher gemerkt.
Gaston: Ich habe einen gekannt, der hat falsches Geld gemacht. Aber er hat es für richtiges gehalten, solange es die anderen nicht gemerkt haben.
Wirt: Was hat das mit Hitler zu tun?
Gaston: Hast du eben gesagt: sie haben jetzt gemerkt, daß er falsch ist.
Wirt: Manche haben es auch früher schon gemerkt.
Gaston: Aber sie haben probiert, ob es geht. Solange es ging, war er richtig. (befriedigt) Und jetzt geht es nicht mehr. (zum Wirt, spöttisch) Ist einer, der sein falsches Geld nicht mehr loswird, kein Falschmünzer mehr?
Wirt: (beharrlich) Es gibt auch andere.
Gaston: Wieviel?
Wirt: Und wenn es nur zwei oder drei sind!
Gaston: An drei Kapitalisten, die nichts verdienen, wird der Kommunismus nicht scheitern.
Wirt: Aber sie sind da.
Gaston: Wo? (deutet ins Café) Sitzen sie drinnen?
Wirt: Zu uns werden sie nicht kommen.
Gaston: (zu Denise) Frag sie! Warum sie nicht zu uns kommen!
Denise: Was sollen sie bei uns?
Gaston: Sie könnten uns helfen. Und wir helfen ihnen. Frag sie, ob sie uns Waffen geben für unsere Leute!
Denise: Einer hat neulich Waffen fortgeschafft. Aber sie haben ihn erwischt.
Gaston: Ein Offizier?
Denise: Nein, ein Soldat. Jetzt haben sie ihn eingesperrt. Ich glaube, sie wollen ihn erschießen.
Gaston: Wer? Die Gestapo?
Denise: Nein, er kommt vor ein Kriegsgericht. Das sind Offiziere, glaube ich.
Gaston: Ah, siehst du!

Wirt: Das ist überall so, Gaston! Nicht nur bei den Deutschen.
Gaston: (zu Denise) Wenn die Offiziere für uns wären, würden sie uns Waffen geben. Für unsere Leute. Und wir würden ihnen unsere Leute geben. Dann könnten sie ihn absetzen. Ihren Hitler.
Denise: (lacht auf) Das machen sie nicht mit!
Gaston: Warum nicht?
Wirt: So kannst du nicht fragen, Gaston!
Gaston: Wie soll ich fragen? Ich möchte wissen, um was es ihnen geht.
Denise: Wenn man sie hört, geht es ihnen darum, den Dreck von den Schuhen zu kriegen.
Gaston: Also sehen sie ihn selbst?
Denise: Ein bißchen. Das, was oben drauf ist.
Gaston: Warum ziehen sie die Schuhe nicht aus? Dann sähen sie ihn ganz. Und wären ihn auch gleich los.
Denise: Ohne Schuhe können sie nicht laufen.
Wirt: (nicht einverstanden) Ich kenne einen ...
Gaston: (amüsiert) Du kennst immer einen!
Wirt: Sie sind eben nicht alle gleich.
Gaston: Aber wenn sie drüben im andern Graben liegen, mit derselben Uniform alle und mit demselben Stahlhelm alle, und schießen auf uns, dann sind sie alle gleich. Du kannst dir nicht aussuchen, auf welchen du schießen willst. Woran erkennst du den, der anders ist? (Wirt zuckt die Schultern) Den erkennst du erst, wenn er überläuft und steht neben dir. In deinem Graben. Und auf deiner Seite. Warum kommen sie nicht zu uns?
Denise: Überlaufen ist bei ihnen verboten.
Wirt: Bei uns auch.
Gaston: Wir sind aber im Recht.
Wirt: Das bilden sie sich auch ein.
Denise: Sie wissen, daß sie nicht im Recht sind.
Gaston: Sie haben uns überfallen. Und nicht wir sie.
Wirt: (zu Denise) Hat dir schon einer gesagt, daß sie sich im Unrecht fühlen?
Denise: Robert! Sagt es jeden Tag.
Wirt: (winkt ab) Ah — Robert! Der ist schon bei uns. Auf unserer Seite. Aber die anderen — bring einen, der zugibt, daß sie im Unrecht sind.

Denise: Zugeben wollen sie es nicht.
Gaston: Aber sie wissen es. Das ist noch schlimmer, als wenn sie es nicht wüßten.
Wirt: Du siehst alles viel zu schwarz, Gaston.
Gaston: (tut erstaunt) Ah — ja?
Wirt: Ich kenne welche ...
Gaston: Ich kenne auch einen — der war dein Sohn und hat nicht so schwarz gesehen. Bis sie ihm die Augen verbunden und ihn an die Wand gestellt haben. Seitdem sieht er nur noch schwarz.
Wirt: Das waren die anderen. Die SS.
Denise: Aber die Soldaten haben ihn gefaßt. Und die Offiziere haben ihn verhört und haben ihn zur SS bringen lassen.
Gaston: Damit sie jetzt sagen können, es ist die SS gewesen.
Wirt: Ich glaube immer noch ...
Gaston: Ich glaube nichts mehr.
Wirt: Daran liegt es.
Denise: Robert kommt! (ein Feldwebel tritt aus dem Hotel, kommt herüber) Dreh dich nicht um, Gaston!
Gaston: (betont unbefangen) Was ist mit dem, der in Berlin war? (Feldwebel schlägt Umwege ein)
Denise: Ich weiß nicht. Er hat gestern mit anderen gesprochen, und die waren nachher sehr nervös. Sie haben sich in einem Zimmer eingeschlossen, und als ich ihnen eine Flasche Wein gebracht habe, sind sie still gewesen, bis ich wieder aus dem Zimmer war.
Gaston: Aber was ist mit ihm?
Denise: Ich weiß nicht.
Feldwebel: (setzt sich wie zufällig, tut fremd) Einen Beaujolais bitte!
Wirt: (ebenso) Einen Beaujolais, Monsieur! (geht ab)
Gaston: (fragt in die Luft) Was gibt es?
Feldwebel: (ebenso) Wir warten auf eine wichtige Meldung.
Gaston: (belanglos) Über Hitler?
Feldwebel: (verblüfft zu Gaston) Wißt ihr es schon?
Gaston: London hat es gestern abend angekündigt.
Feldwebel: Dann wird es bestimmt schief gehen. Wenn es schon alle Welt weiß.
Gaston: Hauptsache, Hitler weiß es noch nicht.
Feldwebel: Bis jetzt haben wir noch keine Meldung. Ob es gelungen ist.

Gaston: Und wenn es gelungen ist?
Feldwebel: Zuerst wollen sie die SS verhaften.
Gaston: Und dann? (Feldwebel zuckt die Achseln) Weiter nichts? (Wirt bringt den Wein) Was ist mit dem, der in Berlin war?
Denise: Der Flieger.
Feldwebel: (überlegt) Der ist in Ordnung.
Gaston: Würde er mit uns sprechen?
Feldwebel: Ich glaube nicht.
Gaston: (ironisch) Spricht er nicht französisch?
Denise: Oh, er spricht sehr gut!
Gaston: Mit wem?
Feldwebel: Er hat französische Freunde.
Gaston: Was für welche?
Feldwebel: Einen Bankier und einen Industriellen . . .
Gaston: Ah — verstehe! (Wirt zuckt die Schultern, Gaston zum Feldwebel) Und mit uns würde er nicht sprechen? (Feldwebel schüttelt den Kopf) Warum nicht?
Feldwebel: Kann ich dir nicht erklären. (lacht auf) Verstehe ich selber kaum.
Denise: (imitiert Feldwebel) Und du bist ein Mensch!
Gaston: Was ist er? Ein Preuße?
Feldwebel: Er selbst würde vielleicht mit euch sprechen — aber dann würden die anderen wieder nicht mehr mit ihm sprechen.
Gaston: (tut beeindruckt) Ah — sehr kompliziert, wie?
Feldwebel: Noch komplizierter, als ihr denkt.
Denise: Und — werden sie Schluß machen mit dem Krieg?
Feldwebel: Nicht mal das steht fest.
Wirt: Aber: wollen sie? (Feldwebel zuckt die Schultern)
Gaston: (amüsiert) Steht auch nicht fest.
Feldwebel: Es gibt nur ein paar, die wissen, was sie wollen. Und die dürfen es nicht laut sagen, sonst erschrecken die anderen und machen nicht mehr mit.
Gaston: Ah — verstehe! Sie müssen — wie sagt man? — betrogen werden zu ihrem Glück!
Feldwebel: So ungefähr.
Gaston: Und wenn sie merken, daß sie betrogen werden?
Feldwebel: Hoffen wir, daß sie es nicht merken.

Denise: Aber wieso müssen sie erst betrogen werden?
Wirt: (unwillig) Ihr fragt! Sie wissen eben selbst noch nicht, was richtig ist. Das habe ich vorhin schon gesagt.
Gaston: Sie kämpfen immer noch für Deutschland.
Wirt: Und wir? Uns geht es um Frankreich.
Gaston: Mir geht es um viel mehr.
Denise: Mir geht es um weniger. Ich denke nur an unser Leben.
Gaston: Das ist dasselbe. Jedenfalls geht es uns nicht nur um Frankreich.
Wirt: Aber auch.
Gaston: Das trifft sich zufällig so.
Feldwebel: Bei euch! Bei uns trifft sich zufällig umgekehrt. Unsere Herren müßten gegen ihr eigenes Land kämpfen. Und das gelingt ihnen nicht.
Wirt: Uns würde es auch nicht gelingen.
Gaston: Was sprichst du von uns? Weißt du, ob es mir nicht gelingen würde?
Wirt: (unwillig) Ach, du bist Kommunist, Gaston!
Gaston: Gut, dann muß man vielleicht Kommunist sein.
Feldwebel: Bei solchen Verhältnissen — bestimmt. Sonst verfängt man sich in der falschen Linie.
Denise: Man kann auch einfach Mensch sein.
Feldwebel: Können die meisten nicht. Dann fehlt ihnen die Uniform, und sie wissen nicht mehr, auf welche Seite sie gehören.
Wirt: Man kann auch an Gott glauben.
Feldwebel: (sarkastisch) Kann man! Aber den haben die schon engagiert! (zeigt sein Koppelschloß) Steht hier drauf: Gott mit uns!
Wirt: Das ist falsch!
Gaston: Sagst du! Sie sagen: es ist richtig! Nun frag ihn!
Wirt: Wen?
Gaston: Deinen Gott!
Wirt: Und wer sagt dir, was richtig ist? Deine Partei?
Gaston: Zu der bin ich erst gegangen, als ich schon wußte, was richtig ist.
Wirt: Aber woher hast du es erfahren?
Gaston: Von der Gestapo. Die Messieurs waren so liebenswürdig: sie haben mich als Kommunisten verhaftet und als Kommunisten geschlagen und haben mir als Kommunisten die Finger gebrochen. Wie sollte ich dann keiner sein?

Wolfgang Graetz: Der vergebliche Aufstand

- Wirt: Mußt du sein, was sie dir sagen?
- Gaston: Muß ich. Damit ich die Richtung nicht verliere.
- Wirt: (zum Feldwebel) Und wie bist du dazu gekommen?
- Feldwebel: Sie sind als einzige dagegen.
- Wirt: Andere sind auch dagegen — nicht nur die Kommunisten!
- Feldwebel: Die meisten nur halb.
- Gaston: Wenn sie ganz dagegen wären, brauchten wir nicht hier zu sitzen und zu warten. Sondern könnten ihnen helfen. Aber das wollen sie nicht.
- Denise: Wir sind immer noch ihre Feinde.
- Gaston: Und wenn wir ihre Feinde sind, dann sind sie auch unsere. (zum Wirt) Wie willst du es ändern?
- Feldwebel: (zahlt und steht auf) Es wird sich nicht ändern lassen. Sie müssen erst besiegt sein.
- Denise: Dann hat es gar keinen Sinn, wenn sie Hitler absetzen?
- Gaston: Für uns nicht.
- Wirt: (zum Feldwebel) Aber du möchtest auch, daß sie es tun?!
- Feldwebel: (lächelt verlegen) Man möchte oft auch das, was nicht das Allervernünftigste ist.
- Wirt: Warum soll es nicht vernünftig sein?
- Feldwebel: Weil es dann so weitergeht. Wenn die ihn absetzen. Bloß mit einem anderen Koppelschloß. Ohne Hakenkreuz.
- Wirt: Das glaube ich nicht.
- Gaston: Wir werden es bald wissen. (Feldwebel geht ab, Gaston hinterher) Gib uns Bescheid, wenn es soweit ist.
- Denise: Glaubst du, daß es ihnen gelingt?
- Gaston: Vielleicht.
- Denise: Aber nicht, daß es Sinn hat?
- Gaston: (bestimmt) Nein! (blickt auf die Uhr) Deine Mittagspause ist vorbei. (Denise steht auf)
- Wirt: (beharrlich) Aber es sind viele gegen Hitler.
- Gaston: Das genügt nicht. Es genügt nicht einmal, um ihn abzusetzen.
- Denise: Warum nicht?

Wolfgang Graetz: Der vergebliche Aufstand

- Gaston: Weil sie zuviel zu bedenken haben. Sie wollen von einem gedeckten Tisch die Decke wegziehen, ohne daß die Gläser umfallen.
- Denise: (belustigt) Ich habe mal einen Zauberer gesehen, der konnte das.
- Gaston: (gleichgültig) Sie sind aber keine Zauberer! (er steht auf und geht mit dem Wirt ins Café, während Denise zum Hotel hinüber geht)

Vorhang

5. Bild

Saal im Schloß La Roche-Guyon: Ordonnanz und ein Mädchen decken den Tisch in der Mitte.

- Mädchen: Für wieviel Personen denn nun?
- Ordonnanz: Fünf oder sechs. (Mädchen legt die Gedecke auf, Ordonnanz stellt Weingläser hin, holt Servietten) Und dann den Leuchter! Der Marschall speist gern bei Kerzenschein.
- Mädchen: Vor mir aus! Wenn er sonst keine Sorgen hat... (Kluge führt Stülpnagel, Hofacker und Horst herein, Blumentritt folgt, sie sind im Gespräch, Ordonnanz und Mädchen gehen ab)
- Kluge: Feldmarschall Sperrle war bereits bei mir, eben vor einer Viertelstunde — Nach seinen Worten weiß man bei der Luftwaffe bis jetzt überhaupt nichts...
- Blumentritt: Und möchte auch nichts wissen, glaube ich.
- Kluge: (nickt) Ich wollte ihn noch zum Essen bitten, aber er mußte angeblich gleich wieder weg.
- Stülpnagel: Die Luftwaffe war schon immer... (zu Hofacker) Wissen Sie ja am besten, Hofacker.
- Hofacker: Die Leute sind natürlich auf Göring eingeschworen — und damit auch auf Hitler und die Partei und alles, was damit zusammenhängt. Sie verdanken Göring ja letzten Endes auch alles.
- Kluge: Inzwischen haben wir leider — oder Gottseidank, wie Sie es nennen wollen! — auch ein Fernschreiben von Keitel bekommen. Danach lebt Hitler, und die Befehle von Witzleben sind für ungültig erklärt worden...
- Stülpnagel: Von Keitel können Sie nichts anderes erwarten. Für den wäre Hitlers Tod der Weltuntergang...

- Kluge:** *(ungehalten)* Aber er hat demnach die Fäden wieder in der Hand! Darauf kommt es doch an! *(mit ziellosen Schritten)* Ich weiß nicht, was wir machen sollen! *(deutet zerstreut auf die Sessel)* Bitte, nehmen Sie doch inzwischen Platz! *(sie setzen sich)* Ich sehe auch immer noch nicht klar. *(zu Blumentritt)* Wie steht es nun? *(setzt sich ebenfalls, betont bequem)*
- Blumentritt:** Wie schon gesagt: Luftwaffe weiß nichts, Oberg ebenfalls nicht, der Marinebefehlshaber, Admiral Krancke, soll eine Nachricht haben, wir wissen aber nicht, welche — und sonst ... *(Ordonnanz tritt ein, bringt Wein, schenkt ein, Kluge betrachtet seine Fingernägel, Hofacker und Stülpnagel wechseln unruhige Blicke, Ordonnanz geht ab, Kluge hebt sein Glas)*
- Kluge:** *(nachdem er getrunken hat)* Also nach wie vor: alles unklar!
- Stülpnagel:** Wenn Oberstleutnant von Hofacker kurz skizzieren darf ...
- Kluge:** Bitte! Tragen Sie vor!
- Hofacker:** *(sucht eine Form zum Vortragen, da er dasselbe mit Kluge schon allein besprochen und den anderen nun quasi eine Farce vorzuspielen hat)* Ich möchte gleich offen sprechen, Herr Generalfeldmarschall ...
- Kluge:** *(spielt ebenso mit)* Bitte!
- Hofacker:** Sie wissen, daß Graf Stauffenberg mein Vetter ist — *(Kluge nickt)* und daß ich in den letzten Tagen mit ihm und General Olbricht und — *(mit Blick auf Kluge zurückhaltender)* noch einigen Herren gesprochen habe. Ich habe vor einiger Zeit die Verbindung des Berliner Kreises zu Generalfeldmarschall Rommel hergestellt ...
- Kluge:** *(kommt ihm zuvor, heiter-nachsichtig)* Und waren auch der Verfasser des Ultimatums!
- Hofacker:** Mitautor — würde ich sagen. Feldmarschall Rommel war mit mir der Auffassung, daß sich die Front hier im Westen nur noch wenige Tage halten läßt und daß man versuchen muß, mit den Westalliierten zu einer Einigung zu kommen, möglichst zu einem Waffenstillstand, damit Truppen freiwerden und an die Ostfront geworfen werden können. *(Kluge nickt beifällig)* Feldmarschall Rommel glaubte zwar, daß er Hitler durch ein Ultimatum bewegen könne, Verhandlungen zuzustimmen ...
- Kluge:** *(erheitert)* Sie selbst glaubten das aber nicht? *(trinkt einen Schluck und zeigt weiteres Interesse)*

- Hofacker:** Nein, ich war mir vollkommen darüber im klaren, daß Hitler beseitigt werden mußte — auch aus anderen Gründen ... *(Kluge unwillig)* Aber das würde hier zu weit führen. *(Kluge nickt)* Vor allem glaube ich, daß wir unser Verhältnis zu Frankreich normalisieren müssen, um den Rücken freizubekommen ...
- Kluge:** Jaja, alles sehr schön! Soweit ist es mir — sagen wir: geläufig. Aber nun —?
- Hofacker:** Nun hat Stauffenberg ein Attentat auf Hitler verübt, in Berlin haben Beck und Witzleben das Kommando übernommen — der Staatsstreich läuft also, und wir können nicht mehr zurück. *(Kluge nicht überzeugt)* Im übrigen halte ich das Unternehmen in Berlin nicht einmal für das Entscheidende — es kommt meines Erachtens viel mehr auf uns hier an, im Westen, und auf unsere Entscheidung. Wenn wir uns Beck anschließen und in seinem Sinne handeln, das heißt: wir übernehmen die vollziehende Gewalt, setzen SS und SD fest und nehmen Verhandlungen mit Eisenhower auf, dann haben wir den Krieg binnen weniger Tage beendet. *(wartet, dringlicher)* Es steht allein bei Ihnen, Herr Generalfeldmarschall! Sie haben die unumschränkte Gewalt hier im Westen — *(Kluge nicht einverstanden)* und wenn Sie hier vollendete Tatsachen schaffen, dann ist der Krieg beendet. Es hängt nur von Ihnen ab, Herr Generalfeldmarschall, die schrecklichste Katastrophe der deutschen Geschichte zu verhindern ...
- Kluge:** Nun mal langsam! Ich habe sie schließlich nicht verursacht.
- Hofacker:** Aber es ist die allerletzte Gelegenheit, Herr Feldmarschall! Und die bietet sich Ihnen — und uns!
- Kluge:** *(betrachtet seine Hände)* Das ist alles sehr schön, Herr Oberstleutnant — und wohl auch menschlich anständig gedacht ... *(steht auf, geht nach hinten, die andern folgen ihm mit Blicken, er wendet sich ihnen zu, nun distanziert)* Aber leider unrealistisch! *(die andern warten noch, Kluge blickt einen Moment auf die Landkarte, dann abschließend)* Tja — meine Herren: eben ein mißglücktes Attentat! Daran läßt sich nichts ändern.
- Stülpnagel:** *(springt auf, erregt)* Aber Sie sind doch eingeweiht gewesen, Herr Feldmarschall!
- Kluge:** *(blickt weg, kalt)* Nein, Herr General! Keine Ahnung habe ich gehabt. *(die andern stehen ebenfalls auf, Stülpnagel geht steif an Kluge vorbei zur hinteren Tür hinaus, Kluge blickt auf die Uhr, geht nach links ab)* Behalten Sie Platz, meine Herren! Es wird gleich aufgetragen.

- Horst: (nach peinlichem Schweigen) Ist denn wirklich nichts mehr zu machen?
- Blumentritt: Sie müssen die Situation bedenken: wie soll Herr von Kluge sich jetzt verhalten? (betont theoretisch) Die Sache wäre ja ganz anders, wenn — nehmen wir einmal an — das Hauptquartier ausgefallen wäre. Daß keine Befehle herauskämen! Aber so —! Wir können die Fernschreiben von Keitel nicht einfach ignorieren.
- Hofacker: (halb für sich) Ich beginne, einiges zu bedauern.
- Horst: (irritiert) Wie? Bereuen Sie es?
- Hofacker: (ostentativ) Ich bereue, daß ich nicht auf meine französischen Freunde gehört habe.
- Blumentritt: Was heißt das?
- Hofacker: Das heißt, daß Hochverrat nicht genügt!
- Horst: Sie meinen — wir hätten mit der Résistance...
- Hofacker: Wir sind anscheinend alle noch nicht genügend betroffen. (geht zur hinteren Tür) Sonst gäbe es solche vernünftigen Überlegungen nicht. (blickt hinaus)
- Blumentritt: Sie können vom Herrn Feldmarschall auch nicht den Leichtsinn eines Husarenleutnants erwarten.
- Hofacker: Aber den Mut.
- Blumentritt: Mit Mut allein richten Sie hier nichts aus. Ein bißchen Glück brauchen Sie auch.
- Horst: Aber wie es heißt, hilft das Glück ja dem Mutigen.
- Blumentritt: Eine wacklige Hoffnung!
- Hofacker: (knapp) Für mich eine Erfahrung! Die Feigen weichen nämlich in der Regel zurück.
- Blumentritt: Dabei vergessen Sie, daß auch die Dummen mitunter mutig handeln: weil sie in ihrer Dummheit die Folgen nicht übersehen. Und wissen Sie, mit wieviel Dummheit wir zu tun bekämen?
- Hofacker: (abweisend) Man kann auch zuviel Folgen sehen!
- Blumentritt: (versucht zu scherzen) Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste — heißt es bei den Landsern.
- Hofacker: Und weiter oben heißt es: Vorsicht ist die Mutter der Karriere!? (Einen Moment Schweigen)
- Horst: Übrigens war ich der Meinung, Feldmarschall von Kluge wisse über alles Bescheid...
- Hofacker: Selbstverständlich wußte er Bescheid.

- Horst: Aber — warum hat er sich dann noch einmal alles vortragen lassen? Als ob es ihm ganz neu sei!
- Blumentritt: Vielleicht wollte er es neu hören? Um es noch einmal gänzlich unvoreingenommen zu beurteilen?
- Hofacker: (erregt) Na, dann... Verzeihen Sie, wie jemand heute noch irgendetwas, was Hitler und Konsorten betrifft, unvoreingenommen sehen kann, ist mir schlechthin ein Rätsel! Dazu muß man ja die psychische Konstitution eines Zigarettenautomaten besitzen.
- Blumentritt: Der Feldmarschall sieht die Dinge eben als Militär...
- Hofacker: (lakonisch) Das merkt man.
- Kluge: (stürmt aufgebracht herein, Stülpnagel folgt, nun seinerseits sehr ruhig, Kluge zu Blumentritt) Stülpnagel berichtet mir eben, daß in Paris schon alles läuft! Der gesamte SD soll verhaftet werden! Oder ist schon! Das hat Herr von Stülpnagel befohlen! Ohne Meldung, ohne Rückfrage bei seinem Oberbefehlshaber! Das ist doch eine Eigenmächtigkeit sondergleichen! (blickt Stülpnagel zornig an)
- Stülpnagel: (breitbeinig, ruhig, fast heiter) Jawohl, das habe ich befohlen! (Hofacker nickt ihm eifrig zu) Ich habe bei Ihnen anfragen lassen und erfahren, daß Sie nicht erreichbar waren, daraufhin habe ich selbständig gehandelt.
- Kluge: Aber das ist doch — was haben Sie sich denn dabei gedacht? Bitte?!
- Stülpnagel: Ich habe die Meldung aus Berlin erhalten...
- Kluge: Ach, die Meldung! Sie wissen doch, daß die falsch ist! Hätten sich's zumindest denken können! Oder wo rückfragen!
- Stülpnagel: (unbeirrt) Und habe mit Generaloberst Beck gesprochen.
- Kluge: Und von dem haben Sie sich einwickeln lassen!
- Stülpnagel: Ich habe mich nicht einwickeln lassen, sondern ich habe Beck mein Wort gegeben. Und das halte ich!
- Kluge: (will scharf erwidern, beherrscht sich, zerfahren) Blumentritt! Sie telefonieren sofort mit Paris! Der Befehl muß auf der Stelle rückgängig gemacht werden. Sonst kann ich für nichts garantieren!
- Blumentritt: Jawohl, Herr Feldmarschall! (geht ab)
- Kluge: (drohend) Für gar nichts! (marschiert umher)
- Ordonnanz: (tritt ein) Darf serviert werden, Herr Generalfeldmarschall?
- Kluge: (zerstreut) Wie bitte? — Ach so, ja! Ja, bitte! (läuft herum) Das sagen Sie mir auch erst jetzt! Nachdem wir schon eine Stunde hier sitzen und reden! (schüttelt den Kopf, Hofacker blickt auf die

Uhr und nickt befriedigt, Ordonnanz trägt auf, Kluge beruhigt sich mühsam) Naja, hoffen wir, daß Blumentritt die Sache noch einrenken kann! *(bleibt stehen, geht dann zum Tisch)* Tja — meine Herren, ich darf dann zum Essen bitten! *(alle gehen zum Tisch, Kluge setzt sich, die anderen ebenfalls, Kluge nimmt eine Schüssel)* Sieht ja ganz appetitlich aus! *(tut sich auf, reicht die Schüssel weiter, die anderen nehmen kaum, Kluge ißt bereits, aufgeräumt)* Nehmen Sie nur! Nehmen Sie! Ist genug da! *(ißt, scherzt)* Wie bei Herrgotts in Frankreich ist es nicht gerade, aber — gegen Smolensk das reine Schlaraffenland! *(lacht gutgelaunt, dann mit leichtem Ressentiment)* Naja, Sie waren ja die ganze Zeit im Westen, da ist der Appetit nicht mehr so groß! *(lacht und ißt genußvoll, die anderen wechseln Blicke, Kluge zu Stülpnagel)* Wenn wir noch an die alten Zeiten denken — da ging's noch hoch her! *(ißt weiter)*

Stülpnagel: *(anzüglich)* Wenn ich an die alten Zeiten denke...

Kluge: *(lacht)* Na, denken wir lieber nicht! Verdirbt einem bloß die Laune! Genießen wir lieber das, was wir haben! *(hebt sein Glas)* Prost! *(sie trinken, Kluge ißt hungrig weiter)*

Blumentritt: *(kehrt zurück, behutsam)* Scheint einiges im Gange zu sein.

Kluge: *(unaufmerksam)* So? — Wen haben Sie gesprochen?

Blumentritt: Oberst von Linstow.

Kluge: *(nebenhin zu Stülpnagel)* Ist Ihr Chef?

Stülpnagel: Jawohl.

Kluge: *(ißt, daneben)* Und?

Blumentritt: *(zögernd)* Nach dem, was Linstow mir sagte, läßt sich nicht mehr viel machen...

Kluge: *(merkt auf)* Wieso?

Blumentritt: Die Aktion rollt bereits, die Truppen sind unterwegs und verhaften SS und SD, es sollen bereits einige Leute in Fresnes eingeliefert sein.

Kluge: *(springt ärgerlich auf)* Das ist doch... *(zu Stülpnagel)* Warum haben Sie mich denn aber auch nicht angerufen?

Stülpnagel: *(steht gleichfalls auf)* Ich habe Sie nicht erreichen können, wie ich schon sagte. *(die anderen stehen ebenfalls wieder auf)*

Kluge: *(rennt hin und her, dann zu Stülpnagel)* Sie müssen sofort nach Paris zurückfahren und die Verhafteten schleunigst wieder freilassen! Stülpnagel! *(der schweigt)* Sie allein tragen die Verantwortung! Ist Ihnen das klar?

Stülpnagel: *(bestimmt)* Wir können nicht mehr zurück, Herr Feldmarschall! Die Tatsachen haben bereits gesprochen.

Hofacker: Ich möchte weiter gehen und sagen: wir haben bereits gewonnen! Es wäre geradezu Selbstmord, einen gelungenen Staatsstreich wieder rückgängig zu machen.

Kluge: *(ärgerlich)* Er ist doch nicht gelungen!

Hofacker: Doch! In Ihrem Befehlsbereich ist er gelungen, Herr Generalfeldmarschall! Und wenn Sie sich an die Spitze des Aufstandes stellen, schließen sich auch die anderen Befehlshaber an!

Kluge: *(schwankt erneut, dann bitter)* Ja, wenn das Schwein tot wäre! *(die andern blicken sich an, Kluge geht hin und her, dann resigniert)* Aber so geht es doch nicht. *(marschiert weiter, dann entschlossen)* Betrachten Sie sich vorläufig als des Dienstes enthoben, Stülpnagel! Ich kann nicht anders! *(neigt leicht den Kopf)* Guten Abend! *(Stülpnagel, Hofacker und Horst verabschieden sich ebenso, gehen dann ab. Kluge macht noch einige zerfahrene Gesten, setzt sich dann wieder an den Tisch)* Kommen Sie, Blumentritt! Sie haben noch nichts gegessen!

Blumentritt: Können wir nichts tun, um ihm zu helfen?

Kluge: *(ißt schweigend, überlegt, dann quasi privat)* Sagen Sie ihm: er soll sich Zivil anziehen und untertauchen! Die paar Tage, bis die Amerikaner durchbrechen, wird er sich halten können. Was anderes bleibt ihm nicht übrig. *(Blumentritt nickt und geht ab, Kluge ißt allein weiter)*

Vorhang

Günter Kunert
Die Waage

Alles ist einfach. Weil alles in zwei Teile zerfällt, was unsere Eltern noch nicht wußten, und eine Waage bildet; die unsichere Hand zeichnet sie mit Kopierstift auf feuchten Bierfilz. Schau her, Döskopp: Das ist die Welt, ein Strich teilt sie in Hälften, so und so, und jetzt ist es eine Waage. Eine Seite selbstverständlich schwerer als die andere, welche ist klar: wo wir draufsitzen. Weil wir draufsitzen.

Noch eine Lage Bier. Noch eine Runde Schnaps.

Prost — auf den Orden, dessen rotemaillierter Trägerbalken seit heute vormittag im rechten Rockaufschlag steckt: Für vorbildliche Planerfüllung. Das kann-ten unsere Eltern nicht, die beiden zerbröselnden Überreste daheim unter ihren einsinkenden Hügeln, verwildert seit langem, weil der Totenkult lächerlich ist. Wir sind doch keine alten Ägypter.

Moderne Menschen, Mitstreiter im Kampf der Kämpfe, entkamen der Dunstglocke des Aberglaubens beizeiten; ihr Weihrauch steigt aus gemütlichen Zigarren, und das Weihwasser serviert eine barmherzige Schwester, die alles andere als eine Nonne ist: Man überzeuge sich davon nach Lokalschluß.

Noch eine Portion lärmender Witze. Noch eine Runde Geselligkeit und Lebenslust aus der Flasche mit dem russischen Etikett. Hört mal her, unsere Erzeugerskelette, als sie noch keine waren, existierten auf belächelns wert altertümliche Weise in der Lautlosigkeit ihres hölzernen Zimmers, wo sie sich jeden Abend gegenüber saßen, im Dämmerchein zurückgebliebener Beleuchtungstechnik, über ein Buch geneigt, über ein zurückgebliebenes gewiß, über stumpfsinniges Strick- oder Häkelzeug, über ein handwerkliches Irgendwas, daran Mühe zu wenden, sie verschwenden hieß, saßen da und spürten nicht das mächtige Mahlwerk, das System, darin sie staken und zerrieben wurden unter dem goldenen Schimmer ihrer Petroleumlampe, ausgeliefert Kursschwankungen der Börse, Viren, Bazillen, Generalstäben, Zeitungen, Götzen, Göttern, Uranos, dessen Vergewaltigung, dessen Notzucht der Erde sie ungestört hinnahmen.

Wir nicht. Wir arbeiten an der Abschaffung der Nacht. An der Einführung der Vernunft. Wir sind nicht mehr so blind wie die Maulwürfe, die nichts taten als uns zeugen und gebären, um rasch wieder unter dem Boden zu verschwinden, auf dem wir es uns anders einrichten: besser. Noch eine Runde Weihwasser.

Günter Kunert: Die Waage

Unter einem fremden Blick trinken sie, die geräuschvollen, die ihres Daseins sicheren Gäste, fünf insgesamt, aber spüren ihn nicht, da er über sie hinweggeht aus Augen, die zu hoch an der Wand hängen und Herrn Dr. Marx gehören, aber zu schlecht gezeichnet sind, als daß er viel sehen könnte. Und sähe er was, was sollte er sagen mit dieser gegen seinen Mund gepreßten Glasscheibe, mit der Pappwand am Hinterkopf, eingezwängt in vier Goldleisten. Auch wurden ihm weder Stimmbänder noch Gemüt durch jene Flüssigkeit aus der russischen Bottle gelockert, so daß er sich nach mehr als achtzigjährigem Schweigen umständlich und langfristig räuspern mußte, um wenigstens „Cheers“ zu sagen oder eine andere Nettigkeit zu seinen Nachfahren, die inzwischen fast alle Probleme gelöst, fast alle Fragen geklärt haben. Er vernimmt schweigend, wie einfach es heute sei: Alles Konsonanz, Akkord, Homophonie, Gleichklang, Einstimmigkeit; die von ihm aufgedeckten klassischen Antagonismen abgeschafft, beseitigt, li-kwi-dihrt! Heute, lieber Genosse Karl, zerfallen wir in Gesellschaftsnützliche und Nichtnützliche, wobei einem durch ein bißchen emailliertes Blech bestätigt ward, man gehöre der Kategorie an, der man sich ohnehin zuzählte.

Es ist eine Waage: in der einen Schale steigt die menschliche Spreu nach oben, zu leicht befunden, in der anderen sitzen wir um unseren Stammtisch, Biergläser in den Händen, goldrichtig, schwergewichtig, zukunfts-trächtig. Sitzen und reden, bis die zweizeigrige Pflichtmahnerin spricht: Vergiß nicht deinen Dienst. Keine Lage, keine Runde mehr, sondern zahlen.

Durch das fliegenbekackte Glas nimmt Karl Heinrich undeutlich wahr, wie die Fünf zu seinen nicht vorhandenen Füßen sich erheben; vier bewegen sich mit forciert forschen Schritten auf den Ausgang zu, indes der fünfte, der mit blinkender Knopflochfüllung, einen elfenbeinfarbenen Sturzhelm vom Wandhaken hebt, der bediensteten Anti-Nonne einen Geldschein zusteckt, seinen Schenkel an ihr weiches Fleisch preßt, flüstert, was Dr. Marx nicht verstehen, sich aber denken kann, um endlich eilig den anderen hinauszufolgen.

Gleich darauf wird draußen ein Motor angefacht. Dröhnen und Heulen, abklingen, leiser werden, wegknattern über die Landstraße, die hinter des bedeutendsten Sohnes deutscher Nation Rückseite liegt, und die jetzt von dem vorwärtsrasenden Scheinwerfer des Motorrades zu einem weißen Tunnel verwandelt wird, über den sich das Gebirge überflüssiger Nacht wölbt. Dahin auf der Maschine, die Geschwindigkeit und Lebensgefühl produziert. Auch vom Motorrad aus betrachtet ist alles einfach, weil es immer vorangeht, immer voran. Wer fährt, befindet sich stets in Übereinstimmung mit der Straße, gleich welcher, sie bringt einen ja an ein Ziel, wie man hoffen darf. Vorerst jedoch hin zu den Schornsteinbäumen am Horizont, deren Wipfel, Unruh unter allen, glutgefärbt wehend und dampfend sich über die Landschaft verbreiten. Da hinten am Horizont stellen sie her, was durch dünnen Draht zu jedermann gelangt, Licht leuchten und Maschinen laufen läßt, und wovon man

nicht genau weiß, was ist das eigentlich, das da aus den Steckdosen fließt. Ein unzeitgemäßes Mirakel.

Sich stark fühlen, fünfundzwanzig PS stark, stark, weil die rauchenden Türme mit der blutig leuchtenden Krone der Gegenwart den dringlich erwarten und brauchen, der auf zwei Rädern durch den selbstgefertigten Lichttunnel auf sie zurennt, nicht rechts, nichts links schauend: Stark aus dieser Gewißheit, die die Drehzahl unter dem Hintern erhöht.

Die Essen steigen unaufhaltsam. Lichter verkünden hinter der nächsten Kurve: Gleich bist du angelangt. Du kommst noch zurecht. Den du ablöst, der kann sich auf dich verlassen. Alle können es, die heute nacht Kaffee kochen, ungeduldige Blinddärme entfernen, in Kinos hocken, Kräne unter Flutlicht umher-schwenken. Du bist gleich gleich da.

Da geschieht, daß eine Gestalt im Scheinwerferlicht auftaucht: plötzlich und unerwartet. Als würde sie einer dem Fahrer vors Motorrad, um ihm den wichtigsten Weg zu verlegen: den zur Pflichterfüllung. Zu spät erkennt die mottenhafte Figur den Heranrasenden, der seinerseits zu spät die Bremse betätigt, vor sich sekundenlang eine schreckstarre Maske, durchbrochen von drei schwarzen Löchern: Auge, Auge, Mund, aus denen sich das Nichts vorarbeitet. Es erfolgt der Zusammenprall, der Aufschluß gibt, wie weich, wie nachgiebig, sackartig ein Körper wirkt, fährt man mit dem Motorrad in ihn hinein. Nach der als zeit-lupengleich empfundenen Kollision, liegt eine schlappe, beutelige Sache da, hutlos, weißhaarig, stößt Lallen aus und stinkt nach Bier und Schnaps. Alt und besoffen, wenn man das ist, gilt es sich vor Straßen zu hüten, und seien sie noch so nächtlich vereinsamt wie diese hier — was hastig festgestellt wird. Man ist allein. Allein mit der Barriere, die der Zufall aufgerichtet hat, die den Weg versperrt. An Schicksal wird nicht geglaubt. Jeder schmiedet seines selber, und das vordere Schutzblech kann man ausbeulen. Der Abzulösende wartet. Es warten die Generatoren, die Turbinen, die Schornsteine, die Einwohner darauf, daß alles seinen Gang gehe. Da heißt es, sich entscheiden. Abwägen. Auf der Waage, die jeder in sich trägt: da verteilen sich die Gewichte von selbst, da tritt man auf den Anlasser, da schwingt man sich auf den kunstledernen Sattel und betritt die Zentrale, da der Wartende schon die Mütze aufsetzt und unruhig das Zifferblatt über der Schalttafel aus Marmor mustert.

Und die Nacht beginnt wie sonst in dem ausgedehnten Raum und im Angesicht pendelnder oder schwach bebender Zeiger, indem Kaffee gekocht wird: Heißer Trank, erbarme dich meiner. In der braunen Brühe, die Wohlbehagen durch die Adern pumpt, ertrinkt, versäuft, versackt, was sich als Schemen hinter der Scheibe eines Voltmeters wälzte. Schwamm drüber, Kaffee drüber.

Kontrolle. Spannung nachregeln. Telefon: keine besonderen Vorkommnisse. Kein Staub, kein Schmutz auf dem glänzenden Linoleum, keine schnapsstinkende, keine greisenhafte Spreu aus der oberen Waagschale.

Stunde um Stunde, Zigarette um Zigarette wird die Zeit von ihrem eigenen Fortschritt dahingerafft und verschwindet spurlos; Hand um Hand wird in der Toilette gewaschen, das Gesicht dazu, das über dem Waschbecken im Spiegel schwebt: spurlos.

Später steigt die Sonne aus dem Gummiarabicum, aus dem Kleister hinter den städtischen Dächern, so zäh nämlich, so zögernd, als hielte etwas sie davon ab, an den Tag zu bringen, was geschehen ist. Dann erscheint ihr Gefunkel über den Schindeln, Helligkeit, Klarheit, der Tag, die Ablösung: Keine besonderen Vorkommnisse. Man gibt einander die Hand, der eine nimmt seine Mütze ab, der andere setzt die seinige auf und geht hinaus: so einfach ist alles. Die Gespenster, die Geister, Spukbolde, Widergänger sind verbannt in die Turbinen, wo ihr Jaulen, ihr Zischen und Toben die Schaufelräder rasend macht.

Draußen umfängt eine milde Luft den müden Mann, aber sie ist nicht allein: während der Morgendämmerung sind vor der Tür zwei Polizisten aus dem Rasen gewachsen, sie reißen ihre blinkenden Wurzelstiefel los, zeigen, daß sie gehen können und zwar dem entgegen, dessen Motorrad sie an der Gebäudemauer gefunden haben: Zwischen Vorderrad und Scheinwerfer die Deformation, an der heute Nacht ein alter Mann verstorben ist.

Wo Warten für den Normalzustand menschlicher Existenz gehalten wird, in der Stätte des Unbehagens, des staatsbürgerlichen Traumas, sitzt stets ein Uniformierter schreibend hinter einer Schranke, harrt eine unbequeme Bank verdächtiger Gesäße, und hängt er an der Wand: der Bärtige. Jennys Gatte, dessen Kinder nicht über den Schatten des Vaters zu springen vermochten, Fluch der Sprößlinge bedeutender Persönlichkeiten; hängt still an der Wand, zwar nicht Fleisch, aber doch Farbe und Karton gewordene Wirklichkeit des alten Märchens vom Hasen und Igel, der immer schon da ist, wo man auch eintrifft. Selbst wenn der Hase den Gashebel am Motorrad ganz aufdreht, er kommt doch zu spät und weiß es nicht.

Warten. Ein Protokoll wurde bereits aufgenommen, eine Aussage gemacht, eine Sachlichkeit als angenehm empfunden. Warten.

Geräusch der von Amtsfingern unbeholfen benutzten Schreibmaschine stört nicht die Gelassenheit des Wartenden; nicht stört der leere und gleichzeitig konzentrierte Ausdruck des Schöpfers einer Theorie, die zur materiellen Gewalt wird, falls oder wenn sie die Massen ergreift. Gemächlich wird eine Zigarette entzündet und das verwunderte Stocken der Schreibmaschine ignoriert; polizeilicherseits bevorzugt man anderes Verhalten: Unruhe, Unsicherheit, Angst, Reue, Verzweiflung, keine Selbstsicherheit.

Warten.

Während Akten, Reliquien der Macht, in unverständlicher Zeremonie von Tür zu Tür getragen werden, schweigend und bedrohlich. Warten: Zwei Akten-

Günter Kunert: Die Waage

träger raunen sich eine Bemerkung oder einen Befehl zu, Türen klappen: Warten.

Unbegreifliches Zeitverschleudern: Man gab alles zu Protokoll, sagte alles aus, verheimlichte nichts, im Gegenteil: Man hat außer dem äußeren Vorgang den inneren erklärt, hat die Waage dargestellt, freilich ohne Kopierstift und Bierfilz, bloß mit Worten, jedoch eindringlich und nachdrücklich genug. Daß da etwas abzuwägen war auf dem holprigen Pflaster im unsicheren Schein überalterter Laternen, nachdem. Nutz oder Nichtnutz, das war hier die Frage. Nützlich was für wen. Nicht umsonst gelernt: Alles im Zusammenhang sehen. Gelernt: Alles dialektisch betrachten. Gelernt: Einzelinteressen treten zurück, du bist mein Zeuge da oben an der Wand: Sprich für den Nachgeborenen und gib zu Protokoll.

Die Lippen, von Unmengen Bart getarnt, werden auf einmal sichtbar, ein Beben öffnet sie. Die Maschine klappert. Akten wandern hin und her. Erst war die Erde eine Scheibe, nun eine Kugel, aber das bleibt nicht so. Kein Gedanke an Tod nach dem geringfügigen Zusammenprall, nach dem trunkenen Lallen am Boden, nach dem Blick auf die Waagschale, die sich unter der Last von Schornsteinen, Turbinen, Menschenmassen, einer Kugel gar tief, tief senkte, so daß die andere Schale völlig aus dem Blickfeld stieg.

Hinter der Scheibe zwischen vier eichenen Leisten haben die Lippen zu arbeiten begonnen, bilden ganz deutlich Sprache, wie der Wartende erkennt, die er nicht hört. Hebt sich also von der Bank, kreuzt den Raum und gelangt unter das Löwenhaupt, das zu ihm spricht. Die Schreibmaschine schweigt vor Betroffenheit endgültig.

Befände sich nicht die Glasscheibe dazwischen, jedes Wort wäre vernehmlich. Aber würde eines von den Worten abweichen, die man von ihm längst kennt? Man weiß doch alles von ihm, beinahe zu viel schon, und was Neues ließe sich nach achtzig Jahren von dem alten Mann kaum erfahren. Man darf sich daher beruhigt von dem billigen Bild abwenden, welches ein Gespenst zeigt, das in Europa, das auf allen Kontinenten, das in Großhirnrinden umgeht, immer das gleiche und immer ein anderes zugleich.

Geruhssames Abwenden in das Angesicht zweier Polizisten, deren Stimme kein Glas eindämmt, die einem in den Ohren dröhnt, o Jericho: Sie müssen hierbleiben, hierbleiben, hierbleiben.

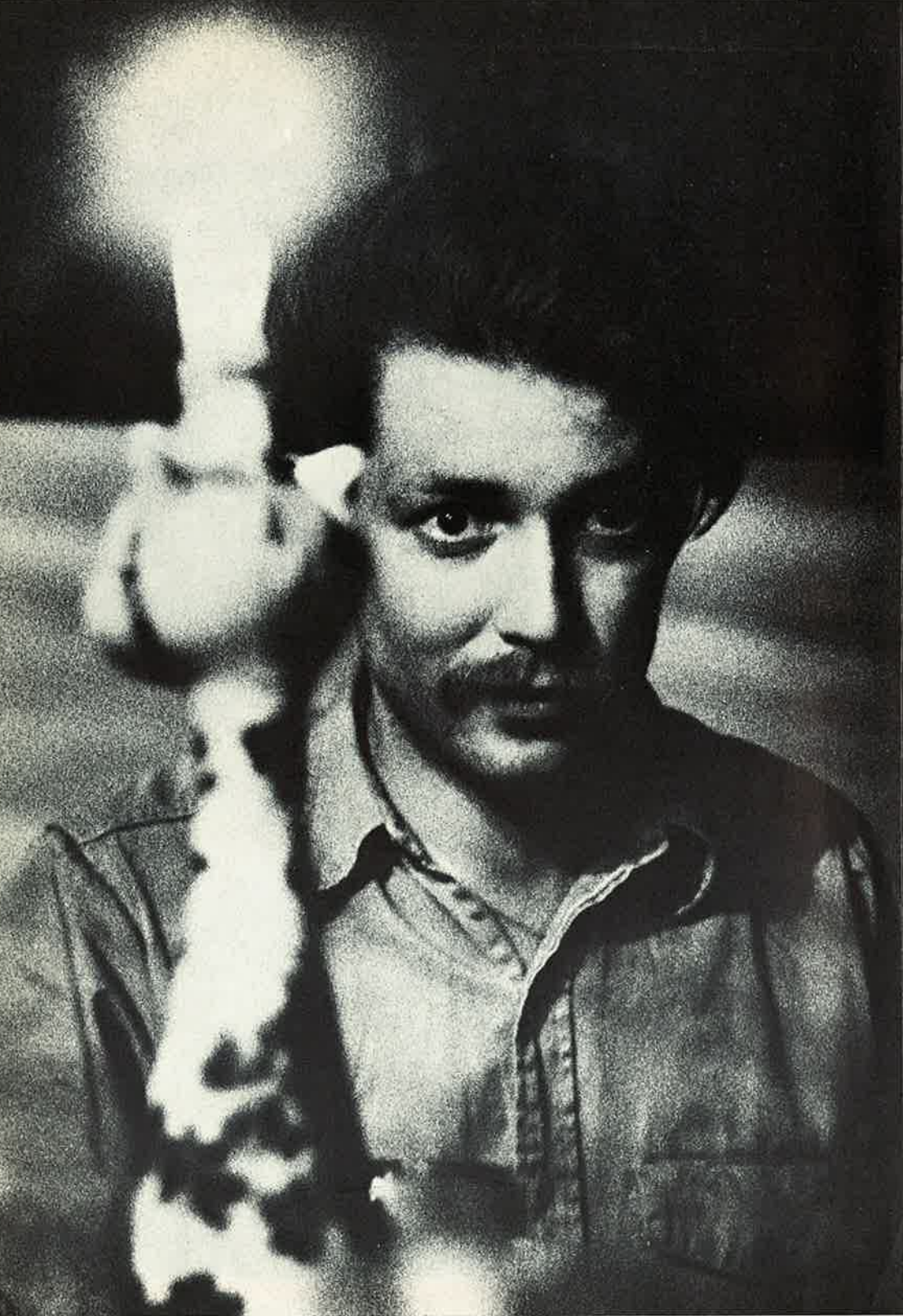
Aber wieso und warum und weshalb denn hierbleiben in der unrichtigen Hälfte, auf der falschen Seite, durch die man zum Staub erhoben wird: Nein, nicht hierbleiben. Eure Gewichte sind falsch geeicht. Nichthierbleibennichthier!

Es bedarf einiger Mühe, den Protestierenden in eine jener kahlen Kammern zu schaffen, die als einzige nie Porträts enthalten. Hier kann sich der Hase für allein ans Ziel gekommen halten.



Foto Malloyer

Wolfgang Graetz im Tentoburger Wald



Herbert Asmodi
Stirb & Werde

Personen:

Otto Xanter
Maedi, seine zweite Frau
Peter } Xanters Söhne aus erster Ehe
Paul }
Anthony Compton-Grey
Franz Stiegloher
Dr. Alex Rademacher

(Die 60er Jahre . . . Das Wohnzimmer der Familie Xanter in einem Landhaus in Murnau in Oberbayern an einem Nachmittag im Frühling.

Die Einrichtung komfortabel und schön. Möbel und Kunstgegenstände gutes süddeutsches Barock.

Zwei Türen. Die eine, hinten links, führt in die Halle und zum Eingang. Die andere, hinten Mitte, zu einem Nebenzimmer, — sagen wir: zum Arbeitszimmer des Hausherrn. Rechts ein Fenster zum Garten.)

Xanter: Erledigt. Ich? Erledigt? Ich — erledigt?!
So kurz vorm Ziel! Und wenschon nicht erledigt,
So doch in meinem Ehrgeiz herb getroffen,
Betrogen um die Früchte meines Mühs,
Zurückgeworfen auf dem Weg nach Oben
Vielleicht für Jahre. Und kein Jüngling mehr!
Und grade jetzt. Da ich mich oft ertappe,
Wenn ich vorm Spiegel mir den Scheitel ziehe,
Wie meine Lippen schon drei Worte flüstern,
Drei Worte, schön wie eine Bürgerkrone,
Ja schön fast wie ein Adelsprädikat:
Mitglied des Bundestages. MdB.
Des Bundestages? Quatsch! Der Führungsspitze!
Denn ohne Zweifel, zum Minister ist
Für mich ein Schritt. Hör ich die Brüder reden,
Und mehr noch: seh ich, was zustand sie bringen —

Das kann ich leicht. Daß ich nicht sag: im Schlaf!
 Ist noch sehr gnädig.
 Damit wärs aus? Ein Essig wärs damit?
 Das Blut gerinnt mir schon, wenn ichs bloß denke.
 War nicht mein ganzes Leben reich gesegnet?
 Nicht Kriechen eines Wurms — des Adlers Flug!
 Starb ich im Kindbett? He? An Mumps und Masern?
 Hat mich der Schule Fron entmannt? Und hat
 Mich hingemäht der Sturm der Pubertät?
 Ha! Selbst der große Orlog, drin verhackstückt
 Die halbe Menschheit ward, mich fraß er nicht.
 Hier sitz ich — und ich lebe! Leb und frage
 Der Fragen kühnste: nach des Ganzen Sinn.
 Gibts einen, welcher ists? Bedenk ich alles,
 Nur eine Antwort schallt: zum Glück bin ich bestimmt.
 Der Schornstein raucht. Die Xanter-Werke blühen
 Und ihre Aktien trotzen jeder Baisse.
 Und aus dem Nichts dies alles, wie mein Land.
 Wie, Deutschland, gleich ich dir! Wie gleichst du mir!
 Ja! Aufgespart, erwählt bin ich zu Großem!
 Die Himmelsmächte selber schützen mich.
 Beschlossen ists, daß ich aus jeder Prüfung
 Stets stärker steige und ich so erklimme
 Der Mannheit Gipfelziel: die Menschheitstat.
 Mich einschreib in die Tafeln der Geschichte.
 Mit dürrn Worten: daß ich siegen soll.
 Doch wie es drehn? Wies machen? Wie es deichseln?
 Ein Königreich für einen Einfall! Hirn
 Entbinde die erlösende Idee!
 Gib, Schädel, her den rettenden Gedanken!
 Und eine Kerze mannshoch will ich stiften
 Auf dem Altar der Lieben Frau vom Bluff!
 Mir fällt nichts ein. Auch nicht die Bohne. Garnichts.
 Ich bin nicht mehr der Alte. Aus der Traum.
 Sie werden kommen, um mich abzuhalftern,
 Und sich vor Lachen wälzen, ists getan.
 Ich fühl mich mürb. Mon dieu, mir ist nicht extra!
 Vorbei. Ich dachte schon, ich müßte kotzen.
 Und doch, ich weiß, es ist nur das Gemüt,
 Das sich umdüstert mehr von Jahr zu Jahr.
 Da hilft nicht Bulrichsalz und Alka Selzer.
 Der Ekel wächst vor allen Weltgeschäften,

Vor allem, was auf Erden kreucht und fleucht.
 Ich bin es leid. Mir stinkt das ganze Dasein.
 O Volk, wie wütest du mit deinen besten Kräften!
 Wer sich dir weiht, o Volk, wie prüfst du den!
 Was quäl ich mich? Was solls? Ganz offensichtlich
 Ist die Nation des Edlen Schweiß nicht wert.
 Sie lechzt danach, daß sie zugrunde gehe.
 Sie gehe denn! Ich wende mich mit Grausen
 Und habs nicht nötig, daß es mich beschwert.
 Was setz ich nicht auf Capri mich zur Ruhe
 Und siedle froh im üppigen Tessin?
 Was zücht ich Rosse nicht im grünen Irland
 Statt dieses Volk von Ochsen zu erziehn!
 Ich möchte schlafen. Schlafen? Sterben möcht ich!
 Des Lebens Humbug von der Seele schütteln.
 Fort! Fort! Vom Menschenpack, dem undankbaren,
 Und nichts als tot sein! Tot! Tot? Hoppla. Hoppla!
 Wieso denn nicht? Tot freilich wär nicht gut.
 So gut wie tot ist besser. Todgeweiht!
 Der Todes Nähe wird sie schweigen machen.
 Wieso den feuern, den das Grab schon hat?
 Wenn Mitleid nicht, verbietet das Kalkül.
 So überspiel ich sie und bleib am Drücker.
 Das ist der wahre Jakob moribund!
 Und ist der Sturm vorüber — erzgesund!
 (Er hat sich beschwingt erhoben. Herein
 MAEDI mit einem Sektglas)

Maedi: Da.

Xanter: Ins Clo mit dem Gesöff!

Maedi: Trink ichs halt selber.

Xanter: (reißt ihr das Glas weg) Du brauchst kein Belebungsmittel!
 (Er trinkt es, schüttelt sich, schmeißt das Glas im hohen Bogen
 durch das offene Fenster in den Garten hinaus und geht ab)

Maedi: (zum Plafond) Sixt es wie is hob bei dem!
 (Herein drei Jünglinge, nämlich die Zwillinge PETER und
 PAUL, inzwischen achtzehn geworden, und ihr etwas älterer
 Freund ANTHONY COMPTON-GREY. Alle drei sind groß,
 schlank, braungebrannt. Ihre Kleidung ist einheitlich: hellblaue
 Hemden, Segelhosen, Stoffschuhe, schwarze Schiffermützen,
 runde, sehr dunkle Sonnenbrillen. Anthony trägt dazu eine ge-
 streifte Clubjacke.

Etwas Befremdliches, Nichtgeheures, Gefährliches geht von diesen selbstsicheren und leicht manierten jungen Herren aus. Für gewöhnlich ist ihre Art zu sprechen aufreizend kalt und unbeeiligt. Wenn sie eine ihrer Nummern zum besten geben, dann mit Tempo und größter Präzision und Perfektion: sie machen Show und sie machen sie brillant.

Ihr Auf- und Abtreten erfolgt stets außerhalb des gebauten Raumes durch die vordersten Kulissengänge.

Sie tragen jetzt Beatle-Perücken. Im englischen Exerzierschritt marschieren sie um Maedi herum, wobei sie, nach der Melodie des River-Kwai-Marsches singen:

Hitler has only one big ball
Goering has two — but they are small
Himmler has something similar
But Goebbels has no balls at all!

Anthony: (kommandiert) Squad — HALT!
(Sie stehen still!)

Maedi: Ich dachte, ihr wolltet heute segeln, Kinder.

Peter: (unbeweglich) Klassemuttchen dachte, wir wollten segeln.

Paul: (dito) Was Klassemuttchen so alles denkt in seinem Klasseköpfchen.

Anthony: (kommandiert) Stand at — EASE!
(Sie rühren)

Paul: Wie wärs mit ein bißchen Intercourse, Jungs?

Peter: Nicht schon wieder.

Paul: Probieren wir die Brummer aus.

Anthony: (kommandiert) Squad — 'SHUN! (sie stehen still)
Take aim — FIRE!
(Sie reißen die Perücken vom Kopf und schmeißen sie auf Maedi)

Anthony: (trocken, die Perücken liegen schon auf dem Boden) Bum.

Maedi: Nun macht aber einen Punkt, Kinder!

Anthony: (kommandiert) Squad — 'SHUN! Quick MARCH!
Left — right — left — right — left — right —
(So marschieren sie noch einmal um Maedi herum)

Die Drei: (singen)
Hitler has only one big ball
Goering has two — but they are small
Himmler has something similar
But Goebbels has no balls at all
(Sie marschieren hinaus)

Maedi: Den Hals möchte ich ihnen umdrahn — mit Gefühl, a ganze Wochen lang.

(XANTER erscheint, mit einem Rollstuhl beladen)

Maedi: Du holst den Rollstuhl herunter?!

Xanter: Dich werd ich fragen. (er setzt ihn ab)

Maedi: O — Du willst ausfahren?

Xanter: Sehr witzig! Sehr witzig! (prüft die Sitzfläche, ärgert sich, schreit plötzlich) Hahaha! Gott, wie komisch! (Da erblickt er eine von den Perücken, hält sie Maedi mit zwei Fingern hin) Verlierst Du Deine Haare neuerdings?

Maedi: Die haben Deine entzückenden Herren Söhne auf mich geworfen.

Xanter: Bezeichnend! In zehn Jahren hast Du ihren Respekt nicht zu erwerben vermocht.
(Er benutzt die Perücke als Putzlappen und fummelt damit an dem Rollstuhl herum. Maedi schaut ihm zu)

Maedi: Ich glaub, Du wirst Dich hineinsetzen.

Xanter: Zieh die Vorhänge zu!

Maedi: Nix werd ich. Ich liebe die Sonne.

Xanter: Jetzt liebst Du auch noch die Sonne! (stopft die Perücke in die Tasche und fetzt wütend die Vorhänge zu)

Maedi: Mach sie sofort wieder auf!

Xanter: Die Beleuchtung in einem Sterbezimmer pflegt bekanntlich eine gedämpfte zu sein!

Maedi: Hab ich Sterbezimmer gehört?

Xanter: Du hast.

Maedi: In einem Rollstuhl! Freiwillig! Am hellichten Tag! Wenn das nicht Schwachsinn ist!

Xanter: Ein gottvoller Geniestreich! Perforiertest Du meine Geduld nicht ständig mit kleinbürgerlichen Aufsässigkeitsexzessen, Du wüßtest Bescheid.

Maedi: Hast Du kleinbürgerlich gesagt?

Xanter: Bis zur Selbstentfremdung habe ich diesbezüglich Jahre beide Augen zugedrückt!

Maedi: Weißt Du, was Du mich kannst —?!

Xanter: Eine wirkliche Dame hätte auch auf diesem Gebiet attraktivere Herausforderungen zu offerieren!

Maedi: Du kannst es!!

Xanter: Gut. Alea jacta est. Reden wir Tacheles.

Maedi: Ja! Du hängst mir längst unmäßig zum Halse heraus!
Xanter: Dito. Eine Scheidung verbieten Vernunft und Religion —
Maedi: Wem?
Xanter: Mir. Demzufolge: Arrangement.
Maedi: Nach Bonn geh ich nicht.
Xanter: Vorschlag: bin ich im Bundestag, hast Du die Freiheit, kannst Dich wälzen in jenen Niederungen der Cafésociety, die Deine Wonne sind. Bedingung: Deine vermutlich noch auf Jahre hinaus sehenswerte Erscheinung steht mir zyklisch zu Repräsentationszwecken zur Verfügung.
Maedi: Wie schaut das finanziell für mich aus, bittschön?
Xanter: Status einer vollbezahlten Gattin unserer Kreise, et cetera, et cetera.
Maedi: Das möchte mir vielleicht konvenieren. Ich will aber noch ein Appartement in Rom. Die Ewige Stadt ist mein Gusto.
Xanter: (*ungeduldig*) Ja.
Maedi: Das Häusel in Ascona möchte ich auch, falls ich einmal ausspannen muß.
Xanter: Ja.
Maedi: Du kannst das in Irland behalten. Beschubbsen wie Deine Mathilde laß ich mich nicht. Und dann natürlich: das Problem des Testaments —
Xanter: Ja. Bis dahin unbedingte Loyalität. Ich brauche dringend Deine Unterstützung.
Maedi: Bitte.
Xanter: Gefahr ist im Verzug. Der Ruin meiner politischen Laufbahn scheint beschlossen, heute abend, sieben Uhr, will eine Abordnung der Partei meinen Platz auf der Landesliste kassieren.
Maedi: Du hast Dich aufgeopfert für die Partei!
Xanter: Du kannst ein Lied singen.
Maedi: Wie willst Du es machen?
Xanter: (*deutet auf den Rollstuhl*) In diesem Vehikel katapultiere ich mich ins Zentrum der bayerischen Politik zurück! Elias feuriger Wagen machte keinen bedeutenderen Effekt!
Maedi: Du spielst den Maroden?
Xanter: Das Verdikt darf nicht ausgesprochen werden.

Maedi: Du brauchst ein bisserl eine Zeit. Damit Du Dirs wieder richten kannst?
Xanter: Exakt. Der Doktor Rademacher ist im Garten?
Maedi: (*hebt den Vorhang*) Er golft mit seinem Spazierstock.
Xanter: Schrei!
Maedi: Gern. Warum?
Xanter: Du hast mich hier gefunden, nahezu leblos, mit schmerzentstellten Zügen. Mit Ach und Krach hast Du mich dann in den kurz zuvor ahnungsvoll von mir verlangten Rollstuhl gehievt, und alsbald bin ich unter einer weiteren Attacke definitiv zusammengebrochen.
Maedi: Demnach wäre ein gellender Notschrei am Platze.
Xanter: Sollte er Fragen stellen —
Maedi: Bin ich vor Bestürzung von Sinnen und bringe kein Wort heraus. (*Xanter besteigt den Rollstuhl*).
Maedi: Also ich schrei jetzt. Dir Deine Karrier verhunzen! Deinen Lebenstraum! Statt daß sie froh sind, daß sie noch ein paar Deppen finden, die sich neben dem Geschäft noch ein bisschen ums Vaterland kümmern mögen. Wartets nur, Herrschaften — euch leuchten wir heim! Gell, Otto?
Xanter: Geschenkt. Bleibe ruhig sachlich. Daß Vaterland und mein Streben Dir Hekuba sind, weiß ich bestens.
Maedi: (*lieb*) Was willst Du — ich bin sachlich. Nach Bonn mußt Du! Ja. Und hoch hinauf dort! Ein Großer mußt Du werden. Einer, nach dem alle schau'n. Der jeden Tag in der Zeitung steht. Ich wünsch es innig. Das hat doch mit dem Gefühl nichts zu tun. Schau: je höher Du hinaufkrazelst, desto tiefer kannst purzeln. Ich bin keine Mathilde. Und zu einem Schmauswaberl taug ich schon gar nicht. Ich sag Dir: wenn ich nicht krieg, was ausgemacht ist, und wenn nicht alles pünktlich am Monatsersten angeschwemmt wird, dann werd ich bö. (*Sie lächelt*) Nämlich, dann hol ich Dich runter von Deinem Starkastel. Zu meinem Sach komm ich. Und wenn ich mich aufführen müßt wie eine — aber so ein Wort nimm ich gar nicht in den Mund. Merk Dirs, schreibs Deiner Vernunft und Deiner Religion auf die gestärkten Manschetten drauf: Deine Moral — das bin ich. Jetzt schrei ich.
(*Xanter, verzerrten Gesichts, sagte etwas. Aber es geht unter in Maedis wohlgelungenem Schrei*)

Maedi: (über die Schulter) Er hats gehört. (zum Fenster hinaus) Schnell, Doktor! (geht vom Fenster weg) Was jetzt?

Xanter: Ihm entgegen!
(Maedi geht hinaus)

Xanter: Kanaille. (dann schlägt er die Hände auf die Armstützen des Rollstuhl, richtet sich auf) Mein Triumphwagen wirst du! Jetzt noch Schwester Cäcilia in der großen Flügelhaube hinter mir — und alle Russen und Chinesen fürcht ich nicht! (dann hat er eine Inspiration) Moment mal! Zuerst muß ich noch unbedingt telefonieren!
(Er rollt ab ins Nebenzimmer. Herein RADEMACHER.)

Rademacher: (nach hinten, dringend) Bitte lassen Sie sich durchaus nichts anmerken! (kommt ins Zimmer, sieht, daß Xanter nicht da ist) Wo ist er —?
(MAEDI erscheint. Wie mit gebrochenen Schwingen, trist, ja ausgesprochen sauer. Sie muß etwas höchst Unerfreuliches erfahren haben. Rademacher deutet auf die angelehnte Tür, geht auf den Zehenspitzen hin, linst ins Nebenzimmer, kehrt dann zu Maedi zurück)

Rademacher: (lächelt wieder) Er telefoniert. (Geste) Typisch für Kranke seiner Sorte. Das Telephon — bis zuletzt. Sie sind sozusagen schon medizinisch tot, und telefonieren noch.

Maedi: (geschlagen) Ich kanns nicht glauben.

Rademacher: Ein hoffnungsloser Fall. Erst kürzlich habe ich mit Professor Zirneis gesprochen. Ihre Familienangelegenheiten liegen mir nun einmal am Herzen. Er war wie betäubt, daß Otto noch am Leben ist. Seiner Schätzung nach hätte er schon seit Weihnachten nicht mehr unter uns weilen dürfen.

Maedi: Das Pech, das ich hab. Vorhin war alles bildschön in Schuß. Direkt als ein junges Mädel hab ich mich wieder gefühlt. Jetzt steh ich wieder da!

Rademacher: Sie stehen keineswegs da. Ein Freund steht an Ihrer Seite. Ein Freund, der Ihre Sache zu seiner eigenen machen wird, sowohl als Arzt, wie auch als Fachmann in Vermögensfragen. Mut!

Maedi: Mut! Kein Testament ist da! Das wird eine Witwenschaft, prost Mahlzeit!

Rademacher: Und Sie werden ein Testament bekommen, das Sie absolut zufriedenstellt. Dafür bürgе ich.

Maedi: Wenn Sie das fertigbrächten —

Rademacher: (umarmt sie) Ich bin ein Mann, dem eine Frau vertrauen kann.

Maedi: Sie schenkten mir den Glauben an das Leben wieder. Axel.

Rademacher: Die besten Testamente werden in Spitälern verfaßt. Davon einmal abgesehen, daß eine solche Lokalität für Otto die gebotene ist. Oder zögen Sie es vor, daß er zu Hause in seiner gewohnten Umgebung —?

Maedi: Ach wissen Sie, Otto ist eigentlich nie ein sehr häuslicher Mensch gewesen.

Rademacher: Wie tapfer Sie sich seinen Neigungen unterordnen. Still! Ich höre ein Geräusch!
(Sie stehen und lauschen)

Xanters Stimme: (kläglich) Maedi! Maedi!

Rademacher: Fassung! Ich fürchte, er ahnt, was mit ihm los ist. Erleichtern wir ihm das Gemüt, indem wir seine Not konsequent nicht ernst nehmen, während wir gleichzeitig danach streben, ihn ins Krankenhaus zu verfrachten. Orientieren Sie Ihr Verhalten einfach an meinem Beispiel.
(XANTER rollt langsam herein)

Rademacher: (albern) Ja wer kommt denn da! Schau! Schau! Das ist aber eine Freude! (zu Maedi) Das wäre in etwa der Ton. Frohsinn, gepaart mit Überlegenheit. Entschlossen durchgehalten ist die Wirkung unfehlbar. Ich habe stets jene Kollegen verachtet, die zur Hebung ihrer Autorität Tragödienstimmung verbreiten. (golft eine Perücke weg)

Xanter: (wackelt mit dem Kopf, legt die Hand hinters Ohr) Wer spricht da?

Rademacher: (zu Maedi) Das Gehör ist überhaupt nicht betroffen. Pure Selbst-dramatisierung. Weitverbreitet unter Persönlichkeiten mit hohem Sozialprestige. Wer gestern noch Menschen und Mächte bewegt hat, mag nicht plötzlich bloß ein simples Krüppel sein. Sagen Sie etwas. (er golft die andere Perücke weg)

Maedi: Es ist Doktor Rademacher, Liebling.

Xanter: (legt die Hand über die Augen) Doktor! Gott sei Dank! Ich ängstige mich entsetzlich!

Rademacher: Was für Allotria, Bester! Im Rollstuhl — am hellichten Nachmittag. Wollen Sie ausfahren?

Xanter: (unterdrückt mit Mühe einen Wutanfall)

Maedi: (zu Xanter) Vor allem darfst Du Dich nicht erregen, Liebling.

- Xanter: (zu Maedi) Ein Kretin. (zu Rademacher) Doktor, es geht mit mir zu Ende.
- Rademacher: Sie sind eine Eiche.
- Xanter: Ich fühle es genau.
- Rademacher: Mit solchen Reden erschrecken Sie nur Ihre liebe Frau.
- Xanter: Hast Du dem Doktor gesagt, daß ich zweimal hintereinander ohnmächtig geworden bin?
- Rademacher: Ihre Ohnmachten sind nicht der Rede wert. Der Luftdruck! Das ominöse Klima des Voralpenlandes! Wie oft haben Sie mir über den Föhn die Hücke vollgejammt! Sie sind extrem wetterempfindlich.
- Xanter: Es ist kein Föhn!
- Rademacher: Ein Himmel wie Schlagrahm. Schieben Sie ihn zum Fenster, Maedi.
- Xanter: (greift in die Speichen) Halt! Ich habe nicht gesagt, daß kein Föhn ist! Ich habe gesagt, daß es bei mir nicht der Föhn ist! (zu Maedi) Hast Du ihm von meinen Krämpfen erzählt? (zu Rademacher) Ich dachte mein Gedärm explodiert. Als hätte man eine geballte Ladung unter meinem Bauch abgezogen!
- Rademacher: Stimmt, Sie sind ja Kriegsteilnehmer. Bei welcher Einheit standen Sie? (zu Maedi) Ich war bei der Luftwaffe. Über die Schlacht um England könnte ich Ihnen die monumentalsten Histörchen berichten.
- Xanter: Das ist mir Affenschmalz!
- Rademacher: (zu Maedi) Vielleicht ein andermal. (zu Xanter) Sie werden sich den Magen verdorben haben. Was haben Sie heute gegessen? (nimmt auf seinem Sitzstock Platz)
- Xanter: Es sind keine Magenschmerzen. Und ich habe auch durchaus nichts Unrechtes gegessen.
- Rademacher: Pardon. (zu Maedi) Revoziere in aller Form. Als ob ich nicht selbst aus dankbarer Erfahrung wüßte, wie vorzüglich Ihre Küche —
- Xanter: Doktor Rademacher!
- Rademacher: (zu Maedi) Können Sie mir verzeihen?
- Xanter: Wenn Sie mit meiner Frau poussieren wollen, dann warten Sie gefälligst bis ich abgekratzt bin!
- Maedi: Otto!
- Rademacher: (immer mit Anmut) Ich verwahre mich feierlich!

- Xanter: Bilden Sie sich nicht ein, daß ich mich von Ihnen aufs Altenteil des Voyeurs setzen lasse!
- Rademacher: Verehrter Freund!
- Xanter: Ich habe es satt, mich von Ihnen wie ein imbeziles Flaschenkind behandeln zu lassen! Ich bin krank! Kaum fähig, einen Finger zu rühren! Beim bloßen Denken bricht mir bereits der Schweiß an den unmöglichsten Stellen aus!
- Rademacher: (neckisch) Telefonieren konnten Sie immerhin noch vorhin.
- Xanter: Ja! Wissen Sie auch mit wem?
- Rademacher: Ich belausche niemals Telephonate.
- Xanter: Ich habe mit Hochwürden Soleder telephoniert!
- Rademacher: Mit Hochwürden —? (er nimmt seine Sportmütze ab und steht auf)
- Xanter: Der unser zuständige Pfarrer und mein Beichtvater ist. (er blickt Maedi an) Ich habe ihn für heute abend sieben Uhr zu mir gebeten. (zu Rademacher) Ich verspüre das Bedürfnis, Frieden mit meinem Schöpfer zu machen.
- Rademacher: (hat Stock und Mütze Maedi gereicht, greift nach Xanters Puls)
- Xanter: Eine dunkle Ahnung sagt mir —
- Rademacher: Einen Hypochonder wie Sie hat die Welt noch nie erlebt. Völlig normal. (ein Blick zu Maedi sagt das Gegenteil. Dann stößt er überraschend den Zeigefinger in Xanters Bauch)
- Xanter: Au!
- Rademacher: Es muß wehtun. (Blick zu Maedi wie vorher) Zeigen Sie mir doch einmal spaßeshalber Ihre Zunge.
- Xanter: (zeigt sie)
- Rademacher: Zum Malen. (zu Maedi den Daumen nach unten) Was soll ich nur mit Ihnen anfangen? Wissen Sie was: ich werde Ihnen eine kleine Spritze geben.
- Xanter: Wozu?
- Rademacher: Vierundzwanzig Stunden durchgeschlafen und Sie lachen über den heutigen Tag.
- Xanter: Abgelehnt!
- Rademacher: Schön. Wenn Sie glauben, daß eine Spritze zu power ist, werde ich eine Ambulanz kommen lassen, die Sie in Gottes Namen ins Spital bringt. Aber nur aus alter Freundschaft!
- Xanter: Ins Spital! Etwas Dümmeres fällt Ihnen wohl nicht ein?!
- Rademacher: Adieu. (küßt Maedi die Hand, wobei er ein Auge zukneift)

- Xanter: Wollen Sie mich hier verrecken lassen?!
- Rademacher: Jetzt fängt er schon wieder damit an!
- Xanter: Ich habe Angst! Bleiben Sie im Hause. Nur heute. Rede ihm zu, Maedi!
- Maedi: Wir brauchen Sie.
- Rademacher: (tatschelt ihr heimlich die Hand) Heute? Das ist schlecht. Ich speise mit ein paar alten Freunden in der Griechischen Taverne. Tommy Hohenlohe, Boy Windischgraetz und Rex Montesquiou — der Vetter von dem, der den Schampus fabriziert. (zu Maedi) Kennen Sie sie? Nette Leute.
- Xanter: (sachlich) Wann?
- Rademacher: Wenn sie aus der Oper kommen.
- Xanter: Das geht.
- Rademacher: Bitte?
- Xanter: Bleiben Sie wenigstens ein paar Stunden. Wenn mir bis sieben nicht besser ist, geben Sie mir eben eine Spritze.
(Man hört eine Autohupe)
- Xanter: Wer hupt denn da so tierisch?!
- Maedi: (beim Fenster) Der Stiegloher.
- Xanter: Schon? Das verheißt nichts Gutes.
- Rademacher: Wenn Sie wünschen, weise ich ihn ab.
- Xanter: Sie sind wohl meschugge! (fängt sich wieder) Vielleicht zerstreut er mich ein wenig.
- Maedi: (bö) Er ist ja auch so lustig.
- Xanter: (wirft ihr einen erbitterten Blick zu, dann erschrickt er) Das Jagdhorn. Ich hatte ihm einen Ehrenplatz versprochen! (er rollt ab ins Nebenzimmer)
- Maedi: Ich dachte, Sie schaffen Otto ins Krankenhaus?
- Rademacher: Wenn die Schmerzen wirklich einsetzen, geht er von selber.
(Rasch herein STIEGLOHER)
- Stiegloher: Grüß Dich, Maedi. Was, der Doktor auch! (blickt zum Barometer) Grüß — (den Rest schenkt er sich. Seine Miene ist finster. Er vermißt das Jagdhorn, zu Maedi, unfreundlich) Wo steckt er. Viel Zeit hab ich net.
- Maedi: Er wird gleich da sein.
(Aus dem Nebenzimmer der gräßliche Ton eines dilettantisch geblasenen Jagdhorns)

- Stiegloher: (strahlend) Schlawiner! Bazi, gselchter!
(XANTER rollt herein)
- Xanter: Franz! Du! War mir doch, als hätte ich eben Deine Stimme gehört. Entschuldige übrigens, wenn Dich mein Blasen gestört haben sollte.
- Stiegloher: (zu Maedi und Rademacher, gerührt) Gstört, sagt er!
- Xanter: Ich übe nämlich schon fleißig. Nicht wahr, Maedi?
- Maedi: (mürrisch) Das Trommelfell schmerzt mich schon.
- Stiegloher: (zu Maedi) Talent hat er. A Talent hör ich sofort. (zu Xanter) Was sieh ich: Du sitzt wieder zwischen die Radln? Willst epper ausfahren — oder?
- Xanter: (lacht) Ausfahren!
- Rademacher: (beleidigt) Pardon, diesen Witz habe ich vorhin schon gemacht. Sie entsinnen sich, Maedi?
- Maedi: Ich entsinne mich.
- Rademacher: (zu Xanter) Bei mir haben Sie nicht gelacht.
- Xanter: Dann lache ich eben jetzt für vorhin mit. (zu Stiegloher) Nein, so was! Du bist das geborene Unikum, Franz, Du heiterst mich richtig auf.
- Stiegloher: (zu Rademacher) Das Wichtige an am Witz is, daß er gut bracht wird, Doktor.
- Xanter: Ach bitte: würdet ihr mich mit dem Franz ein bißchen allein lassen? (er macht Maedi ein Zeichen, Rademacher hinauszubug-sieren) Wir haben da etwas zu bereden. Nur ein Viertelstündchen, Doktor!
(Maedi und Rademacher gehen hinaus)
- Xanter: (hat das Jagdhorn auf dem Schoß, streichelt es liebevoll) Wenn Du wüßtest, welche Freude Du mir damit gemacht hast! Die Kurzweil wie sie im Buche steht! Beim Üben ist mir die Zeit wie im Fluge vergangen.
- Stiegloher: (klopft ihm bewegt auf die Schulter) Was ist? Bist Du gestürzt?
- Xanter: Ich erkläre es Dir später. Setz Dich doch. Hast Du etwas in Erfahrung bringen können?
- Stiegloher: Ja, ja, das Leben! Hat schon mein Vater selig gsagt. (er zieht eine Virginia heraus)
- Xanter: Na hör mal!
- Stiegloher: Ich find scho. Heut is Föhn. Gspürst es? Ich gspür eahm.
- Xanter: Nicht einmal eine Frage zur Jägerprüfung?

- Stiegloher: Geh! Soll ich Dich noch groß plagen?!
- Xanter: Noch?! Franz!!
- Stiegloher: Ja, Herrschaftsaiten! Wos eh bald gar is!
- Xanter: Offene Sprache!
- Stiegloher: Sagt Dir der Name Ludmilla etwas?
- Xanter: Nichts.
- Stiegloher: Ludmilla Gombrovska?
- Xanter: Auch nicht mehr. Ist da ein Verhör?
- Stiegloher: Du mußt den Stiegloher schon reden lassen, wie der Stiegloher mag. Wanns gehen soll, wie Du magst, dann mag ich nimmer und ich geh. Und nachher mags gehn wies mag. Hast mich verstanden?
- Xanter: Dein Wille geschehe. Aber das sag ich — Dir und allen anderen: falls man Zweifel an meiner sittlichen Lebensführung haben sollte — da beißt man auf Granit! Im Gegensatz zu gewissen anderen Herrschaften, Namen brauche ich nicht zu nennen, welche sowohl im Inland wie im Ausland — also, ich für mein Teil habe stets die berechtigte Forderung nach einem gediegenen äußeren Auftreten erfüllt. (*heftig*) Und ich stehe auch nicht wie gewisse Herrschaften im Mittelpunkt von Affairen, Krisen und Prozessen!
- Stiegloher: (*animiert*) Pfüadgod! A gwaßfete Votzen hast fei scho. A propos Votzen: Du hast da neulich eine Red gehalten —
- Xanter: Irrtum! Ich habe zahlreiche Reden gehalten zwischen gestern und neulich. Sofern jemand die Stirn haben sollte, mir mangelnde Aktivität vorzuwerfen!
- Stiegloher: Ich mein die vor die Vertriebenenverbände.
- Xanter: Ich war zweiter Hauptredner. Ich habe circa dreißig Minuten gesprochen. Ich habe das Folgende zum Ausdruck gebracht: Es wird vielleicht nie mehr so werden, wie es war, doch es kann durchaus nicht so bleiben, wie es ist. Eine brillante Rede. Auch wenn ich von dem klirrenden Unsinn meines renommierten Herrn Vorredners, Name nenne ich nicht, absehe. Tosender Beifall. Begründet.
- Stiegloher: Die Rede ist zum Teil vom Fernsehen übertragen worden.
- Xanter: War angebracht und wurde begrüßt.
- Stiegloher: Wo bist Du gewesen beim Militär?

- Xanter: Das bin ich heute schon einmal gefragt worden. Wird hier ein Kriegerverein aufgezogen?
- Stiegloher: Jetzt frag ich Dich. Wehrmacht?
- Xanter: Ja.
- Stiegloher: Immer?
- Xanter: Ja. Frankreich, Afrika, Italien.
- Stiegloher: Im Osten?
- Xanter: Das hätte noch gefehlt.
- Stiegloher: Aber ins Protektorat wirst doch gekommen sein?
- Xanter: Du willst sagen: in die Tschechoslowakei?
- Stiegloher: Sag ich.
- Xanter: Nie.
- Stiegloher: Denk nach.
- Xanter: Pflegt zu geschehen, ehe ich antworte.
- Stiegloher: Du bist aber gesehen worden.
- Xanter: (*ungeduldig*) Wo?
- Stiegloher: Im Protektorat.
- Xanter: Dort war ich nicht!!
- Stiegloher: Sie hat Dich aber gesehen. Erlebt.
- Xanter: Wer, zum Henker?!
- Stiegloher: Die genannte Gombrovska.
(*Schweigen*)
- Stiegloher: Ich frag Dich fei bloß weil ich muß.
(*Schweigen*)
- Xanter: Ich verstehe.
- Stiegloher: (*mit gedämpfter Stimme*) Sie hat Dich gleich wiedererkannt im Fernsehen. Und Deinen Namen hat sie auch gewußt. Otto Xanter.
- Xanter: Meinen Namen auch. So.
- Stiegloher: Es ist aus Prag Material herübersgeschickt worden. Es liegt bei der Staatsanwaltschaft. Natürlich hat die Parteileitung davon erfahren.
- Xanter: Natürlich.
- Stiegloher: Der Redlitz und der Meßthaler hams eingesehen. Es schaut net gut aus für Dich. Du mußt ein Verständnis dafür haben, daß die Partei Dich jetzt net brauchen kann. Der Wahlkampf wird hart. Sein oder Nichtsein, wie der Grassl gesagt hat. Und Du weißt, wie die Roten san, die Haderlumpen, die asphaltierten. Für die

war so Skandal ein Fressen. Ich sieh sichs schon aufmandeln, die Sakramenter, die miserablen. Und ich hörs schon, wies das Mäu aufreißen! Auch an unsere heilige Religion mußt denken, Otto. Der Monsignore laßt Dich sehr liebevoll um eine Einsicht bitten. Du weißt selber, wie leicht heutzutage von einem Klerikalfaschismus geredet wird.

Xanter: *(wie erstarrt)* Das also ist es. Daran hätte ich nie gedacht.

Stiegloher: Zwischen uns bleibts wies is. Solchene Sachen ham mit unserer Freundschaft nix zu tun. Und überhaupt, wie der Dingsda kürzlich in der Schwabinger Brauerei gesagt hat: *(mit erhobener Stimme)* Es ist inzwischen allgemein bekannt, daß im fünfundvierziger Jahr in jenen Ländern das Foltern, Erschlagen und bei lebendigem Leibe Verbrennen von Deutschen ein am hellen Tage und an belebten Orten praktiziertes Volksvergnügen war! Dieses auszusprechen, hat er gesagt, sind wir unserer nationalen Würde und der hohen Idee der Gerechtigkeit schuldig!

Xanter: Hör auf!

Stiegloher: Is es epper net so?

Xanter: Ich bin vollkommen unschuldig!
(Er verläßt den Rollstuhl und läuft im Zimmer auf und nieder. Seine Verzweiflung erbarmt den Stiegloher ungemein)

Stiegloher: Das sag ich ja. Du hast Dir damals bei der ganzen Sach nix denkt, beziehungsweise Du hast, wies heut heißt, im Befehlsnotstand gehandelt.

Xanter: Nein! Nein! Nein! Ich habe überhaupt nicht gehandelt! Ich habe mit allen diesen Schweinereien auch nicht das Schwarze unter dem Nagel zu tun!

Stiegloher: Sei gescheit, Otto. Verreis ein bissl. Was is mit Irland? Du hast doch Grund und Boden dorten. No also! Wart bis alles verjährt ist. Die paar Jahr! Um Dein Zeugn hier kunnt ich mich kümmern. Ich müßt nur eine Vollmacht ham. Freilich, mit der Jagerei is net gar viel los bei die Irländer. Die hams mehr mit die Fisch. Was willst: Fischen is am End das Schlechteste net. Und schau, mir is berichtet worden: zum Fischen brauchts dorten keine Prüfung. No?!

Xanter: Schluß! Ich bedarf Deiner Ratschläge nicht! Und ich denke nicht im Traum daran, mich von der Stelle zu rühren! Ich bleibe hier, und ich erwarte mit der größten Seelenruhe die Erhebungen der Staatsanwaltschaft! Wen jene Dame auch immer wiedererkannt zu haben glaubt: ich bin jener Otto Xanter nicht! Ich habe nie

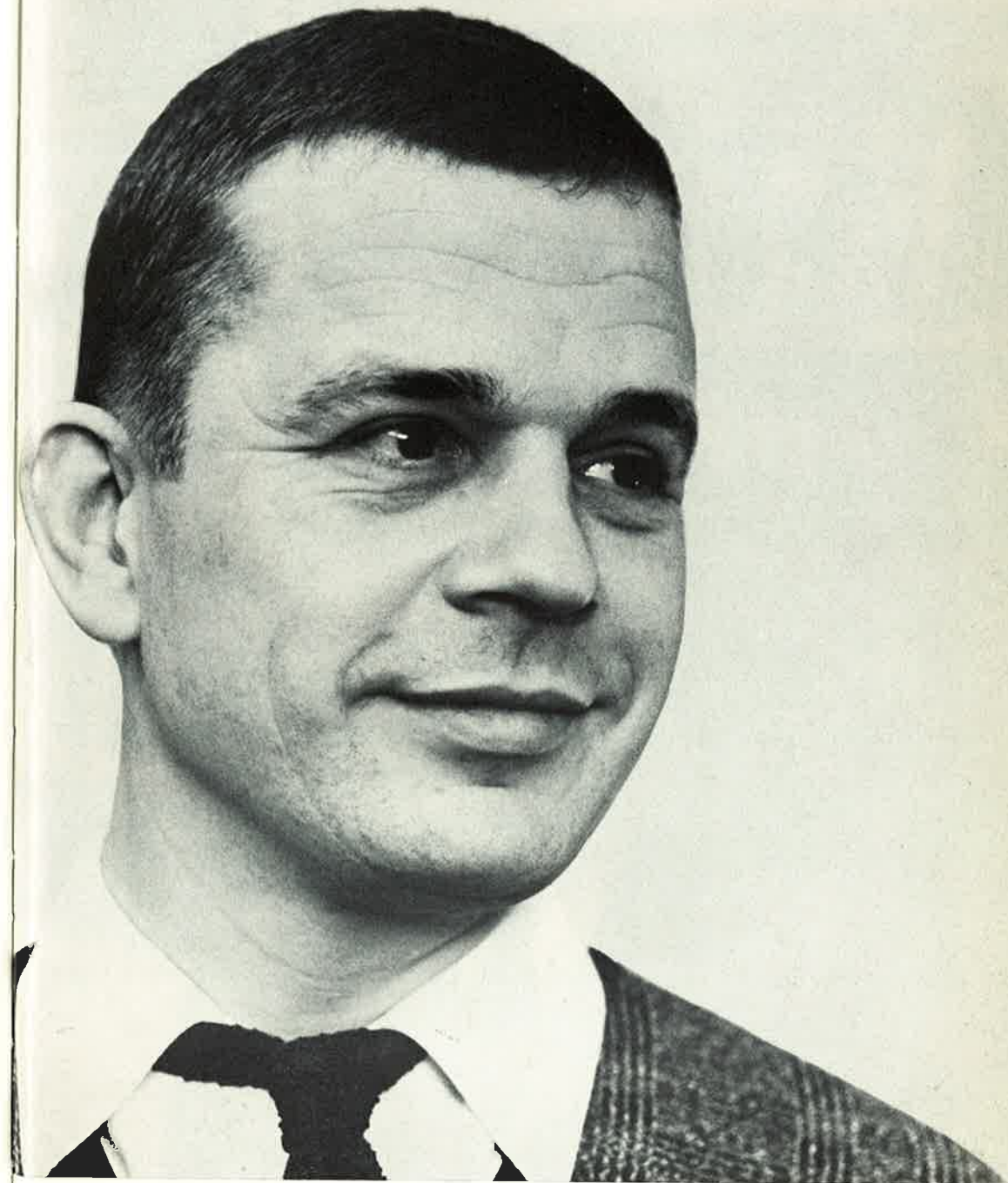
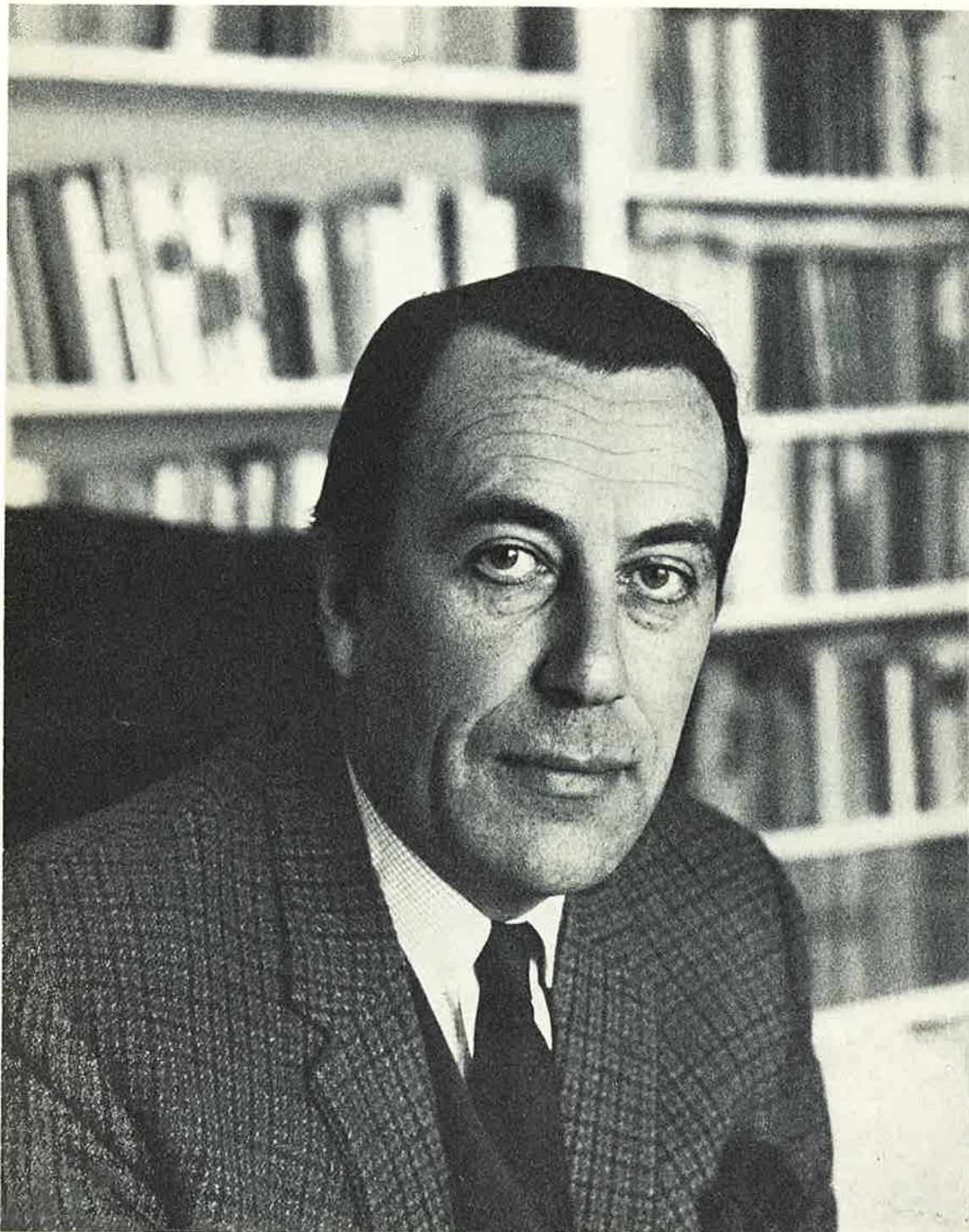


Foto Roger Melis



Herbert Asmodi

Foto F. M. Neusöh

Herbert Asmodi: Stirb & Werde

einen Fuß in die CSSR gesetzt. Meine militärische Vergangenheit ist einwandfrei. Meine politische dito. Und was durchaus nicht so aberwitzig viele von den Herren, Namen nenne ich nicht, von sich sagen können: ich habe zu keiner Zeit meines Lebens jener Partei, noch irgendeiner ihrer Gliederungen angehört. Das steht in meiner Personalakte. Und ist ohne weiteres beweisbar. Schämt man sich eigentlich nicht? Was hier versucht wird, ist Kopfjägerei, ist Rufmord! Aber ich warne! Mit mir nicht! Ich werde euch lehren, einen honorigen, in jedem Betracht verdienten Mann aufgrund östlicher, also zweifelhafter und in diesem Fall völlig unsinniger Informationen einer umfassenden Vernichtung preiszugeben! Freunde! Gott schütze mich vor meinen Freunden! Freunde, das sind Leute, mit denen einem die Enttäuschungen noch bevorstehen! Wo sind sie?

Stiegloher: Bittschön?

Xanter: Im Bilde. Du hast auch schon glanzvoller simuliert. Bei Dir auf dem Hof hocken sie, die Heckenschützen!

Stiegloher: Der Buchberger net.

Xanter: Nein. Der hängt im Ordinariat an der Strippe und wartet auf die Vollzugsmeldung.

Stiegloher: (*grinst*) Das mußt verstehn: eine Leich ohne einen Geistlichen — was wär denn jetzt des in einem christlichen Land?

Xanter: Nur daß es keine Leiche gegeben hat. Ich erwarte umgehend eine Ehrenerklärung. Bis heute neunzehn Uhr. Oder es werden enorme Dinge geschehen. Bitte das durchaus als eine massive Drohung aufzufassen. Gott Lob kenne ich genügend Partei Interna, um nötigenfalls die Fetzen nur so fliegen zu lassen.

Stiegloher: Du könntest es beschwören, daß Du unschuldig bist?

Xanter: Mit Vergnügen. Bei sämtlichen Wunden meines Herrn und Heilands.

Stiegloher: Schwörs.

Xanter: (*hebt die Hand*)

(*Aber so einfach ist das Schwören nicht. Jedenfalls nicht nach der Auffassung von Stiegloher, der damit ganz in der bayerischen Tradition steht. Er baut Xanter buchstäblich zur Eidesleistung auf, prüft ob die Füße richtig auf dem Boden sind, ob die andere Hand den Eid nicht etwa ableitet oder sonstwie ungültig macht, ob der Gesichtsausdruck unverdächtig ist und die Gesamterscheinung Seriosität verbürgt. Die Haltung, die Xanter am Ende hat, wirkt verkrampft. Aber Stiegloher, der zur letzten Kontrolle*

- sogar seine Brille hervorgeholt hat, scheint mit seinem Werk nicht unzufrieden)
- Stiegloher: (murmelt) So könnt's gehn.
- Xanter: Was soll dieser Zirkus?!
- Stiegloher: (streng) Ein gewisses Maß an Wahrheit muß bei der Eidesleistung schon gewährleistet sein. Schwör!
- Xanter: Ich schwöre!
- Stiegloher: Gehen is.
- Xanter: Gott mit dir, du Land der Bayern! (er macht Bewegungen, um die Blutzirkulation wieder in Gang zu bringen)
- Stiegloher: (sieht ihn etwas lauernd an)
- Xanter: Was hast Du? Wie schaust Du mich an?
- Stiegloher: (näbert sich ihm, grinst) Hast mich am End doch bschissen, Spitzbuamheiptling, abscheiliger?
- Xanter: Schwing Dich!
- Stiegloher: Hauptsach is, kannst a Jager werden! (sein Finger stößt auf Xanters Brust) Wie verhält sich der waidgerechte Jäger, wenn er ein Stück sauber aufgebrochen und gerecht verbrochen hat?
- Xanter: (kündet) Er hält dem gestreckten Stück die Totenwacht, das heißt, er bleibt in Gedanken an das jagdliche Erlebnis eine besinnliche Stunde bei dem erlegten Wild sitzen und erlebt alle Enttäuschungen und Freuden, die ihm dieses Stück bereitet hat.
- Stiegloher: (vollendet) Hiernach ist es üblich, das Stück totzutrinken! Das machma, Otto. Kommst mit zu die Trachtler? Ich geh als König Ludwig — hab ichs Dir gesagt? In Schwollescheuniform. Du kannst Klavier spielen — weißt was: setz an Zylinder auf und komm als Richard Wagner! Magst?
- Xanter: Erst die Ehrenerklärung!
- Stiegloher: (an der Tür) Wannst mich als König Ludwig siehst, wirst schon mögen. (öffnet die Tür, da fällt ihm etwas ein) Und die Zetterln, die erotischen, — net vergessen!
- Xanter: Ich habe sie schon gesucht. Muß sie verlegt haben.
- Stiegloher: Hast's versprochen. Am Sonntag, wos keine Zeitung gibt, brauch ich was zum Studieren.
(Er verschwindet. Xanters Stimmung ist die gehobenste)
- Xanter: Das, Freunde und Genossen, kriegt ihr noch Aeonen aufs Butterbrot!
(MAEDI tritt ein)

- Maedi: Dir geht's gut?
- Xanter: Kannst Du Dir mich als Richard Wagner vorstellen?
- Maedi: Als was?
- Xanter: (stichert sie aufgekratzt in die Taille) Wir gehn heute auf den Trachtlerball!
- Maedi: (ohne Begeisterung) Blasmusik. Schon vom Drandenken werd ich melancholisch.
- Xanter: Wir amüsieren uns wie Bolle!
(Irgendwie gerät seine beschwingte Hand auf Maedis verlängerten Rücken — was zur Folge hat, daß Xanter jäh erstarrt. Sein Brustkorb hebt sich, seine Augendeckel klappen zu, und ein Stöhnen entringt sich seinem Innern)
- Xanter: (mit einem seltsamen Timbre) Setz die Flügelhaube auf.
- Maedi: (unfroh) Ach, Otto.
- Xanter: Das Negligé mit der schwarzen Spitze bitte auch.
- Maedi: Laß doch.
- Xanter: Die Flügelhaube!
- Maedi: Fata morgana.
- Xanter: Gewißheit!
- Maedi: (schnaubt unfroh)
- Xanter: Nicht dieses Schnauben! Damit machst Du natürlich alles kaputt!
- Maedi: Und wenn die Jungen kommen?
- Xanter: Ich schließe ab!
- Maedi: (lächelt) Soll ich Dein Panther sein?
- Xanter: (jubelt) Anfang! Neubeginn!
- Maedi: (macht Krallen) Deine süße Wildkatze?
- Xanter: (das berühmte Staunen) Herrgott, was für eine kolossale Büste Du hast! Als sähe ich sie zum ersten Mal. Gewaltig. (Pause, dann beschwörend) Maedi: ein wenig Geistigkeit — ein bißchen mehr geborene Dame — und Bonn steht Kopf!
- Maedi: (verschleiert) Wir müßten halt noch einmal nett über alles reden.
(Herein RADEMACHER)
- Rademacher: (zu Maedi) Die Augen! Er fiebert.
- Xanter: Verwickeln Sie meine Frau in keine Konversation! Sie ist in Eile. Wir wollen zum Trachtlerball.
(Maedi ist gegangen)
- Rademacher: (geht zu Xanter) Sie gestatten — (er greift ihm ans Auge)

- Xanter: Prätzen aus meinem Gesicht! (er schlägt ihm auf die Hand)
- Rademacher: Ich dachte, ich soll mich um Sie kümmern?
- Xanter: Ach, scheren Sie sich zum Teufel! Den Rollstuhl dürfen Sie mitnehmen. (für sich) Lötfeile. (er geht zum Nebenzimmer. Bleibt stehen. Breitet die Arme) Das schiere Pflingsten ist in meiner Seele!
(Ab ins Nebenzimmer. Die Tür bleibt offen)
- Rademacher: (wartet bis er verschwunden ist, verbeugt sich dann, ironisch) Auf bald, lieber Xanter.
(Aus dem Nebenzimmer Klavierspiel: Wagner, Venusberg, Bacchanal, in der Bearbeitung von August Stradal. Rademacher lauscht einen Augenblick, schiebt dann den Rollstuhl zur Tür. MAEDI kommt herein. Sie trägt ein kanariengelbes Negligé mit reicher schwarzer Spitze und eine große weiße Flügelhaube)
- Rademacher: (anerkennend) Oho! Oho!
- Maedi: (einen Moment verlegen, zuckt die Schulter) Was sollst machen — wanns aaner halt so mag!
- Rademacher: (ein Herr) Chacun à son gout! Glückauf (Kußhand)
(Er verschwindet mit dem Rollstuhl. Maedi durchquert das Zimmer, nähert sich der offenen Tür. Die Töne fluten. Sie bleibt stehen, mit dem Rücken zum Publikum, sie öffnet das Negligé, sie bietet sich dar. Die Töne fluten. Dann endet die Musik abrupt.)
- Xanters Stimme: (wild und hoffnungsvoll) Maedi!!
(XANTER erscheint kurz unter der Tür, packt Maedi, reißt sie ins Zimmer, die Tür schlägt zu. Herein PETER, PAUL, ANTHONY. Sie tragen schwarzlederne Rocker-Montur, Sturzhelme, Rennbrillen. Anthony hat eine Gitarre umgehängt.)
- Peter: Leute, schaut mal, was ich von Väterchens Bildungsgut ans Licht befördert habe! (er hält ein Bündel Druckschriften und Zettel hoch)
- Paul: (tut desgleichen) Was heißt — Du?
- Peter: (zeremoniös) Mein Herr, ich bin der Konnetabel von Frankreich. Wollen Sie mich provozieren?
- Paul: Konnetabel, ich bin der Marquis von Rippspeer. Man beleidigt mich nicht ungestraft.
- Peter: Ziehen Sie blank, Marquis, wenn Sie ein Mann von Ehre sind!
- Paul: A vos ordres, Konnetabel. Schwert aus der Scheide!
(Gitarre crescendo während Peter und Paul einander mit dem Faschistengruß grüßen. Das Folgende als Nummer: ein heftiger

- und rascher Abtausch von Texten und Worten mit rüden, unartikulierten Zwischenrufen. Anthony schlägt die Gitarre dazu, wobei er gelegentlich in spanischer Manier mit den Absätzen trampelt und SEX! SEX! SEX! schreit — mit unbewegtem Gesicht und ohne seinen Platz zu verlassen)
- Peter: SIND SIE GLÜCKLICH?
- Paul: HABEN SIE EINE AHNUNG, WAS DAS LEBEN SOGAR IN DER EHE BIETEN KANN?
- Peter: FRAU HANNELORE FAND DEN IDEALEN WEG! FÜNF-MAL IN DREISSIG NANNTE SIE DIE GLÜCKLICHE ER-FINDUNG, WELCHE SO WINZIG IST, DASS SIE SOGAR UNTER IHREM WAPPENRING PLATZ HÄTTE!
- Paul: GRAN CHACO KAUTSCHUK UND GEHÄRTETER EDELSTAHL IN EINMALIGER VERARBEITUNG!
- Peter: LIEBE OHNE FURCHT!
- Paul: PERFIX! IDEAL FÜR HERREN MIT VERWÖHNTEN ANSPRÜCHEN! RECHTZEITIG ZUM FARBFERNSEHEN JETZT IN DEN SORTIERUNGEN ELFENBEIN, ROSA, ERBSENGRÜN, FLIEDER!
- Peter: FÜR SOLDATEN UND SOLCHE, DIE ES WERDEN MÜSSEN, NACH WIE VOR DIE BEWAHRTEN MARKEN KANZLER UND WESTWALL!
- Paul: PLÖTZLICHE VERZWEIFLUNG!
- Peter: NUR WER ES SELBST ERLEBTE, WEISS, WAS ES FÜR DEN MANN BEDEUTET!
- Paul: HERR KRÖGER AUS GELSENKIRCHEN SCHREIBT UNS:
- Peter: ZUERST WAR ICH VERDUTZT, SODANN VERÄRGERT, SCHLIESSLICH TOTAL AM BODEN ZERSTÖRT. ICH LIESS ES FRAU UND KIND ENTGELTEN!
- Paul: SOLL ES IHNEN ERGEHEN WIE HERRN KRÖGER AUS GELSENKIRCHEN? ODER GIBT ES EINE PATENTLÖSUNG?
- Peter: JAWOHL!
- Paul: IM FERNEN OSTEN —
- Peter: JAWOHL!
- Paul: WACHST EIN WUNDERSAMES KRÄUTLEIN IMMER-WÄHRENDER JUGENDKRAFT!

- Peter: PANAX GINSENG — DIE GÖTTLICHE WURZEL! FÜR SIE FLÜSSIG IN UNSEREM ELIXIER EXCELSIOR!
- Paul: TROCKNEN SIE DIE TRÄNEN IHRER FRAU UND BRINGEN SIE DEN SONNENSCHEN IN DAS KINDERZIMMER ZURÜCK!
- Peter: VERGISS DIE SEELE NICHT! AUCH DER GEIST IST ES, DER LEBENDIG MACHT!
- Paul: LANGEWEILE UND GLEICHFÖRMIGKEIT KÖNNEN DER TOD EINER EHE SEIN!
- Peter: DOKTOR FRANZ XAVER BUSCHMANN, DER BEKANNTE SEXUALARZT, BEZEICHNET AUSSER AKTFOTOS MIT PROJEKTOR NEBST ZUBEHÖR EROTISCHE SPEZIALLEKTÜRE ALS HERVORRAGENDES ANREGUNGSMITTEL!
- Paul: FRAU HANNELORE HALT EIN ÜBERWÄLTIGENDES ANGEBOT FÜR SIE BEREIT!
(PETER UND PAUL LASSEN JETZT DIE PAPIERE FLAT-TERN)
- Peter: GESTIEFELT UND GESPORNT DURCH DIE HALBE WELT! DAS FAHRTENBUCH EINES FRÖHLICHEN SADISTEN!
- Paul: STELLUNGSKRIEG! DIE PIKANTEN ABENTEUER EINES FRANZÖSISCHEN DIENSTMÄDCHENS UNTER FEINEN LEUTEN IN PARIS, WO ES AM FRANZÖSISCHEN IST! ETWAS ZUM VORLESEN! SIE WERDEN TRÄNEN LACHEN! TYPISCH FRANZÖSISCH!
- Peter: MIR HATS GESCHMECKT! ERINNERUNG EINES KOPROHAGEN!
- Paul: MEINE FREUNDE, DIE TIERE! BEKENNTNISSE EINES SODOMITEN! JETZT AUCH AL LANGSPIELPLATTE MIT ORIGINALEN NATURLAUTEN!
(Die Nummer bricht jäh ab. Denn die Tür zum Nebenzimmer ist aufgerissen worden. MAEDI erscheint derangiert, lehnt sich an den Türpfosten, greift sich mit leicht irrem Blick an den Hals)
- Maedi: Mutterl. Mutterl.
(Peter, Paul, Anthony schauen)
- Anthony: (trocken) O dear.

- Maedi: (nimm die drei wahr, zieht erschrocken das Negligé vor der Brust zusammen, schreit) Ich bin unschuldig!
- Paul: Hört sich an, als wäre dem alten Knaben ein kleines Malheur passiert, Jungs.
- Peter: Lokalaugenschein.
(Sie gehen zum Nebenzimmer. Peter und Anthony treten ein. Paul bleibt bei Maedi stehen, hebt kurz die Rennbrille von den Augen)
- Paul: Falls er kein Testament gemacht hat, wird das eine Sache ohne Kopfschutz und Bandagen, gnädige Frau.
(Er verschwindet im Nebenzimmer. Herein RADEMACHER. Maedis Augen werden klein.)
- Maedi: (verkniffen) Hin ist er.
- Rademacher: (eilt zu ihr, ergreift ihre Hand) Ich kondoliere. Über Gräbern wandeln wir. Doch das Leben geht weiter. Erlauben Sie, daß ich in der unsentimentalen Sprache des Arztes und Sportsmannes spreche: Hindurch! (Geste) Le roi est mort — vive le roi! Für mich sei dies die Stunde der Bewährung. Maedi, mit meinem ganzen Sein: ich gehöre Ihnen.
- Maedi: Zahhtag, meinens.
- Rademacher: (bekommt ein nervöses Gesichtszucken) Pardon?
- Maedi: Sie hab ich schon durchschaut. Gscheit. dös waaß i sölber, bin i nöt. Aber so blöd, wies spekuliert haben, bin i a wieder nöt. Mi ums Haxl hauen, abrahmen wollen, ins gemachte Bett sitzen: dös waar so eine Mezie' gewesen für den Herrn Doktor! Aaner wie Du gang mir noch ab. Schleich Di, Schmähändler! Hanswust, alter! Spurt-fex!
- Rademacher: (weicht zurück) Ja wenn das uneigennützigste Wollen —
- Maedi: (eine groteske Megäre, wirft die Hände in die Luft) Schleich Di! Hutsch Di! Druck Di!
- Rademacher: (schon bei der Tür, verzweifelt) Aber Sie wissen doch nicht einmal, was eine Wandelanleihe ist —!
- Maedi: A Nieten kenn i sofort! (schreit) Fahr ab — Wiwtenschnorrer!
(Rademacher, Jahre gealtert, macht, daß er hinauskommt)
- Maedi: (allein) An Doktor — was brauch i an Doktor. An Advokaten brauch i, der mir dem Otto sein Zeugl gegen diese ölenden Zigarettenbürscherln zammhalt!

(Herein STIEGLOHER als König Ludwig in der Uniform eines Generals der Chevaulegers, ein Steckenpferd unter dem Arm)

Stiegloher: Sieg! Sieg! Großer Sieg!

Maedi: *(deutet zum Nebenzimmer)* Da drin liegt er!

Stiegloher: *(perplex)* Was?

Maedi: *(bei der Tür, noch einmal, höhnisch)* Da!
(Sie verschwindet)

Stiegloher: Schlaft der epper? San die alle narrisch worden! Der Doktor woant. Und die in an solchen Kostüm! So derfs fei net zu die Trachtler! *(schreit)* Otto!
(Aus dem Nebenzimmer PETER, PAUL, ANTHONY)

Peter: *(kratzt einen Eckzahn mit dem kleinen Finger)*

Paul: Klarer Fall für den Leichenbestatter.

Anthony: *(deklamiert im Schmierenstil)*
What a piece of work is a man!
How noble in reason! How infinite in faculty!
In form, in moving, how express and admirable!
In action how like an angel!
In apprehension how like a god!
The beauty of the world!
The paragon of animals!
(Peter hat Stiegloher entdeckt und bedeutet mit gekrümmtem Finger näherzukommen. Stiegloher geht langsam zum Nebenzimmer. Es ist plötzlich sehr still. Peter, als Stiegloher bei ihm ist, weist mit dem Daumen über die Schulter zum Nebenzimmer)

Paul: *(schaut Stiegloher an und quäkt gedehnt und infantil)* Den armen Baba hots vom Stangl ghaut.
(Stiegloher will eintreten. Aber das, was er erblickt, veranlaßt ihn, auf der Schwelle stehen zu bleiben)

Die Drei: *(singen gedämpft)*
Auf den Bergen wohnt die Freiheit
Auf den Bergen ist es schön
(Stiegloher ehrt den toten Xanter, indem er das Steckenpferd wie einen Marschallstab zum Abschiedsgruß erhebt)

Die Drei: Wo dem König Ludwig Zweiten
Alle seine Schlösser stehn.

Stiegloher: *(dreht sich um, eine dumpfe Verwunderung ist auf seinem Gesicht)* A so a Pech. Sie nehmen alles mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns zurück und versichern ihre unbedingte und unverbrüchliche Solidarität. Und der Monsignore laßt seiner Aussaat vom Herrgott eine reichliche Ernte wünschen! A so a Pech. *(Aber mit einem Mal kommt wieder Leben in ihn)* Halt. Das Jagdhorn! I muaß eahm blasen! Fast war er a Jager worden!
(Einer von den dreien reicht ihm das Instrument. Stiegloher tritt ein paar Schritte vor, setzt es an die Lippen. Die drei im Hintergrund lächeln dünn und unerquicklich. Während sich die Szene langsam verdunkelt, bläst der getreue Stiegloher mit Gefühl das Halali)

Vorhang

Peter Hacks
Margarete in Aix

PROLOG

Ludwig XI: Mit langer Nase, die stark abwärts schaut,
Rötlichen Lidern in der Kreidehaut,
Unfesten Backen wie ein altes Weib
Und grob und armem Tuch am dünnen Leib
Sitz ich auf Frankreichs apostolischem Thron,
Ich, der Komödie schöne Hauptperson:
Ludwig, der Elfte. Ah, Sie kennen mich.
Ganz recht, der mit den Käfigen, der bin ich.
Denn in ganz kleinen eichenen Verschlagen,
Mit Eisenwerk versehn, der Güte wegen,
Bewahr ich auf die Edelsten der Edeln.
Sie rennen dran mit den beschorften Schädeln.
Und geh zu Rat mit Henkern und Barbieren,
Weil die nach Gold, nicht nach der Krone gieren,
Und Groß wie Klein in stiller Eintracht schmäh
Der stolzen Franken schnöde Majestät.
Nun haben Sie mich gründlich angesehen.
Da kann ich auf Sie spucken und abgehn.
Nämlich ich komm, hier zeigt sich mein Humor,
In meiner eigenen Posse gar nicht vor.
Es eilt die Szene von der Isle de France
Zum Mittelmeer, nach Aix in der Provence.

Peter Hacks: Margarete in Aix

Erster Akt

Kleiner Platz

(*Uc de Calezon*)

UC: Auf dieser Bühne werde ich den vollkommensten Sieg erringen, der jemals von Kunst errungen worden. Denn hier, wo Natur die Kulisse ist, Stein das Gerüst und Helios die Lampe, wird die Bewegung meiner Töne die Wirklichkeit bewegen, und Melodie wird zeigen, daß sie Störrischeres zu rühren vermag als Felsen: eine menschliche Seele. Der Ort ist gut, die Stunde richtig. Hassenswerter Zufall; Jehan d'Aigues-Mortes, der stümperhafte Trobador, ausgerechnet an diesem Ort und zu dieser Stunde.

(*Jehan d'Aigues-Mortes*)

Jehan: Lieber hätte ich Satan, den Fürsten der Hölle, getroffen, oder ein Meerschweinchen, als dieses Großmaul Uc de Calezon. (*Grüßt*). Unvergleichlicher Meister der Zusammensetzungen, Sie sind die Zier dieses ohne Sie nicht zuende gebrachten Morgens.

UC: Ich habe alles von Ihnen zu lernen, Kavalier, insonders aber Ihre edle und überaus artige Bescheidenheit.

Jehan: Müßte ich meine sämtlichen Reimereien für eine Strophe von Ihnen opfern, ich täte es; denn Sie kennen den Schnitt, nach dem Gott die Welten und Gestirne zu solchem Wohlklang aneinander gefügt hat. Auch ist der Bezwinger der Silben zugleich der der Herzen, und nicht mit Neid, mit Bewunderung sage ich, daß die allerschönste Dame Auriane Ihre zärtliche Gönnerin ist und Ihre Sklavin durch Hören.

UC: Verschwiegenheit ist die erste Tugend eines Trobadors.

Jehan: Die Farbe des Todes tritt eher auf seine Lippen als ein plauderhaftes Wort.

UC: So rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit. Es ist wahr, Auriane de Croixbouc hat mir Erfüllung meiner äußersten Wünsche zugesichert, obgleich ich noch nicht länger als fünf Jahre um sie schmachte.

Jehan: Sie verdienen dieses Glück, und Auriane wäre minder anbetungswürdig, wäre sie minder gerecht.

UC: Sie versprach mir, mich bei der nächsten Gelegenheit, da ihr Mann, der Seneschall, durch Staatsgeschäfte aus Aix entfernt wäre, in ihrem Schlafzimmer zu empfangen; dort will ich mich in Liebes-

- werken selbst übertreffen; denn unser König René hat mir frische Wäsche geschenkt, und es hat mir, seit ich an seinem Hof weile, an Fleisch und Eierspeisen nicht gemangelt.
- Jehan:* Mein Herz zerschmort in Eifersucht, auf deren Hitze ich, mit Ihrer Erlaubnis, ein paar matte und unfertige Kanzonen schmieden will.
- UC:* Sie mögen Ihren Ruhm bis in die Länder der Heiden tragen. Nun aber, Kavalier, lasse ich Sie vorbeigehn; ich befinde mich in königlichem Dienst. *(Zeigt einen Beutel)*
- Jehan:* *(zeigt einen Beutel)* Der König ist sehr freigiebig.
- UC:* Zu freigiebig, sagen manche.
- Jehan:* Das ist, weil er arm ist und sich also weder Heer noch Staatsverwaltung leisten kann. Nirgends ist so wenig Geld übrig wie in einer gutgehenden Wirtschaft.
- UC:* In aller Verschwiegenheit . . .
- Jehan:* Mein Wort als Trobador.
- UC:* Des Königs Tochter Margarete, die wahre Königin von England, denn sie ist die Witwe des durch Eduard ermordeten Heinrich und aus ihrer Insel vertrieben . . .
- Jehan:* Ich weiß es, Herr.
- UC:* Befindet sich seit ihrer Heimkunft in einer tiefen Verdüsterung des Gemüts . . .
- Jehan:* So verhält es sich, Herr; ich weiß es.
- UC:* René aber, unser König und ihr Vater, ist hierüber von mitfühlender Sorge ergriffen; er rief mich zu sich und gab mir den Auftrag und sprach: ich kann meiner Tochter Leben nicht ändern, aber Sie, mein sehr lieber Meister . . .
- Jehan:* Können ihr durch Kunst ein anderes Leben schenken.
- UC:* Sie wissen die Worte, die der König zu mir sprach?
- Jehan:* Er sprach sie zu mir.
- UC:* Zu Ihnen auch?
- Jehan:* Ich täusche mich nicht über den Wert meiner kaum erforderlichen Hilfe; wenn ich sie Ihnen in Demut anbiete, so werden Sie die Güte haben, die Meinung zu schätzen, nicht den Nutzen.
- UC:* Kavalier, ich wäre verloren ohne Ihre Hilfe.
- Jehan:* Da kommt mein Spielmann.
- UC:* Da die meinigen.
(Papiol mit einer Harfe, Colin mit einer Viole, Bosin mit Castagnetten)

- UC:* Ihr wirkt blaß und verstört, was habt ihr gesehen?
- Colin:* Unser Publikum.
- Jehan:* Die Königin, wie ist sie?
- Papiol:* Ihr Gang ist hoheitsvoll, schwarz und gerade. Sie blickte mich an, aber sie fand mich nicht häßlich.
- UC:* Nannte sie ihn schön?
- Bosin:* Sie sagte: ehrlicher Freund, du hast viel Menschliches in deinen Zügen.
- Colin:* Auf diese gründliche Art kränkte sie die ganze Menschheit. Ich bin gespannt auf sie, wenn ihr Unmut einmal ins Einzelne geht.
- Jehan:* Stellt euch vor ihr auf und empfangt sie mit einer heiteren Musik.
- Colin:* Herr, wir stellen uns hinter ihr auf und versperren ihr den Fluchtweg.
- Papiol:* Wie, ist unsere Musik nicht gut?
- Colin:* Doch; daraus leiten wir das Recht ab, einige Gewalt anzuwenden. *(Margarete, Nonne. Die Spielleute musizieren)*
- Margarete:* Was, was, schon wieder Kunst? Hat denn ein Clown Von einem Sternbild mit unstetem Funkeln Sich höhnisch über diese Stadt geschoben Und übt, mir feindlich, Jux und macht sie zum Toll- und Konzerthaus? Weg da. Öffnen Sie Den Hinterhalt, zu süß für meine Laune. Als Mißton mischt sich Harmonie ins Chaos, Und zum Erbrechen reizt mich das Glas Wein Gemischt in ein Faß Galle. Weg.
- UC:* Madame.
- Margarete:* Madame von was?
- UC:* Von England.
- Margarete:* Wär hier England?
- UC:* O nein, hier ist die lächelnde Provence, Wo aller Gram schmilzt in Musik und Sonne.
- Margarete:* Drum weg mit der Musik und, ging das an, Die Sonn dem Himmel aus der Brust gerissen. Ich lieb den Gram.
- UC:* Den Gram kann man nicht lieben, Es wär Grämen; aber Lieben heißt Beglücktsein. In Ihrem Haar, Madame, die rote Rose

- Spricht klüger als Sie selbst. Sie zeigt, Sie lieben,
Was lieblich ist und was man lieben muß.
- Margarete:* Die blutige Rose ists von Lancaster.
- UC:* Aus dem Vergangenen kommt, was Sie verdrießt.
Wir treibens dort mit Wohllaut hin zurück.
- Margarete:* O Schicksal, deine kleinen Prüfungen
Sind schwerer zu erdulden als die größten.
Die Achtung, die herabstürzt mit dem Rang,
Und die mir Ruh schüf, um den Rang zu trauern,
Entbehr ich mehr fast als den Rang. Hinweg.
- UC:* Nein.
- Margarete:* Mir vom Hals.
- UC:* Nimmer unangehört.
- Margarete:* Ich muß vergessen, daß ich Ohren hab.
(*Zur Nonne:*)
Ehrwürdige Mutter, machen Sie sie gehn
Und mich erfahren, wenn sie gegangen sind.
- Jehan:* Das sollen Sie nicht; denn wir wollen ihr einen Wechselgesang
dichten.
- Nonne:* Was ist das, Sir?
- Jehan:* Ein poetischer Streit, den der unerreichte Uc de Calezon und ich,
der in kleineren Kreisen genannte Jehan d'Aigues-Mortes, über
eine Frage austragen werden, die uns die Königin stellen muß.
- Margarete:* So streiten Sie darüber, was unglücklicher macht: begründete Ver-
zweiflung oder unbegründete Hoffnung.
- UC:* Das ist kein Stoff für ein Streitgedicht.
- Nonne:* Von welchem Stoff sind Ihre Stoffe?
- Jehan:* Vom Stoff der Liebe, Euer Gnaden.
- Nonne:* Warum?
- Jehan:* Liebe ist die Materie der Kunst.
- Nonne:* Es ist möglich, doch warum?
- Jehan:* Mit der Liebe meinen wir Dichter alles Erstrebenswerte, die Zu-
kunft und den Himmel. Liebe, so dünkt uns, ist die Stelle, wo das
Vollkommene den Fuß ins Flüchtige setzt; in ihr allein finden wir
Bilder des Glücks, die wir mit den Sinnen zu fassen vermögen;
denn sie haben Hände und Füße.

- Nonne:* Ich verstehe, Sir, vier Hände und vier Füße.
- Jehan:* Ja, für gewöhnlich.
- Margarete:* Warum schwatzen Sie von Liebe vor einer, die nichts davon hören
will?
- UC:* Ah, Madame, welch herrliches Thema.
- Jehan:* Es eignet sich wie kein anderes. Ich schlage vor, Meister Uc, wir
wählen die Form eines Kuhhirtenliedes; wenn ich Ihnen die Ehre
lassen darf zu beginnen, so will ich das Kuhmädchen machen und
Sie den reisenden Ritter.
- UC:* Gut, diese goldene Kette soll mein Pfand sein.
- Jehan:* Diese gestickte Schärpe das meine. (*Legen die Gegenstände vor
Margarete*)
- Nonne:* Gentlemen, was bedeutet das?
- UC:* Jene Schätze und unser ritterlicher Eid bürgen dafür, daß wir am
Ende das Urteil der holdseligen Margarete annehmen wollen.
Denn wie Kunst nicht ist außer in des Betrachters Auge und Ohr,
hat der Sänger kein Leben als in den Seelen edler Menschen; sein
Dasein ist Empfangenwerden und seines Werts einzige Bestätigung
der Gerichtsspruch einer schönen Dame. Zu mir, Colin, vernimm,
was du singen sollst. (*Flüstert ihm ins Ohr*).
- Nonne:* Wie, singen Sie nicht selbst?
- UC:* Für die bloß ausführende Seite der Sache haben wir hier Dienst-
leute. Ich bin der Sänger, er singt.
(*Hier singen Colin als Ritter und Papiol als Kuhhirtin ein Lied,
in dem der Ritter die Hirtin zur Liebe bekehrt*)
- Margarete:* Nach Bemerkung Ihrer beider scharfsinniger Gedanken über diese
Sache, Ihrer Gabe, dieselben mit ungesuchten Reimen zu schmük-
ken, und Ihrer Fähigkeit, für alle schwierigen und fernliegenden
Bedeutungen sinnfällige Bilder zu setzen, urteile ich, daß keine
geile Katze mir je eine Nacht so verdorben hat wie Sie mir den
heutigen Tag, und keine Seuche Gottes könnte mich so gewiß
hindern, wieder eine Straße dieser Stadt zu betreten, wie Ihre ab-
geschmackte Hervorbringung.
- UC:* Wenn Torheit höhnt, höhnt sie der eigene Hohn.
Ich weiß, ich trafs. Dies Wissen ist mein Lohn.
(*Mit Colin und Bosin an die Rampe*)
- Jehan:* Die Pfänder laß ich liegen, brech den Schwur,
Nähm selbst von Gott gerechtes Urteil nur.
(*Mit Papiol an die Rampe*)

Peter Hacks: *Margarete in Aix*

Beide: Ob für die Welt er auch zu singen scheint,
Es ist die Nachwelt, die der Künstler meint.
(*Mit den Spielleuten ab*)

Margarete: Rasch, in den Schatten meiner Kammer fort
Und zu den lieben, alten, schwarzen Bildern.
Heinrich erdrosselt, Warwick hingemacht,
Gemetzelt Eduard, mein Sproß. Des Turms
Zu London feuchtes Mauerwerk. Und grinsend
Auf Englands Thron der drüsenreiche York.
Verbannung: schlimmer Tod. Totsein und fühlen,
Wolln und nicht können, Ohnmacht machtgewohnt.
In diese Qual will ich mich tief versenken
Bis auf den Grund, weil auf dem Grund der Qual
Der Trost wohnt und heißt Rache. Rache nämlich
Allein ist Heilung. Was der Feind dir hinwarf,
Bleibt, stellst du immer auf, doch hingeworfen
In der Vergangenheit und bleibt geschehen.
Nur Wiederschlechtmachung macht gut. Nur Übles,
Verübt am Übeltäter, tilgt dein Übel.
Mord nur löscht Mord, nur Untat Untat ganz
Und kehrt in dir den Wermut des Gewesnen
In tiefherkommend innre Süße um.

Nonne: Königin, dort naht sich eine Truppe von Purzelbaumschlägern, und
dort kommt ein Mann mit einem abgerichteten Schwein.

Margarete: Wehrn Sie sie ab. Ich will mich heim begeben
Und meiner Qual und meiner Rache leben.
(*Die Bühne füllt sich mit Gauklern. Sie vollführen verschiedene
akrobatische Stücke, überrennen die Nonne, verfolgen Margarete*)

Uve Schmidt
Hinter den Bergen
Hörspiel mit Musik

Personen:

Mister Lee, ein Engländer
Herr Underzwerch, ein Gemeindevorsteher
Ede Unterboot, ein Gastwirt
Edda Unterboot, seine Tochter
Ein Radiosprecher
Kinder & Tiere

1.

(*Waldesruh, also Vogelzwitschern, entfernter Panzerlärm, nah, näher, am nächsten, Standgeräusche, die andeuten, daß eine Person dem Fahrzeug entsteigt. Ein Mann entspannt sich, Schritte auf Waldboden*)

Lee: (englisch akzentuierte, bemüht forsche Stimme) Helllo! (*Wal-
desruh*) Hallo! (*Waldesruh*) HallihallohO!
(*dem Rufer beiseite Unruhe im Gesträuch. Dann erklingt das
Pausenzeichen von BBC [Beethoven] auf einem Triangel, Pans-
flöte, Maultrommel oder Hohners kleiner Mundharmonika
intoniert*)

Lee: (erlöst, freudig erkennend, im gleichen Rhythmus) Yayaya-ya!

Underzwerch: Parole?

Lee: De . . de . . deu . . deutsch . . .

Underzwerch: Aber, aber, Mr. Lie . . .!

Lee: De . . Dornröschen!

Underzwerch: Na also. Willkommen, Mr. Lie! Hau du ju du?

Lee: Oh, danke danke. Und ihnen?

Underzwerch: Danke der Nachfrage. Wir leben halt sehr einsam.

Lee: Kann ich ihn hier stehenlassen?

Underzwerch: Wen?

Lee: Mein ... ähem ... Fahrzeug.
 Underzwerch: Gewiß doch. Wer sollte es stehlen?
 Lee: Gewiß, gewiß. Sie haben recht. Ich dachte nur so ...
 Underzwerch: Und wie gehts daheim? Wir hörten vom Ableben ihres alten Herrn.
 Lee: Ja, es war, als ging der Vater von uns.
 Underzwerch: Na ja, wir kommen alle mal dran. Er war ja wohl auch nicht mehr so gut auf den Beinen. Und hat ein schönes Alter erreicht!
 Lee: Und er hat ihren alten Herrn überlebt!
 Underzwerch: Unsern? Wieso? Ach so ... bitte, Mr. Lie, reden wir nicht davon.
 Lee: Oh sorry, Herr Ober ...
 Underzwerch: Underzwerch, bitte. So, hier herum. Da wären wir.
 (Geräusche menschlichen Anwesens. Klappermühle, Kreissäge, Hufschmiede, Federvieh, Kinderstimmen, Grammophon: „A walk in the Black Forest“)
 Lee: Wie schön sie es haben!
 Underzwerch: Danke, Mr. Lie. Sie müssen halt vorliebnehmen, wir sind bescheiden geworden. Heh da, Kinder, alle mal herhören!
 (Die Werkgeräusche schwächer, die Kinder wispernd)
 Underzwerch: (flüsternd zu Lee) Das Stichwort!
 Lee: Wie bitte?
 Underzwerch: (soufflierend) Seid ihr alle da.
 Lee: (erleichtert, fröhlich laut) Na, seid ihr alle da?
 Kinder: Jaaaa, Onkel Lie aus USA!
 Underzwerch: (verlegen hüstelnd)
 Lee: (perplex, sich räuspernd)
 Underzwerch: Verzeihen sie, es ist nur des Reimes wegen.
 Lee: Na, ich bitte doch sehr. Das ist eine Frage der politischen Geografie ... und des Taktes!
 Underzwerch: Jawohl.
 Lee: Wie bitte?
 Underzwerch: Jawohl, auf den Takt kommt es an. Aber bitte, es sind halt Kinder, sie wissen nichts von Vergangenen.
 Kinder: (durcheinander bettelnd) Kaugummi, Kadijacks, Komiks, Koka, auch eine, auch eine, auch eine ...!!
 Underzwerch: (leise zu Lee) Was haben sie mitgebracht?

Lee: Die Königin.
 Underzwerch: So so ... (stutzend) Was sagten sie?
 Lee: Die Königin. Postkartengröße. Mehrfarbiges Brustbild.
 Underzwerch: Brust, na schön. Ich weiß aber nicht, ob das was für die Kleinen ist.
 Lee: (betont) Bei uns in Großbri ...
 Underzwerch: Ich weiß, jawohl. Aber kommen sie, verlieren wir keine Zeit.
 Underzwerch: Husch husch, ihr Rangen, macht Platz!
 (Kinderchor ab, Musik: A walk in the Black Forest)

2.

Ede: (summt-brummt, Marschmusik imitierend, das Schwarzwaldmädel-Thema, dabei Schankegeräusche, Tür)
 Edda: Der Lie is da.
 Ede: Der Lie? Der Scheißtommy? Der Moische?
 Edda: Oller Dussel. Is kein Jude, weißte doch.
 Ede: Moment mal. Wer Jude is, bestimme ich!
 Edda: Aha. Das hörn wer gern. Den Moische in Ofen, die Sarah zum Schlofen.
 Ede: Halt die Luft an, Eddakin', 'stehste nischt von.
 (Tür, Stimmen)
 Ede: Heil ... se Kwien, Mister Lie!
 Lee: Hallo, Herr Ober ...
 Ede: Unterboot, Mister Lie, einfach nur Unterboot. Was darfs sein, die Herren?
 Underzwerch: Für mich ein Bier, Ede. Und sie, Mister Lie?
 Lee: Oh, danke, dasselbe bitte.
 Ede: Jawollja, Mister, so isses recht. Bis' du allein, bei'n Bier zu zwein, schmeckt es bei Ede dir zu drein. Prost, meine Herrn!
 (Gläserklingen, Schnaufpause, Tür)
 Edda: Gud mornink, Mister Lie! Welch seltner Gast, welche Ehre!
 Lee: Oh, welch entzückender Anblick: Fräulein Edda!
 Ede: Ja, das Mädel hat schon manchen Kopf verdreht ...
 Underzwerch: (Hustet)
 Lee: (zurückprellend) Soso. Das Bier ist gut.
 Underzwerch: Bißchen zu kalt.

- Ede: Kannst auch n' warmes haben. Jedem Menschen recht getan, ist eine Kunst, die Ede kann.
- Lee: Das haben sie schön gesagt, Herr Unterboot.
- Ede: Nicht allein nur Bierausschenker, nein, Ede is auch Dichter und Denker.
- Underzwerch: Tjaa ...
- Lee: Wirklich gutes Bier.
- Ede: Wie du mir, so ich Bier.
- Underzwerch: Ehmhm ...
- Lee: Ja, das Bier ...
- Edda: Na, ich muß sie nun allein lassen. Hab noch zu tun. Köpfeverdrehn!
(Girrend ab)
- Underzwerch: Also, wenn ich jetzt die Herren bitten darf ... Kommen wir zur Sache. Wie geht es Rudolf, Mr. Lie?
- Lee: Gut. Den Umständen nach gut.
- Ede: Den Umständen nach, eben.
- Underzwerch: Sie wissen, Mr. Lie, daß unsere Bemühungen dahin gehen, diese Umstände möglichst bald, und zwar im Einvernehmen mit ihren Interessen, bald zu liquidieren. Wir haben unsere diesbezüglichen Forde ... For ... (allgemeines Hüsteln, Trinkgeräusche) ... also unsere diesbezüglich formulierten Wünsche wiederholt eindeutig vorgetragen. Unsere Möglichkeiten der Gegenleistung sind ihnen bekannt.
- Lee: Nicht so genau, nicht so genau. Wir haben gewisse Vorstellungen, Nachrichten, meine Eindrücke, der erste Augenschein, nun, sie wissen. Bei ihnen hat sich manches geändert, ich gestehe, sie sind vorangekommen. Auch bei uns hat sich vieles gewandelt ...
- Ede: (mehr zu sich) Sie sind nich vorangekommen ...
- Lee: Ich bitte doch sehr! Unter diesen Umständen ...
- Underzwerch: Ja, ich muß schon sagen, Ede, so geht das nicht.
- Ede: Schon gut, schon gut. War ja nur'n Scherz. Englischer Humor, was Mr. Lie, verstehne doch?! Von Ede n' Scherz, verjüngt jedes Herz.
- Lee: Hhm.
- Underzwerch: Ja. Also ... also ich möchte dann nochmals klarstellen: sie entlassen Rudolf und wir tun unser Bestes. Also, Mr. Lie, womit können wir dienen?

- Ede: Moment mal, da war doch noch was! Ich höre immer nur Rudolf. Sicher, is Ehrensache, versteht sich. Obwohl ich den Weihnachtsmann nie besonders verknusen konnte. Aber ich hatte da doch so'n Gedanken ...
- Underzwerch: Ja, natürlich, Ede, ich vergaß. Glatt vergessen. Tjaa ... also, Herr Unterboot würde gern im ehemaligen Berliner Führerbunker ein Lokal aufmachen.
- Ede: Jawollja. Mit Spielbank, Stripptieß, hundert Sorten Bier, Absteige und Tiefgarage. Genauso.
- Lee: Herr Unterboot, so sehr ich auch ihren gastronomischen Unternehmergeist hochachte, muß ich ihnen mein Bedauern ausdrücken, in diesem Falle für sie nichts, gar nichts tun zu können. Es tut mir leid, aber der Führerbunker befindet sich außerhalb alliierter Befugnis. Das ist eine rein deutsche Angelegenheit.
- Ede: Aha. Na, dann kann ich mich ja empfehlen.
- Lee: Aber, lieber Herr Unterboot ...
- Underzwerch: Nana, Ede. Beruhige dich doch, es ist ja noch nicht aller Tage Abend. Sicher kann Mr. Lee in Schöneberg antippen ...
- Lee: Man kann darüber reden, natürlich ... (Tür)
- Edda: (plötzlich) Kann man, natürlich kann man, ihr sauberen Hosenträger! Na, Pappi, das haste nicht gedacht, was? (Scharf, höhnend) Euer Spandauer Blechnapfspucker — jawohl, Herr Oberunderzwerch! Edes fideler Führerpuff — aber lieber Herr Oberunterboot, warten sie ab, natürlich kann man mit den Herren in Schöneberg reden. Feiner Verein! Und ich? Ich steh da und kann mir'n Mondfoto an Hut stecken, was?
- Ede: (haut auf den Tisch) Also das is doch ...
- Underzwerch: Ich bin entsetzt, Edda ...
- Lee: Meine Damen und Herren, bitte ... Liebes Fräulein Edda, ich bin überrascht, sehr überrascht. Und dennoch: was, liebes Kind, möchten sie denn?
- Edda: Ich möchte Bonni.
- Ede: Oh, Gott!
- Underzwerch: Wen, bitte, was??
- Edda: Na, Bonni. Napoleon Bonaparte, der kleine Franzose, der mich sitzen gelassen hat. Schließlich hab ich zwei Kinder von ihm ... (Musik: Schwarzwaldmädel, à la musette, etwas Marseillaise vielleicht)

3.

(Gebimmel einer Registrierkasse)

Ede: So. Das wärs. Hier unten quittieren bitte.

Lee: (liest halblaut, unverständlich vor sich hin, stutzt): Oh, sie wollen nicht mehr an Tschudi und Bürlü überwiesen haben?

Underzwerch: Nein.

Ede: Nee. Sehnsje ja.

Lee: Aber ... ich verstehe nicht ... was bedeutet das: N. K. N. R. i. C. D., Kairo?

Ede: (wichtig, betont) Nationalkomitee Neues Reich im Diplomatischen Korps. Duftje, was? Underzwerchs Idee! Staun'se, wa'?

Lee: Sie sind akkreditiert?

Underzwerch: (kühl herablassend) So ziemlich. Was den Kolonien recht ist, soll uns billig sein. Eine enteignete Nation darf verlangen gehört zu werden. Ein Volk, dem Fremdmächte die Selbstbestimmung versagen, muß den Wiederaufstieg aus dem Exil antreten.

Lee: Wer hat sie denn anerkannt?

Underzwerch: Sämtliche Exilregierungen. Mit Ausnahme der spanischen.

Lee: Aber diese Vertretungen haben doch in den meisten Fällen selbst keinen diplomatischen Status ...

Ede: Na und: Dis is ja der Witz! Mit den sogenannten Staaten wolln wir ja garkeen Verkehr, denn die erkennen ja nur diese Verräterregierung an. Aber wir können warten, und kommt Zeit, kommt Rat, kommt'n oller Topp jefloren, ham wer Stacheldraht.

Lee: Sind sie da nicht zu optimistisch?

Underzwerch: Lie, sie kennen die Weltlage ebensogut wie wir. Wahrscheinlich besser, aus ihrem Gesichtswinkel besser, um ihre eigne völkische und weltanschauliche Existenzwartung beurteilen zu können. Nun, rosig sieht es nicht aus, sonst wären sie wohl auch nicht hier. Die plutokratische, sozialdemokratische Staatsidee liegt im Todeskampf. Die jungen, starken Völker mit autoritärer Staatsform eilen von Sieg zu Sieg. Auf sie setzen wir und wir haben ein gutes Blatt in der Hand.

Ede: Jawollja. Einen Jrand mit Vieren kann keener verlieren. Dis is ja der Trick! Was solln wir denn mit die faulen Demokratien, auch wenn se anerkannt sind? Die helfen uns auf keen jrün' Zweich! Könn se ja janich, wo se selbst nur aufm wacklijen Ast sitzen, an dem se auch noch kräftig selber sejen! Nee, wir haltens

mit die Kleenen, Jeknebelten und Vertriebnen. Wir haltens mit die OAS jejen de Johl, und kriejen dafür am Tag X Elsaß-Lothringen zurück. Wir haltens mit die Südtiroler jejen die Italiener, und kriejen Südtirol, oder mit die Italiener jejen Südtirol, und kriejen Österreich. Oder mit die Flamen jejen die Wallonen, und kriejen Eupen-Malmedy. Oder mit die Jrönländer jejen die Dänen, und kriejen Nordschleswig. Oder mit die Buren jejen die Nejer und kriejen — na, was weefß ich, eben was übrig bleibt. Na, is dis nu'n schickes Plänchen oder nich?

Lee: Meine Herren, ich teile zwar nicht ihre Ansichten, aber wenn sie meinen ... bitte, ich habe nichts gehört. Also, dann an die neue Adresse.

Ede: Schnäpschen?

Lee: Danke, jetzt nicht.

Underzwerch: Also, was darf es diesmal sein? Gartenzwerge, Hausangestellte, VW-Aktien, Aspirin, Underberg, Mercedessterne, Dresdner Stollen ...

Lee: Wie bitte?

Ede: Ob se Dresdner Stollen wollen!

Lee: Nein, danke.

Ede: Keine Bange, Mr. Lie. Der Kuchen is splitterfrei und astrein. Ham wer hier jebacken.

Underzwerch: (pikiert) Mr. Lie hat da seine eignen Kontakte ...

Ede: Aha.

Underzwerch: Lieber etwas Kultur? Beethoven, Bleisoldaten, Gert Fröbe, Fischer-Dieskau, Lansknechtstommeln, Trommeln in der Nacht ... Verzeihung, ich geriet in eine falsche Liste ... Thiedemann, Neckermann, Touristen, Thomaner ...

Lee: Haben sie die auch hier gebacken?

Ede: Jawollja. Wir haben hier vier jefloh'ne Orjinal-Thomaner! Mit die ziehn wer n' funkelnajelneuen Thomanerchor auf. Bißchen alt schon, die Knaben, aber man brauch ja auch Altstimmen. Wenns so weit is, verklaren wir die Leipzjer wejen unberechtigte Führung eines Markenzeichens. Dann könn die ihre Thomaskirche meinswejen Roten Dom nennen. (lacht)

Underzwerch: Nun, Scherz beiseite. Ich sehe, diesmal soll es etwas anderes sein. Täusche ich mich?

Lee: Sie täuschen sich nicht.

Underzwerch: Und was, wenn ich fragen darf?

Lee: (drucksend) Ja, also ... wie soll ich sagen ... also sozusagen Weltpolitik.

Ede: Oho!

Underzwerch: Warum so schüchtern, Mr. Lie? Die können sie haben. Darf ich bitten? Nur eine kleine Betriebsbesichtigung ...
(Musik: Schwarzwaldmädel, „schmissig“ gespielt)

4.

(Explosionslärm)

Ede: Bißchen laut, wie?

Lee: Wer bummst denn da?

Underzwerch: Andreas-Hofer-Schule. Zur Zeit läuft ein Kursus für franko-kanadische Separatisten. Ich hoffe sie nicht ernstlich verärgert, Mr. Lie — diese Radaubröder dürften das Empeier kaum gefährden. Wenn sie den Burschen jedoch ein paar Anschläge freigeben, vielleicht einen anglikanischen Kindergarten, Reisebüros oder Standbilder englischer Kolonisten, will ich gern für ihre anderweitige Verwendung sorgen. Malaysia, Südarabien, Nordirland oder meinetwegen Tiergarten. Doch bitte: erst prüfen, dann kaufen!

(Manöver eines Schienenfahrzeugs, Detonation, Schrott-Sturz)

Underzwerch: Leo-Schlageter-Schule. Zerstörung von Verkehrswegen, Industriesabotage, verbrannte Erde ... Zwanzig Meisterschüler erübrigen den australischen Beitrag für Südvietnam. Sie denken nach?

Lee: Ich denke ...

(MP-Belfern, Scheibenklirren, evt. flüchtender Kraftwagen)

Underzwerch: Ernst-von-Salomon-Schule. Lauter und leiser Tyrannenmord. Überwiegend kroatisches Lehrpersonal. Man ... äh ... behandelt aber auch Geheimnisträger, Konvertiten, Thronfolger, Querulanten — was sich halt so bewegt. Wen darf ich notieren? Sukarno, Ulbricht, Osborne, die Bietels?

Ede: Wer die Qual hat, hat die Wahl.

Lee: Sie machen es mir nicht leicht ...

Underzwerch: Vorsicht!!!

(Brechen von Holz, Überraschungsschrei L's, Poltern von Erdmassen)

Lee: (dumpf aus der Tiefe) Ich protestiere auf das Schärfste! Im Namen meiner Regierung verlange ich ...

Ede: Ach Gottchen, unsere Lieben Maulwürfe! Hier is ne Leiter, Mr. Lie!

Lee: (entrüstet schnaufend) Was soll der Unsinn, meine Herren?

Underzwerch: (leicht verlegen, beflissen) Es tut mir aufrichtig leid. Entschuldigen sie vielmals, das war nicht beabsichtigt. Es ist, sozusagen, die Unterwelt der Pastor-Albertz-Schule. Leider untergraben die Jungs in ihrem Eifer so ziemlich alles. Trotzdem — Hohe Schule des Tunnelbaus! Brauchen sie einen Stollen zum Pentagon oder sollen wir ihnen den Ärmelkanal unterkellern?

Lee: Sie mißverstehen mich. Ich brauche Weltpolitik auf höherer Ebene. Große Entscheidungen, wirkliche, umfassende Bewegungen, kein Geplänkel. Und seriöser bitte, etwas seriöser ...

Underzwerch: Bitte sehr! Ede, den Ton!

(Radiofiep, Sprechchor:)

E - li - sa - bett - die - Mau - er - weg!

E - li - sa - bett - die - Mau - er - weg! (Knck)

Underzwerch: Seriöser haben wirs nicht. Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Ich weiß, derlei steht bei ihnen in traditioneller Blüte. Aber wann wurde bei ihnen in den letzten zwanzig Jahren gegen ihre politischen Feinde demonstriert? Sie brauchen kaum mehr als fünf Finger zu bemühen, Mr. Lie, wir kennen ihre Nöte. Sie brauchen Loyalisten, staaterhaltenden Volkszorn. Also, was darf ich vormerken? Eine kleine Kristallnacht, ein bißchen siebzehnter Juni oder ein Weihnachtsmarsch der Atomwaffenbefürworter? Die Leute könnten in der Eiger-Nordwand aufbrechen, über die Pyrenäen absteigen nach Gibraltar. Dort Feldgottesdienst und Verleihung des Hosenbombenordens an Goldwater, Doktor Selt-sam oder Seppel Strauß. Das Ganze unter der Schirmherrschaft Mosleys oder des Prinzen Endruh ...

Lee: Bitte, nein. Das ist viel zu gefährlich. (Denkpause) Zumal im Winter. Wir müßten die Manifestanten versichern lassen, und das täte nicht einmal Lloyds. Im Übrigen haben wir uns immer noch nicht verstanden. Ich verlange keine Vorschläge zu unserer Politik, ich möchte nur ein bißchen deutsche Politik ...

Ede und U.: Ach sooo!

(Musik: Schwarzwaldmädel, mit Pauken und Trompeten)

5.

(Zechgeräusche. Die Vorigen. U. angetrunken, Wehmut wechselt mit deklamatorischem Eifer. Ede aufgekratzt, aber, weil trinkfest, gleiche Stimmungslage, jedoch progressiv „urig“. L. leicht erschöpft, asthmatische Äußerungen, zuweilen albern.)

Underzwerch: Die deutsche Politik beginnt bei Hermann dem Cherusker.

Ede: *(singend)* Ja, im Teutoburger Wald, wurde Rom der Arsch so kalt.

Lee: *(lachend)* Feuer und Schwert!

Underzwerch: *(ernst)* Blut und Eisen!

Ede: Wein, Weib und Gesang. Hatt'n Kolleje jesacht. Prost!

Underzwerch: Die deutsche Politik...

Lee: Mein lieber Herr Underzwerch, sie mögen ja Recht haben, aber in unser Zeit der friedlichen...

Ede: Jawollja. Friede sei mit euch! Is och nich von mir. Herrjott, mir fällt rein janischt mehr ein...

Lee: ... friedlichen Koexistenz als Versuch einer Politik, die über-rüsteten Machtblöcke vor der Selbstzerstörung zu bewahren, können wir beim besten Willen, lieber Herr Underzwerch, kön-nen wir uns beim besten Willen des Krieges als Mittel der Politik nur noch so sparsam wie möglich bedienen.

Ede: Spare in der Zeit, dann haste in der Not.

Underzwerch: Die deutsche Politik begann im Teutoburger Wald. Das die deutschen Wälder immer kleiner wurden, ist nicht unsere Schuld.

Lee: Ich weiß, ich weiß. Aber bitte... trinken wir erst einmal! *(Trinken)*

Ede: Wenn ich mal was saren darf... also ich für meinen Teil bin ja och mehr für Frieden, Brot unn so... ohne Jude... Ju... ohne Jugend jehts aber nich. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft.

Underzwerch: Ich habe ja gar nicht gesagt, daß die Waffen sprechen müssen. Die deutsche Politik kann sehr wohl darauf verzichten, wenn Deutschland der gebührende Platz in der Welt gewährleistet wird.

Ede: Jawollja, Mr. Lie, mehr wolln wer ja nich'! Nur mit die an-ständjen Völker an een Tisch sitzen. Bei jlechet Bier. Zahlen tun wer dis schon selber.

Lee: Aber wir sitzen doch hier ganz gut beisammen...

Ede: Hinter den Berjen...

Underzwerch: Und die völkische Ehre? Der nationale Auftrag? Die Brüder und Schwestern?

Lee: Meine Herren, ich verstehe ja ihre Sorgen, aber bitte, wir hatten uns doch dahingehend geeinigt, daß, wenn wir ihren Freund freilassen, Herrn Unterboots Bau- und Gewerbelizenz bewilligen und Fräulein Eddas... wo ist sie überhaupt?

Ede: In de Küche wahrscheinlich...

Lee: ...also... und Fräulein Eddas französischen Bräutigam zur Ehe bewegen, daß sie dann, meine Herren, auf ihre politischen Ambitionen verzichten.

Underzwerch: *(hochfahrend)* Waaas?

Ede: Ich hör wohl nich richtig?

Lee: *(beengt)* Leider doch.

Underzwerch: Mr. Lie! Ich muß schon sagen, ihre Erklärungen sind mir in der Tat höchst verdächtig! Verlangten sie nicht vor kurzem deutsche Politik von uns?

Lee: Sicher, sicher. Aber die Zeit... ich habe Weisungen... die Wünsche unserer Verbündeten... die Erwartungen der Gegen-seite...

Ede: Wie der dis sacht: Jejeneseite. Schöne Jejend mit Fijurn!

Lee: ... ihre durchaus verdienstvolle Tätigkeit... ihre löbliche Ver-tragstreue... wir erkennen das an... doch die äußeren Um-stände...

Underzwerch: Das habe ich geahnt! Wir kommen nie über die Berge... außer *(schon sehr „down“)*... außer... aus eigener Kraft.

Ede: Ich mache jetzt dicht. Polizeistunde! Wenn ich die Herren bitten darf?

Lee: Was bin ich schuldig?

Ede: Jeht auf Rechnung des Hauses.

Underzwerch: Ich... bringe sie zum Wagen... bring ich sie...

Ede: Also, dann, jute Nacht! Auch der Wirt hat'n Bett. *(nach hinten)* Edda! Heh, Edda, steckste denn? Eddaaa! *(Tür zu)*

Lee: Frische Nachtluft.

Underzwerch: Fri-fri-frischer Wind, jaja... Mücken *(Klatschen)* lauter kleine Mücken.

(Nachtgeräusche, als da Käuzchen, Nachtigallen, ein Wölfchen, eine verträumte Geige: Mädel aus dem...)

- Lee: Sie haben es sehr dunkel hier.
- Underzwerch: Nur nachts ... (*Tappen, knackendes Buschwerk*)
- Lee: Erkennen sie unseren Standort?
- Underzwerch: Wir sind da.
- Lee: (*erschreckt*) Was sagen sie??
- Underzwerch: Wir ... wir sind hier ... und da.
- Lee: Ich sehe meinen Panzer nicht!!
- Underzwerch: Nachts sind alle Panzer grau.
- Lee: Schweigen sie! Ich hatte Positionslichter! Wo ist der Panzer??!
- Underzwerch: K-keine Ahnung. Vielleicht hat ihn jemand ein bißchen beiseite geschoben.
- Lee: Verrückt! Wer sollte das tun?
- Underzwerch: Na, n' Wanderer ...
- Lee: (*entsetzt stöhnend*): Gott helfe mir!
- Underzwerch: (*interessiert*) Was fehlt Ihnen?
- Lee: Der Panzer, sie Kamel! Sorry, ich verliere die Haltung, aber das ist zu viel. Ich bin ruiniert!
- Underzwerch: Nana, das wird sich schon finden. So schnell vergreift sich niemand an ihrer Majestät Panzern.
- Lee: Das ist es ja eben! Sie haben keine Ahnung!!
- Underzwerch: Nein.
- Lee: Ich muß ihnen etwas gestehen. Die amerikanische Sicherheitsbehörde hielt es für zweckmäßig, im Einverständnis mit unseren Dienststellen selbstverständlich, wenn ich für meine Fahrten zu ihnen ... sie müssen das verstehen ... die unwegsamen, unsicheren Wege ... ja, und nun eben ihr Ruf!
- Underzwerch: Huhuuuh ...
- Lee: (*beeilt*) Pscht! Jajaja, ich weiß, das klingt hart, es ist auch keineswegs meine Überzeugung, aber allgemein ... das heißt, gewisse Kreise ... nun, schließlich sollten unsere Kontakte nur offiziöse sein ... sollten nach außen geheim bleiben, ja. Und für den Fall einer Entdeckung hat mir der Geheimdienst russische Hoheitszeichen verliehen. So ist das. Leider!
- Underzwerch: So ist das also ...
- Lee: Ja.
- Underzwerch: Na, dann werd ich mal gehn. Ich muß die Glocken läuten lassen. (*Musik: Thema brausend, endzeitlich, Glocken, kakophonisch abbrechend*)

6.

Radiosprecher
(*schwyzernd*):

... die allseitige Aktivität der militärischen Kommandostellen in Mitteleuropa hat sich weiter verstärkt. Vor einer Stunde wurde, wie wir bereits berichteten, die Alarmstufe 1 ausgerufen. Völlige Unklarheit herrscht noch über die Stärke der sowjetischen Panzerkräfte, die man auf einer noch unbekannten Schleichbasis im Inland massiert glaubt. Der in der Nähe von Underzwerchheim aufgefangene Stabspanzer gab sich nicht einmal die Mühe, seine Funksprüche zu chiffrieren. Die sowjetische Offensive läuft unter der Bezeichnung: Edda sucht Napoleon. Die allgemeine Mobilmachung steht zu erwarten. Das waren die letzten Meldungen der Schweizerischen Rundsprachgesellschaft. Zum Schluß noch die Aktientendenzen der Zürcher Börse.
Bündner Fleisch: Gefallen.
Rhein-Rohr: Launisch.
Tschudi & Bürli: Steigend ... steigend ... steigend ... steigend ...
(*Musik: A walk in the Black Forest*)

E N D E

Georg Maurer Was vermag Lyrik?

Die Gefahr, die dem lyrischen Schaffen auflauert, hat Goethe einmal in einem lustigen Reimspruch so beschrieben:

Dichter gleichen Bären,
die immer an eignen Pfoten zehren.

Im positiven Sinn sprach er in „Künstlers Abendlied“ nicht von Pfoten, sondern von Fingern. Dort heißt es:

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
und kann es doch nicht lassen;
ich fühl, ich kenne dich, Natur,
und so muß ich dich fassen.

Im Klima unserer aufbrechenden Gegenwart führte der junge Majakowski das Bild auf diese Art weiter:

Ein jeder von uns
hält des Weltalls Drähte
mit fünf Greifern
der geballten Faust.

Ein Lyriker kann, wenn er nur richtig zugreift, stellvertretend für jeden zupacken — und er ist nicht mehr der arme Einsiedler-Bär oder der Daumenlutscher aus dem „Struwwelpeter“. Und so lesen wir nun schmunzelnd Roda Rodas Poetik im Stenogramm-Stil:

Ein Mann allein Lyrik

(Wir wollen nicht unfortschrittlich sein und setzen von uns aus noch hinzu: Eine Frau allein . . . Lyrik — und lesen bei Roda Roda weiter):

Zwei Männer	Ballade
Ein Mann und eine Frau	Novelle
Zwei Frauen und ein Mann	Roman
Zwei Männer und eine Frau	Drama
Zwei Männer und zwei Frauen	Lustspiel

Georg Maurer: Was vermag Lyrik?

Was Goethe Natur nannte, die er in lebendigem Drang fassen mußte — nicht zu vergessen, warum? weil er fühlt, daß er sie kennt, wie er ausdrücklich sagt — das nennen wir heute mutatis mutandis Wirklichkeit, Realität.

„Die begriffene Welt als solche ist erst das Wirkliche“, heißt es bei Marx. Und von solchem Wirklichen hängt nun freilich auch die Wirkung der Lyrik ab. Gewiß! jeder Kunst, jeder Schriftstellerei. „Die Kunst des Schriftstellers kann nur auf beobachtetes, verstandenes Material angewendet werden“, sagt uns Konstantin Fedin auf dem 4. Deutschen Schriftstellerkongreß. Verstand heißt im Volksmund Grips — und Grips kommt vom Tätigkeitswort „greifen“, wie die Ethymologen nachweisen. Haben wir erst mal das Wirkliche als begriffene Welt in wortwörtlicher Bedeutung uns bewußt gemacht, so daß dieses Bewußtsein uns schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, so haben wir viel gewonnen, man könnte sagen: alles gewonnen, wenn . . . ja, wenn der Teufel sich nicht einmischte und uns zuflüsterte, daß das einmal Begriffene nun ein Zustand sei, in dem man ausruhen könne und sagen: Das Perfektum ist eben perfekt. Aber selbst das Begriffene müssen wir immer neu begreifen; in jedem Augenblick die Wirklichkeit, die nie stillsteht, fassen.

Nach der paradox klingenden künstlerischen Faustregel Brechts haben wir nicht die wirklichen Dinge zu zeigen, sondern wie die Dinge wirklich sind. Das ist keine Negation der wirklichen Dinge, sondern ihre Aneignung durch den Menschen, ihre positive Aufhebung im Menschen. Dort nämlich wird die Wirklichkeit für uns wirklich. Die Sachen verhalten sich zum Menschen ihrer Natur gemäß: nämlich wie zu einer Sache. Solange wir schwimmen im aufgeregten Meer und die Wellen mit den Armen kräftig teilen, sind wir keine Sache, und das Meer kann uns nicht als eine solche behandeln. Denn wir kennen die Gesetze des Meeres, ja wir vermenschlichen es, und es konnte ein odysseeischer Gesang geschrieben werden. Vermögen wir das nicht oder nicht mehr, so versinken wir und werden irgendwo angeschwemmt wie ein Stück Holz. Es ist der Begriff des Wirklichen, wenn wir ihn tief genug fassen, der uns berechtigt, von Realismus zu sprechen. Und in unserer Epoche vom sozialistischen Realismus. Hier ist der springende Punkt, der uns anregen sollte, mit unsern Lyrikerkollegen aus dem Westen unserer Heimat springlebendig zu sprechen. Wenn dort die Moderne die Linie von Kierkegaard bis zu Kafka zieht und weiterzieht, so müssen wir bedenken, daß in dem Wort Angst, gegen das ich selbst vorgehe, auch ein humanum steckt, nämlich die Angst, nicht wesentlich zu leben, besser noch, nicht wirklich leben zu können und darüber zu verzweifeln. Dies zu beobachten ist für Barbaren natürlich höchst angenehm. Denn Angst ist außer der sensiblen Unruhe des Gewissens auch noch Lähmung, Lähmung durch die ewig bohrende Frage, was denn nun das Wirkliche ist. Aber das Wirkliche scheint ihnen unfassbar, sie werden immer nur hingestoßen wie an eine unüberschreitbare Grenze. Und diesen schmerzlichen Anprall empfinden sie als ihre glücklichsten Momente. Wer

aber glaubt, das Wirkliche sei zu fassen, wer meint, daß es einen Zugang dazu gibt, den nennen sie einen törichtten Optimisten oder einen, der gar bewußt lügt. Wie nun den Lyrikern humanistischer Trauer, Sehnsucht und Verzweiflung begreiflich machen, daß ihre wirklichkeitssuchende, immer wieder in Trauer und Isolation endende oder sich an Naturgegenstände verzweifelt klammernde Poesie eine vermittelte, eine schreckliche vermittelte Poesie ist, vermittelt durch die Negation der sie umgebenden gesellschaftlichen Wirklichkeit, die sie mit historischem Recht als gespenstisch ansehen, die aber eben leider eine Wirklichkeit ist. Sie laufen geradezu Gefahr, von dieser schrecklichen Vermittlung abhängig zu werden für ihr Schaffen, wie man von einem Gift abhängig werden kann, um sich noch lebendig zu fühlen. Wir können nur durch eine gute Lyrik ihnen beweisen, daß solcherart Vermittlung gegenstandslos werden kann, so unfassbar dieser Vorgang ihnen vorerst auch erscheinen mag. Damit will ich nicht im mindesten sagen, daß Anklage, Kritik, Unerbittlichkeit, ja Trauer gegenüber allem Inhumanen aus der Lyrik etwa zu verschwinden habe. Das wäre geradezu lächerlich und selbst inhuman. Ich meine freilich, daß Humanität im Lauf der Menschheitsgeschichte eine selbstherrliche Kraft geworden ist, die nicht durch das Inhumane aufgeschreckt werden muß, um sich ihrer selbst bewußt zu werden, ihre Existenz sozusagen *nur* durch die Negation des Inhumanen erhält. Wäre es so, wir würden zwischen einem bläßlichen Sehnsuchtsfirmament und irdischem Gewimmer nie zur Ruhe kommen, nie zu uns selbst kommen. Humanität würde nie eine selbsttätige Kraft werden, sondern jeweils ein aufgeschrecktes Gewissen bleiben, das irgendwo schläft und sich stets fürchterlich wecken lassen muß von einem in Untaten tätigen Ungeheuer, das wir selber sind, und in welchem wir uns plötzlich selber fremd entgegentreten. Wir negieren es mit humanistischem Klagen, statt selber die humane Wirklichkeit zu sein, das Wirkliche des Menschen. Diese Gedanken habe ich mir nicht aus den Fingern gezogen, sondern aus dem deutschen Idealismus, den Marx praktikabel machte. Im dritten Manuskript seiner ökonomisch-philosophischen Manuskripte geht Marx auf die Negation der Negation des Menschen ein und sieht in ihr m. E. mit Recht nicht der Weisheit letzten Schluß. Das „wirkliche Leben“ ist nämlich noch etwas anderes. Und darauf kommt es uns an. Marx geht kurz ein auf die idealistische Setzung von „einem Wesen über der Natur und dem Menschen“ und folgert, daß dies eben „das Geständnis von der Unwesentlichkeit der Natur und des Menschen einschließt“. Aber „die Frage nach einem fremden Wesen“ wird „praktisch unmöglich... indem die *Wesenhaftigkeit* des Menschen und der Natur, indem der Mensch für den Menschen als Dasein der Natur, und die Natur für den Menschen als Dasein des Menschen praktisch, sinnlich, anschaulich geworden ist.“ Und nun folgen die Sätze: „Der Atheismus als Leugnung dieser Unwesentlichkeit hat keinen Sinn mehr, denn der Atheismus ist eine *Negation des Gottes* und setzt durch diese Negation das *Dasein des Menschen*; aber der Sozialismus als

Sozialismus bedarf einer solchen Vermittlung nicht mehr; er beginnt von dem *theoretisch und praktisch sinnlichen Bewußtsein* des Menschen und der Natur als des *Wesens*. Er ist *positives*, nicht mehr durch die Aufhebung der Religion vermitteltes *Selbstbewußtsein* des Menschen (ich erinnere an Goethes „Prometheus“, wo dies geschieht. G. M.), wie das *wirkliche Leben* positive, nicht mehr durch die Aufhebung des Privateigentums, den Kommunismus, vermittelte Wirklichkeit des Menschen ist.“ Es ist also das schöpferische Leben *sui generis*, *sui juris*, es ist das unvermittelte, das unmittelbare Leben selbst, in das Marx mächtig vorstieß noch über die Epoche hinaus, die er einleitete.

Was hat das nun mit sozialistischer Lyrik zu tun? Ich meine, alles. Und warum besonders mit Lyrik? Ich denke darum, weil sie ihrem Wesen nach dazu bestimmt ist, die Selbstverwirklichung eines Subjekts unmittelbar auszudrücken. Das also vermag Lyrik. Und das alles soll sie möglichst sinnhaft, bildlich sagen! Shakespeare läßt Richard III., der in Todesnot geraten ist, schreien: „Ein Pferd, ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd.“ Heinrich Heine rief: „Ein Bild! ein Bild! mein Pferd für'n gutes Bild.“ — Und es ist zu hoffen, daß auch heute ein Lyriker, falls er eins besitzt, ruft: „... mein Auto für ein gutes Bild!“

Kurz noch einmal: Position als Negation der Negation ist noch nicht die Wesenhaftigkeit der Position. Gesundheit erschöpft sich nicht darin, daß sie dauernd ruft: ich bin nicht krank oder ich will nicht krank sein, selbst nicht, wenn sie immer beteuert: ich bin gesund! Nur im Wirken ist sie wirklich, dann auch glaubhaft für andere in der Leistung. Becher hat exemplarisch gekämpft für unsere Position gegen sich und gegen äußere Anfeindungen. Brecht hat uns dichterisch aufgeklärt über den barbarischen Mechanismus der Ausbeutung, Weinert hat sich in den Tageskampf gestürzt für unseren Tag. Nun ist er da! Da ist die große Gelegenheit. Da sind wir.

Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,
und der Gelegenheit schaff ein Gedicht!

Das rief Goethe und riet dieses:

Künstler, zeigt nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund,
was den Seelen möge taugen!
Seid gesund und wirkt gesund!

Gesundheit heißt freilich nicht Konfliktlosigkeit, sondern den Konflikten gewachsen sein. Und zwar unseren Konflikten. Das ist das *wirkliche* Leben! Das gibt uns die besondere Sicherheit, wenn es gegen etwas geht, siegreich zu sein. Törichter Optimismus? Ja, wenn man die Welt für absurd hält. Aber ich weiß nicht, ob die absurde Welt nicht das Produkt eines absurden Verstandes ist. Warum nennen wir den einen vernünftigen Mann, der — wenn er die Welt befragt — vernünftige Antworten erhält, mit denen sich was machen läßt? An-

scheinend ist zwischen dem Subjekt und dem Objekt eine recht gute Gemeinschaft möglich — und auf dieser Grundlage auch zwischen Subjekt und Subjekt. Da lacht das Herz im Leibe des Lyrikers, denn er hat es unmittelbar mit Subjekt und Objekt zu tun. Aber krampft sich ihm nicht sogleich das Herz zusammen angesichts von Unglücksfällen und frühen Toden, die selbst innerhalb der friedlichsten Menschheit geschehen werden? Hilft es da, zu sagen, daß der Mensch eingebettet ist in die Natur und ihr noch als Toter nicht verloren ist und ein Daseiender, mit dem sie verfährt nach ihren Gesetzen? Ein schmerzliches Problem, das unser Bewußtsein trifft, nicht den Toten — und von einer sozialistischen Lyrik noch auszuloten ist.

Aber erst mal gilt es, die Spanne Lebenszeit, die uns gegeben ist, zu verwirklichen und verwirklichen zu helfen, so daß sich der Mensch innerhalb der sogenannten Schöpfung als Selbstschöpfer empfindet, der er in der Tat ist. Also, „schaufeln wir uns ein Vaterland her“ mit allen dazugehörigen Flüchen. Denn Arbeit bedeutet außer Befriedigung auch noch Anstrengung. Manche hören die Flüche nicht gern. Sollen sie ordentlich mitarbeiten und sie werden ordentlich mitfluchen:

Vielstimmig brichts los, gewaltiger
Eindruck für zeitfremde Leute, Chor aus Spott und Empörung
über
Interesselose Gestalten, die nicht das Ende des Ackers
Kennenzulernen wünschen und auf die Uhr schaun, als wäre nicht
Ihre Stunde gekommen!, unerhörte, doch
Nachahmbare Flüche der Jugend dieses
Lärmgewohnten Jahrhunderts.

So flucht's in fast klopstock'schen, mit Hexametern durchsetzten freien Rythmen in einem Gedicht Volker Brauns, eines der Sprecher unserer Jugend — gegen etwas? Vor allem für etwas. So kritisiert's in der jungen Lyrik — an etwas? Vor allem für etwas, unsere Sache. Vielstimmig in vielerlei Formen und Temperamenten bei den etwa zwischen 35 und 45 Geborenen! Und je jünger sie sind, um so mehr schießt's ins Kraut. Ich persönlich höre diesen Lärm gern. Denn was bedeutet dieser Ausbruch und Aufbruch? Der junge Lyriker in unserer Republik kennt die Vergangenheit als schreckliche und heroische Geschichte, aus der er hervorgegangen ist, er weiß von den Taten und Untaten der Väter. Und er will nun innerhalb unserer Republik, um mit Marx zu sprechen, „den anschaulichen, unwiderstehlichen Beweis von seiner Geburt durch sich selbst, von seinem Entstehungsprozeß haben.“ Er schreibt sich alles von der Seele und lernt dabei, sich zu erblicken, und indem er sich erblickt, lernt er zu schreiben. Er weiß, daß ihm die Verantwortung keiner abnehmen kann. Ja, er verspürt Lust, sie zu tragen. Er nimmt sich in eigene Regie. Hantiert er dabei im luftleeren Raum? Woher

kommen denn die Lyriker, wie die übrigen Schriftsteller, ans Institut? Doch aus dem täglichen Leben, aus unseren Betrieben, mitten aus der technischen Revolution in Fabrik und auf dem Land.

Und das wird sich bezahlt machen, bezahlt machen auch auf dem ureigensten Gebiet der Lyrik, nämlich in der Bilderwelt. Sie kommen ja nicht vom kastalischen Quell, sind nicht Hirten aus Arkadien. Sie fließen nicht in Sehnsucht zurück. Sie treiben vielmehr die kastalische Quelle durch ein immer komplizierteres Pumpsystem — sie nennen es „Schwarze Pumpe“ — in die Städte und auf die Felder, sie legen die Sümpfe Arkadiens trocken und nennen sie Wische. Sie fahren in Straßenbahnen mit Arbeitern über Marktplätze und auf Motorrädern allein oder mit der Liebsten durch die Landschaft. Sie rufen Prometheus und Odysseus herauf und besprechen sich neu mit ihnen. Und so fühlen sie sich wirklich. Sie eignen sich Häuser, Wälder und Wiesen als Heimat neu an, wie Hölderlin, als er gezeichnet aus der Fremde in die Heimat, die ihn abgewiesen hatte, zurückkehrte, sich in Frieden mit ihr wünschte und dies in einem späten Brief so ausdrückte: „Die heimatliche Natur ergreift mich auch um so mächtiger, je mehr ich sie studiere. Das Gewitter, nicht bloß in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Drang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort, und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hierher!“

Und Wald und Sonne werden sich in einer jungen Naturlyrik alle physikalischen und chemischen Erkenntnisse gern gefallen lassen. Und wir werden sie uns auf neue Weise aneignen. Und ich denke, es wird sich schließlich die Dialektik zwischen Objekt und Subjekt als ein poetischer Zauber erweisen, anders als der der zeitflüchtigen Romantik, als der Zauber der Wirklichkeit, als eine fröhliche Wirtung, nicht impressionistisch, sondern ursächlich, nicht als Reflex, sondern als Begegnung alles Seienden. Es soll der Mensch nicht nach einer Wirklichkeit fragen, als wäre er sie nicht selbst. Sonst gerät er in Gefahr, sich als ein Nichts zu setzen und doch selber sein zu wollen, eine Sinnlosigkeit, die der junge Marx einem fiktiven Gesprächspartner vorwirft. Aber in diese Gefahr geraten die ernsthaftesten und bedeutendsten westdeutschen Naturlyriker bei der dringlichen Frage, was denn Wirklichkeit sei, von der sie sagen, daß sie es nicht wissen. Im günstigsten Fall fassen sie sich als einen Blinden auf, der mit dem Stock klopft, um zu hören, daß er auf festem Boden sei. Solche Klopffzeichen in der Finsternis sind ihnen ihre gelungensten Verse.

Wir aber wollen möglichst laufen. Wir werden dabei programmatisch schreiben. Und die Luft wird uns ausgehen. Wir werden ins Keuchen kommen, wir werden

stolpern, wieder aufstehen, vorsichtig gehen, nur nicht am Gängelband der Übervorsichtigkeit, und wieder laufen. Wir halten es dabei mit dem kulturellen Erbe, mit dem wortwörtlich zu nehmenden Satz des einundzwanzigjährigen Goethe: „Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte.“ Warum diese Fröhlichkeit zu Ende ging in der Entwicklung des Bürgertums, haben wir durchschauen gelernt. Marx, der große Arzt, hat uns aber zugleich kuriert. Brecht hat das so gesagt :

Sieben Jahre wollt kein Schritt mir glücken.
Als ich zu dem großen Arzte kam,
fragte er: Wozu die Krücken?
Und ich sagte: Ich bin lahm.

Sagte er: Das ist kein Wunder.
Sei so freundlich, zu probieren!
Was dich lähmt ist dieser Plunder.
Geh, fall, kriech auf allen Vieren!

Lachend wie ein Ungeheuer
nahm er mir die schönen Krücken,
brach sie durch auf meinem Rücken,
warf sie lachend in das Feuer.

Nun, ich bin kuriert: ich gehe.
Mich kurierte ein Gelächter.
Nur zuweilen, wenn ich Hölzer sehe,
gehe ich für Stunden etwas schlechter.

Wir heutigen Lyriker sehen auch zuweilen die Hölzer. Wir schauen sie uns sogar an. Sie bekommen immer negativere, beklagenswertere Namen: etwa Weltverlust! Die Genauigkeit der Benennungen will uns faszinieren, denn wir wollen auch lernen, genau zu sein. Genauigkeit, eine ästhetische Kategorie, die bei uns verwildert ist! Aber Genauigkeit führt uns denn doch weiter als nur bis zur Beschreibung eines Zustandes, der eo ipso beklagenswert ist. Denn kein Zustand hält sich auf die Dauer selbst aus. Weltverlust zieht Ich-Verlust nach sich. Darum ist mir das groß geschriebene Ich der jüngsten Lyrik, das sich nicht durch Phrasen und Losungen sichert, sondern ziemlich splinternackt auftritt, zunächst lieb. Denn ich bin sicher, daß dieser Ich-Gewinn Weltgewinn nach sich ziehen wird. Nur wer unbesonnen Ich schreit, wird die Sonne nicht gewinnen. Das macht sich immer sehr schnell bemerkbar. Bemerkt habe ich aber im Umgang mit den jungen, ernsthaftesten Lyrikern, daß sie Welt hereinholen, unsere Welt, so hereinholen, daß es ihre Welt wird. Will man denn mehr lyrische Dialektik, als daß das Ich durch unsere Wirklichkeit und unsere Wirklichkeit durch das Ich wirk-

lich werden? Ich glaube: Nein! Und das ist und war und bleibt die Chance der sozialistischen Lyrik. Und sie wird sie nutzen bis in die intimste Sphäre. Das Geliebte ist durch den Liebenden und der Liebende durch das Geliebte. Wie sonst denn? Ich schreibe hier unserer jungen Lyrik einen Blankoscheck aus. Aber er ist zum Teil ja schon gedeckt durch etliche Gedichte, sogar Gedichtbücher der letzten Zeit und wird in einigen Jahren noch mehr gedeckt sein. Ich bin gern unvorsichtig nach lang gewahrter Vorsicht.

Kraftausdrücke in der jungen Lyrik stören mich nicht. Es hat sich oft genug gezeigt in der Kunst- und Literaturgeschichte, daß nach einem Überangebot an Kraftausdrücken bei den Talentierten die wirkliche Kraft sich einstellt, besser noch, herausstellt, die des Kraftworts nicht mehr bedarf, mit dem sie sich ankündigte. Auch die unzimmerlichen Worte laß ich mir gefallen — manchmal erst nach einigen Minuten. Sie sind ja zunächst ein etwas brutales Abschminken, aber dieses Negieren der Schminke erweist sich dann doch als die Voraussetzung einer Setzung: der Position Schönheit. Was wir als Schönheit bei alten Werken empfinden, ist leider oft die Patina, mit denen sie überzogen sind. Aber gerade sie trennt uns von ihnen. Und wenn man meint, daß bei einer Verletzung von Tabus — sind nun einmal welche aufgestellt worden — sich nur unerwünschte Wirkungen zeigen, so irrt man. Vielmehr ist die Entzauberung der lebenspendende Zauber unserer Tage, das Wirkliche, der Quell auch aller Kunst, also auch der Lyrik.

Kurt Bartsch

DER STUHL

der tod nimmt bleistift und papier
und zeichnet einen stuhl, der leer
vor leeren fenstern, einem schrank,

der voll von leeren rücken überläuft
und einer uhr, die nach der uhrzeit fragt —
leer auch das bett und schon gehäutet.

der tod nimmt bleistift und papier
und zeichnet einen stuhl, der leer
und setzt sich lange vor den ofen hin.

Kurt Bartsch

BERNAUER STRASSE

die nächtliche stadt; im stacheldraht
der posten zählt die zigaretten.
noch sind es dreizehn, sieben sind schon rauch;
und jede war ein kurzer frieden.

Kurt Bartsch

MÖBLIERTES ZIMMER

als ich eines abends,
zurückkehrend von einer reise,
die wohnungstür aufschloß,
erkannten mich meine stühle nicht mehr.

ohne aussicht, dem tisch näher zu kommen,
zog ich mich in meinen mantel zurück
und ging, ohne gewohnt zu haben.
ich ließ meine stühle sitzen.

Kurt Bartsch

FRÜHSTÜCK

unsere kaffeekanne zerbrach.
unfähig, ihren inhalt für sich zu behalten,
teilte sie ihn der tischdecke mit.

meine hand und ich, wir erschranken.
aber mein sohn, während er milch trank,
lachte und war zufrieden mit mir.

Peter Gosse

VERMUTUNG ÜBER BOTWINNIK

Wer Weltmeister wird im Schach — wer weiß.
Tal, hoff ich ein bißchen, der filigrane Phantast.
Doch meinen Gin heut, den trink ich
auf ihn nicht, auf keinen dieser grandiosen Tüftler,
den trink ich, um den's stillgeworden ist, zu,
Botwinnik, der nun Rechner programmiert.

Der ohne Lorbeergerank und Trainer nun
denkt in der Sprache ALGOL 60, dem Esperanto der Zukunft,
der unbescheiden und vielleicht keine Kraft sich lassend für Heiterkeit
dem Nützlichsein verfallen ist.

Der sich benutzt, so nehm ich an, und wie denn anders,
da das Mehrprodukt mager ist, wo der Profit noch sagenhaft raus käme,
und das Wunder Schach ein Spiel ist, Spielerei,
wirkungslös wie Agitieren für Diogenes' Tonne.

Soll da Schachchampion werden wer kann,
meinen Gin jetzt, den trink ich Botwinnik zu.
Dorthin denk ich mich, wo hoch über Moskaus grünäugigen Taxen
und Kindern, die lärmend Pappelschnee gokeln,
auf Formeln und seiner stirnkennenden Hand
das Tischlicht vielleicht jetzt den Erdschatten kompensiert.

Peter Gosse

WER WEISS, WER ES WAR,
sie zog sich am Fels hoch.

Und als der Adler, gegen den nichts zu machen ist,
dann vorbei war für heute,
zog sie sich ganz hin zu Prometheus.

An den Rücken gebunden, hatte sie Bretter mitgebracht.
(So wie man Astholz mitnimmt zum Nachbarberg Elbrus,
um im Stahlbau Prijut oben Kascha zu kochen.)

Aus diesen Brettern also hämmerte sie was weiß ich wie
eine Rampe in die Wand,
und stehend dann und selbstverständlich
sah sie ihm in die Augen und machte sich bloß.

Sie fror, doch wurde es ihr wärmer,
die Füße nur, hinter Prometheus' Armschellen gespannt, wurden
gefühllos,
und die Rückenhaut trieb sie voll Splitter.

Die Felswand hinunter, sah sie dann, würde es schwer sein.
Doch unten braute inzwischen was Warmes
und nur ab und an schrie ins Kissen
der, den sie liebt.

Rainer Kirsch

DER VÖGEL LASS UNS ACHTEN, LIEBSTE, HIER
Wo sie hoch schrein und fliegen über uns, hoch, wo
Dein Rock hängt, den du in die Bäume warfst: ein weißes
Segel jetzt über uns, ein heller Fleck
In braunen Ästen, durch den Sonne sickert: hoch
Über uns nun, wo wir liegen, nackt
(Du nahmst die Himbeern mit dem Mund, das Licht
Schwamm freundlich ab durchs Astwerk, fiel dir schräg
Aufs Haar): hier wo wir liegen, und im Rücken
Das Moos, braun, rau, und hier, auf deiner Haut
Zwei Kiefernadeln, über deiner Schulter
Ich, und mit Haut und Haar, die Sonne jetzt
Auf meinem Rücken, doch ich spür sie nicht:
Der Vögel laß uns achten, hier, und dann,
Wenn du dich ablöst, wenn die Erde mir
Den Rücken kühlt, und rau, und über mir
Dein Schatten dann, und noch die Kiefernadeln
An deiner Haut, gebogene Pfeile, grün, und deine Hand
Auf mir, und noch die Nadeln, und mein Blick
Nach oben in das Weiß, und Stämme, Astwerk
Und Grün darüber, dieser unnütze Himmel: Laß
Uns hier der Vögel achten, Liebste, laß
Es lange dauern, und die Luft, das Weiße
Laß dauern, über uns, und die Bewegung,
Das Moos, das ich nicht spür im Rücken und
Die beiden Kiefernadeln: daß uns dieses bleibt.

Sarah Kirsch

2. 9. 65 *)

Geh unter, schöne Sonne, stirb
weniger kunstvoll, Haus zerfall:
zögert nicht:
mein grauer Delphin
ist hin zu anderer Küste geschwommen,
kommt nicht wieder, nie
wird seine Welle mich erreichen.

Gestern noch
blies er Meer vor sich her, schwamm
voller Kunst, peitschte das Wasser;
nun bleibt er fort, heißt es, unsere Küste
salzverkrustet und leer
verlor ihren Delphin. Niemand
weiß da einen Ausweg.

*) an diesem Tag meldeten die Zeitungen den Tod des Lyri-
kers Johannes Bobrowski

Sarah Kirsch

Ich in der Sonne deines Sterbemonats
ich im geöffneten Fenster
ich betreibe gewohntes: trockne
gewaschtes Haar.

Schaukeln fliegen
am Augenwinkel vorbei — Wespen
stelzen auf faulenden Birnen —
angesichts weißer Laken
schreit der Wäschereihund: er ist noch klein.

Flieg Haar von meinem Kamm
flieg zwischen Spinnenfäden
schwarzes Haar totes Haar
eben noch bei mir.

Sarah Kirsch

AUSFLUG

Ach Vogel, fremde Pfeifente, verirrt im Springbrunnenteich, sag nicht
daß ich das nicht kann:
Nachts besteig ich den Nylonmantel, bezahl
die Helfer im Voraus mit Knöpfen, flieg einfach los,
nicht schlechter als du, Graufedrige.
Die Sterne, Poren in meinen Flügeln,
umtanzen den kleinen Mond in der Tasche,
Wind in den Ärmeln hebt mich in maßlosen Schornsteinruß,
ich häng überm Land, seh nichts vor Nebel und Rauch,
fort reißt mich über den Fluß, die aufrechten Bäume, den Tagebau.
Hier werf ich scheppernd Ersatzteile ab — bloß so, die
brauchen sie immer, du, Vogel, pfeif nicht, ich singe, da trägts mich
schwarz von der Arbeit des Fliegens bis in die Vorstadt.
Ins Fenster fall ich in weiße Decken,
Kissen gefüllt mit Entendaunen (hüte dich, fremder Vogel)
und mein Freund, der Schmied aus dem Rauchkombinat,
gibt mir ein duftendes Seifenstück.

Andreas Reimann

RUMMELPLATZ

Was such ich unterm gegenhimmel,
dran bunt elektrosterne faltern?
Such ich die kindheit, da wir altern,
im menschenstrudelnden gewimmel?
O rummelplatz, du pfaufenfeuer!
Wenn wir im hohen schweifrad kreisen,
vergessen wir das abenteuer
ikarisch astroider reisen.
Wir nähern uns dem raumtotalen,
es reigen erdwärts andre welten.
Doch die gewöhnten herzen melden:
schwer fällt die trennung vom banalen.

Ich lieb der stille tätigkeiten.
Doch hier: im stundenkatarakte,
im wirbel der stupiden takte
fischt nichtstun reiche abendbeute.
Im gelben lichtstrom wollt ich schwimmen.
Hier aber kreiseln monde, baden
im sumpflucht wir, und magisch glimmen
die schreibeschrifteten fassaden.
Das violett des irrealen
wirbt hektisch für die vorzeitfäule.
Doch im sirenigen geheule
fällt schwer der abschied vom banalen.

Die kellerangst ist lang vergangen,
verronnen im ruinenschatten.
Und auf gesichtern, sattheitsglatten,
pervers schmiert lust nach neuen bängen.
Schon konstruiert man furchtvisionen
mit spinnwebgrauen lumpengeistern
und knochenhalluzinationen.
Und andre seh blasiert ich meistern
den übungsschuß auf scheibenzahlen.
Es zeigt sich, da sie lässig bieten
erschossene papierne blüten:
schwer fällt die trennung vom banalen.

Ach, rummelplatz, du glitzerlüge!
Sind denn gewehre spielzeugwaren?
Giern wir nach furcht nach flammenjahren?
Od fauln die felder künftger siege!
Qualm quirrt aus reden der chinesen,
des flugzeugs silberkrallen striemen
die himmelshaut. Ists unser wesen,
den komödiantenglanz zu rühmen?
Du flitterherz in lächelschalen:
nichts als die frage kann ich geben:
wär besser nicht zum weiterleben
die schwere trennung vom banalen?

H.-M. Novak

GILITRUTT

Elfe Gilitrutt lebt mit einem Menschenmann
und sagt: ruder nicht heute
 ruder nicht morgen
ein Nachttroll hat mit Blei
 dein Boot versteift
da sagt der Menschenmann:
 ruder ich heute nicht
 ruder ich morgen
zieht mich das Blei auf den Grund
 ist er nicht tiefer
 ist er nicht nasser
als der Schoß meiner Elfe Gilitrutt

H.-M. Novak

BALLADE VON ELTERNSPIELEN

wer seinen Kindern gibt das Brot
und leidet nachher selber Not
den schlage man mit dieser Keule tot

1.
fünfjährig als ein Kind in die Schule kam
der Kindergarten hatte es entlassen
— schwer zu leiten gruppenstörend —
begann es Nägel zu beißen

dem Nager legte seine Mutter zwei
Waschlappen auf den Geburtstagstisch
viele Kinder waren geladen
die Lappen in Form von Säckchen

— darein binde ich dein Hände
so lange du Nägel beißt —
am Abend stak in jedem Beutel eine Faust
die Gelenke mit Seil umwunden

2.
einem Knaben der Nacht für Nacht
das Bett näßte selten ein fremdes
immer nur sein eigenes
kaufte die Mutter zur Weihnacht Kontobücher

liniert und hundertseitig
din A vier auf jedem Blatt stand
oben SOLL und HABEN
— darein schreibst du mir täglich

drei Stunden nach dem Mittag:
ich soll nicht das Bett nassen ich
soll nicht das Bett nassen ich soll
nicht das Bett nassen ich soll nicht —

3.

ein Kind das ängstlich war
aber sein Taschengeld beiseitelegte
Jahr nach Jahr um wenn es groß sei
sich eine Geige zu kaufen

fragte eines Tages — und was ist
wenn wir den nächsten Krieg auch nicht gewinnen —
da entriß ihm der Vater
den Kniestrumpf kaufte

Bleisoldaten für die Groschen
und eine Gulaschkanone
drohte — du willst doch mal
Soldat werden! oder? —

4.

und im Struwwelpeterbuch
knipst der Schneider
noch lange noch lange
des Daumenlutschers Daumen ab

Gerhard Wolf
Menetekel und Schattengefecht

In dem fiktiven Dialog eines Lyrikers mit seinem Leser, den Karl Krolow als „Schattengefecht“ austragen läßt, meint dieser Lyriker sich ständig „auf der Flucht“, auch vor sich selbst. Gedichte „hinterläßt“ er, weil sie ihn dabei „belasten“. Die Flucht kennt keine Richtung, nur den Vorwand, an keinem Ort länger verweilen zu können. Dem Flüchtling folgt sein Schatten, peinigend, wie einst Peter Schlemihl von seiner Abwesenheit bestürzt war, durch seine Existenz, die Lebendiges verdrängen will, um sich an seine Stelle zu setzen. Die Schatten, sie kündigen sich konsequent schon in einem Text an, den Heißenbüttel 1954 veröffentlichte:

„Unter den Bäumen gehen die Schatten.
Ich bins.

...

Und die Fragen sind Sätze die ich nicht aussprechen kann.
Und die Gedanken sind Vögel die wegfliegen und nicht wiederkommen.“

Seitdem gehört das unaussprechbar-bedrohlich Schattenhafte zum ständigen Inventar dieser Lyrik: „Niemand ordnet die Hast der Schatten, die vom Licht leben“ (Krolow), „Schatten Rosen Schatten“ (Bachmann), „worte sind schatten/schatten sind worte“ (Gomringer), „schattenfahrt“ (Poethen), „wahr spricht, wer Schatten spricht“ (Celan), „Wo die Beleuchtung beginnt / bleibe ich unsichtbar“ (Eich), „schatten sind meine werke“ (Enzensberger). Man scheut das Abbild, die Fixierung, die Festlegung, die Sichtbarkeit und das Gesicht. Man sagt, daß es „in den Gedichten immer stiller wird, wie sich aus ihnen immer weniger erkennen läßt, wie die Bedeutungen abwandern, wie die großen und kleinen ‚Gegenstände‘ gar nicht mehr beschwichtigt werden müssen, weil sie ohnehin zerfallen, weil das Flüstern zum Schweigen gebracht werden möchte“ (Krolow).

1955 erschien Günter Eichs Gedichtband „Botschaften des Regens“, in dem sein Autor, trotz skeptischer Vorbehalte und vorsichtiger Einschränkungen, doch bekannte, „die Botschaften der Verzweiflung, die Botschaften der Armut und die Botschaften des Vorwurfs“ zu vernehmen. Die grübelnden Fragen seiner nuch-

ternen Verse waren an die Umwelt gerichtet, deren vordergründigen Anblick und Eindruck Eich nicht hinnehmen wollte. Zwar klangen da Zweifel durch, ob man Wirklichkeit überhaupt treffen könne, aber doch auch die Erwartung, daß sie sich dem erschließe, der Geduld habe, und sei es nur für den Augenblick, da das genaue Wort sie erreiche, „daß die Entscheidungen geschehen im Taubenflug“. Eichs Vers hatte die Geste, durch Anfrage zu wirken, er scheute nicht den Imperativ: „Wacht auf, denn eure Träume sind schlecht!“

Eichs neuer Gedichtband, der 1964 erschien, trägt als Titel den Vermerk „Zu den Akten“, andeutend, daß sein Verfasser die Verse und auch das, was sie behandeln, als abgetan betrachtet, als etwas, das unumstößlich vorliegt und woran man schlechthin eben nichts zu ändern vermag.

„Die Staffelei liegt verlassen“ ... „Wer sieht, sieht nicht wieder ...“ „Mich triffst du nicht mehr“ ... „Keine Fragen mehr, Einverständnis, überlappt von Tod.“ Solchen Schlußzeilen waren Überlegungen vorausgegangen, die jene nahezu zehn Jahre zwischen beiden Lyrikbänden erklären. In dem Gedicht „Der große Lübke-See“ hieß es:

Hier fiel es mich an ...
der Beginn der Einsamkeit,
hier ohne Boote und Brücken,
das Schilf der Verzweiflung,
der trigonometrische Punkt,
Abmessung im Nichts,
während die Vogelzüge sich entfalten ...

Das plötzlich überkommene Bild eines Augenblicks 1949 sollte mehr sein als einmaliges Erlebnis. Man stößt in anderem Zusammenhang darauf, wenn man Eichs theoretische Äußerungen aus dem Jahr 56 wiederliest, die oft zitiert wurden:

„Ich schreibe Gedichte, um mich in der Wirklichkeit zu orientieren. Ich betrachte sie als trigonometrische Punkte, die in einer unbekannten Fläche den Kurs markieren ... Als die eigentliche Sprache erscheint mir die, in der das Wort und das Ding zusammenfallen ... Aus dieser Sprache gilt es zu übersetzen, ohne den Urtext zu haben. Die gelungenste Übersetzung ... erreicht den höchsten Grad von Wirklichkeit.“

Realität schien nicht nur „fragwürdig“, sondern nur noch im magischen Zusammenfall von Wort und Ding gegeben, um einem Urtext nahezukommen, der — geheimnisvoll — der Realität entspreche. Erinnerung an die Magie früher Dichtung, ja an Eichendorffs „Zauberwort“ scheint im Spiele; „der Glaube, daß das Wort am Wesen der Dinge Anteil habe“, wie es Günter Bien in einem kenntnisreichen Versuch zum Schaffen Eichs formuliert hat.

Was Eich unter seinem Vorhaben, solche Urtexte herzustellen, versteht, erläutert er in einem Gedicht seines neuen Bandes, das er „Zum Beispiel“ überschreibt. Es

ist das Experiment, einen Begriff wie „Segeltuch“ in die Sprache zu übertragen, die alles an Greif- und Deutbarem umschließt („Ein Wort in ein Wort übersetzen, das Salz und Teer einschließt und aus Leinen ist, Geruch enthält“ etc.). Aber der Versuch wird aufgegeben, „Aufgabe, gestellt für die Zeit nach dem Tode“, alles ist bereits abgeschlossen — zu den Akten.

Dieses Sich-Verschließen, der Verzicht, die absolute Resignation scheint einziges Grundthema des Bandes zu sein. Keine Botschaften mehr. Welt rennt als „geköpfter Hahn“ über den Hof, für diese Zeit scheint sie ausgespart.

Topographie einer schöneren Welt

Vergeblich die böse Hoffnung,
daß die Schreie der Gemarterten
die Zukunft leicht machen:

Gib acht, wessen Stimme vor Rührung bebt,
wem es das Herz bewegt,
wenn der Walzenwechsel verkürzt wird
auf achtundzwanzig Minuten.

Seid begrüßt Friedhöfe!

Eich gehört zur Generation der heute nahezu Sechzigjährigen. Faschismus, 2. Weltkrieg, Gefangenschaft waren Gewalten, denen man ausgeliefert war. Nach Jahren demokratischer Möglichkeiten nun diese prosperierende Verbrauchergesellschaft ohne „Wegmarken der Liebe“. Waren die Schreie der Opfer vergeblich? Bedeutet eine höhere Produktionsziffer — jeder verkürzte Walzenwechsel — nicht Gefahr für Menschlichkeit? Noch einmal berührt ein Moment den trigonometrischen, den neuralgischen Punkt: wem bewegt es das Herz? Die Frage wird nicht mehr beantwortet; Eich hat sich abgefunden, diese Umgebung scheint keine Aussichten zu machen. Das Zeichen heißt Abwehr, seine Sprache ist Verschllossenheit, sie wird eintönig und kaum moduliert ständig wiederholt.

Huhu

Wo die Beleuchtung beginnt
bleibe ich unsichtbar.
Aus Briefen kannst du mich nicht lesen
und in Gedichten verstecke ich mich.

Den letzten Schlag
gab ich euch allen.
Mich triffst du nicht mehr,
solang ich auch rufe.

Westdeutsche Kritiker haben diese Lyrik notwendig genannt und loben ihren Lakonismus. Sicher ist sie wahrhaftiger Ausdruck von Leuten, die sich unvermeidlich ausgeliefert fühlen und es schließlich vorziehen, zu schweigen. Qui tacet...

Die heutige Welt kann wiedergegeben werden, „aber nur, wenn sie als veränderbar aufgefaßt wird“ sagt der Lakoniker Brecht. Und der Lyriker Georg Maurer, Angehöriger der Generation Eichs, notierte: „Die Sprache der Dinge ist nun glücklicherweise unendlich. Ich glaube nicht, daß — solange die Menschheit bestehen mag — sich selbst das unscheinbarste Ding jemals ganz ausgesprochen haben wird. Auf jede *neue* Frage, auf jedes lebendige Gefühl wird es *neu* antworten.“ Wie also, wenn Eichs „Urtext“ eine bloße metaphysische Fiktion wäre, weil er als Dichter auf sich ändernde Wirklichkeit nicht antworten will oder kann?

Krolow hat diesen Status „Rückzug problematischer Individualität aus dem Gedicht“ genannt, Habitus heutiger westdeutscher Gedichte, den man als *Zustandslyrik* bezeichnen könnte, weil in diesen Texten keinerlei lebendige Prozesse vor sich gehen, sondern sie auf einen Zustand hin fixiert sind. Auch die Bewegtheit in Eichs und Krolows Landschaften ist nur scheinbar. Eigentlich weht da kein Wind. Die Dinge agieren durch Worte in einer sterilen, künstlichen Luft. Krolow: „Papier: wie schönes Wetter, / drauf zu schreiben, / vergeßlich wie das Glück, / Girlande, welkend umgehängt / der Gegenwart des Todes“. (Seid gegrüßt, Friedhöfe!) Verse sind weniger geglückte poetische Verkürzungen als mit aromatischen Wörtern vorgenommene Destillationsverfahren. Das wird deutlich, wenn man sich dem „großen Stoff“ nähern will. Krolows „Tag in Deutschland“:

Tag mit blauen Fingernägeln,
mit deutschen Augen, nichts
für Freunde von Logarithmen.

Am Brunnen wird das Blattgrün
gewaschen, bis es weiß ist:
Staub von Gefühl, mit dem sich
schreiben läßt, zum Beispiel:
gotisch oder mit Gewehren.

Am Tisch der Wein:
er macht die Trinker schwarz.
Sie fallen mit ihren Seelen
durch die offene Nacht.

Seid gegrüßt, Schatten! Krolow sagt dazu: „Um mir meinen Vers über ein Land zu machen, das es wirklich gibt und das ich zu sehr liebe, um von ihm sprechen zu können.“ Sprechen wir lieber gar nicht darüber! Die Autoren ziehen sich nicht nur vor den Gegenständen zurück, sie fliehen die anteilnehmende Empfindung, den Gedanken, der Konsequenzen haben könnte. Man kann von einer Exil-Situation sprechen. Bei Krolow äußert sie sich meist artifiziell in Schattenspielen.

Die Exil-Situation nicht als Kunstfigur, sondern als Existenz wählte Hans Magnus Enzensberger. Er zog sich bis auf die Insel im Oslofjord zurück, aber sein Land, zu dem er in Distanz kommen wollte, verfolgt ihn beharrlich.

hier ist es hell am rostigen wasser, nirgendwo.
hier,
das sind die grauweiden, das ist das graue gras,
das ist der düstere helle himmel, hier stehe ich.
(*das ist kein standpunkt*, sagt der vogel in meinem kopf.)

Enzensbergers letzter Gedichtband heißt „blindenschrift“ und ist das Stenogramm einer seltsamen „Zwischenlage“, in der sich sein Autor befand und wohl noch befindet. Wurde die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft zuvor in der unmißverständlichen, offenen „landessprache“ ausgetragen, so wird sie in der literarischen Landschaft der „lachesis lapponica“ zum Bewußtseinsgefecht, das er zwar geistreich, listig und dialektisch, aber doch immer (zunächst?) nur mit sich selbst führt. Seine Stimme ist vom Zorn ein wenig heiser und vom Zweifel leiser geworden. Nicht zufällig ist ein resignierendes Gedicht Günter Eich gewidmet („abgelegenes haus“ nimmt, nicht nur in Anlehnung an die „Abgelegenen Gehöfte“, Eichs Motive auf), nicht zufällig trommelt ein „märzregen“ seine Botschaft auf das Inselhausdach:

die stimme des schreckens
beruhigt mich, sie sagt:
wir sind noch am leben.

Nicht spielerisch, sondern wie mit belegter Zunge wird der letzte Satz des Buches gesprochen: „schatten sind meine werke“ und auch hier heißt ein Gedicht „trigonometrischer Punkt“, wo es den Dichter anfällt:

ich bin da wo ich bin.
ringsum, undeutlich
sind böhmische dörfer.

Enzensbergers „camera obscura“ wiederum wurde schon Jahre zuvor von Heißenbüttel gehandhabt: „Dunkelkammergespräche“ hieß es da. Enzensberger suchte nach Zeichen und fand sie in bereits abgestecktem literarischem Terrain.

die kämpfe von gestern
sind schattenkämpfe
die frauen von gestern
frauenschatten
(„schattenwerk“ von Enzensberger)

Die Vergangenheit
bleibt eine Landschaft
mit Frauen, die sich schnell entfer-
nen ...
(„Etwas endet“ von Krolow)

Rühmkorf hat vor Jahren in einem pauschalen Kehraus („Zum lyrischen Welt-
bild der Nachkriegsdeutschen“) auf die Auswechselbarkeit der Bilder und
Metaphern hingewiesen („rundum kommunes Symbol- und Dekorationsma-
terial“). Das ließe sich mühelos erweitern. Eine eben entstandene Kunst-Welt
wird schon zur „Tradition“.

Aber diese neuen Gedichte Enzensbergers haben noch einen anderen Aspekt. Ihr
Autor läßt sich nicht mehr von dem unaufhaltsamen Assoziationsstrom tragen,
mit dem ihn die Objekte einst überwältigten: auf der welt war dein tisch.
Vorsichtiger, da alles gar nicht so deutlich ist, wie man einst glaubte, denkt er
im Vers über Dinge nach, läßt sie sozusagen zu sich herankommen: auf deinem
tisch ist die welt. Die Perioden sind kürzer. Vergleiche fallen knapper aus. Der
Impulsivstil ist einem Reflektionsstil gewichen. Sein Thema kündigte sich in
einer vieldeutigen Parabel der „landessprache“ von 1960 bereits an, die „blind-
lings“ überschrieben war und von der „siegreichen sache der sehenden“ erzählte,
der sich ein „blinder könig“ bemächtigt hat. Jetzt wird das Menetekel so ge-
lesen:

nimmt die binde ab
könig mensch und lies
unter der blinden schrift
deinen eigenen namen

Aber das Menetekel wird nicht dechiffriert, es geistert als Zeichen und Schatten
durch die Verse, gelähmt vom doomsday-Schatten atomarer Bedrohung. Kritik
ist nicht verstummt. Dem friedfertigen Kleinbürger, middle-class-man, gilt wie
eh alle Verachtung. Aber es scheint, als gäbe dieser kleine Mann — Ironie der
Sache — jetzt die ewige Frage deutlich zurück: Was nun?
Denn Enzensbergers „weiterung“, die ein berühmtes Motiv brechtscher Lyrik
aufnimmt, kann nur als Revision dazu verstanden werden:

wer soll da noch auftauchen aus der flut
wenn wir darin untergehen?
...
wer soll da unsrer gedenken
mit nachsicht?

das wird sich finden,
wenn es erst soweit ist.

...
keine nachgeborenen
keine nachsicht
nichts weiter

Enzensberger steht allein „mit einem spiralnebel von bildern von bildern von bil-
dern“. Brecht wußte sich immer als Teil einer großen Bewegung, die er mit ver-
wirklichen half, Kritik ühend und skeptisch, aber auch teilnehmend und freund-
lich. So könnte man Enzensberger, der sich in seinen Versen nicht nur einmal mit
Brecht anlegt, immer mit Brecht antworten; kaum zu Gunsten des Blindenschrei-
bers, der mit den Schatten ficht, wo es um Sachverhalte geht, denen mit „flech-
tenkunde“ kaum beizukommen ist. Die „feinde“, mit denen er sich umgibt,
haben keinen Namen. Das andere „ufer“ sieht er in einem Rauch — es bleibt die
„schwierige arbeit“:

ungeduldig
im namen der zufriedenen
verzweifeln

geduldig
im namen der verzweifelten
an der verzweiflung zweifeln

ungeduldig geduldig
im namen der unbelehrbaren
lehren

Die „lachesis lapponica“ ist keine Inselidylle und kein Schattenreich, aber für
die Dauer auch kein poetisches Land, sich darauf einzurichten. Und Enzensber-
ger weiß es.

... nichts, ich habe nichts, vogel, hörst du?
und kein vogel,
vogel, kräht nach mir. (*das ist wahr*). laß mich in ruhe.
hier kämpfe ich nicht ...

...
(*feigling*, sagt er, *machs gut. wir sprechen uns noch.*)
laß mich im unbeschriebenen. (*totenkopf.*)
sich wie es flimmert. (und der düstere vogel in meinem kopf sagt
zu sich selbst: *er schläft, also*
ist er einverstanden.)
aber ich schlafe nicht.

Enzensberger hat für die Resignation keinen Zorn zur Verfügung, aber er hält dort inne, wo das Schweigen beginnt. Es gilt zu reden.

Schnell sprechen die Jahre ihr Urteil. Heute sieht man die 1959 unter dem Titel „Sprachgitter“ erschienenen Texte von Paul Celan, die unter der „Engführung“ der Sprache artistischer Monolog wurden, als — für den Dichter sicher notwendige — vergangene Phase. Der „Punkt“ war erreicht, an dem das Gedicht sich in „Partikelgestöber“ aufzulösen drohte und das Gespräch sich ins Wort fiel, daß nichts blieb als Bruchstücke und Fragmente.

Der Gedichtband „Die Niemandsrose“ 1963 zeigt wohlerwogene feste Strukturen. Welt kommt ins Gedicht von Frankreich bis Rußland:

In Brest vor den Flammenringen,
im Zelt, wo der Tiger sprang,
da hört ich dich, Endlichkeit, singen,
da sah ich dich, Mandelstamm.

Celan nennt nicht nur hier den Namen des russischen Dichters, er hat ihm den Band gewidmet. Mandelstamm, der von 1892 bis 1940 lebte, wurde durch Übertragungen Celans dem deutschen Publikum überhaupt erst bekannt. Er zählt neben Alexander Block und Sergej Jessenin zu den großen Lyrikern der Wende, die, noch im vorrevolutionären Rußland wurzelnd, die erste schöpferische Periode sowjetischer Dichtung bestimmten. Von ihm sagt Ehrenburg, daß er die Welt als Anblick und Klang gleichermaßen empfand. Darin stimmt Celan mit ihm überein.

Ein zweites Element, aus dem Celan mit Mandelstamm schöpft, ist die chassidische Mythologie, ihre Weisheit, Weltzugewandtheit, ihr Rätsel. In Celans Gedicht kontrastiert sie auf grelle Weise mit den jüngsten Ereignissen der Verfolgung der Juden. Mit stockender Stimme wird vorgetragen:

Ihr gebet-, ihr lästerungs-, ihr
gebetscharfen Messer
meines
Schweigens.

...

Und du:
du, du, du
mein täglich wahr- und wahrer-
geschundenes Später
der Rosen —:

Wieviel, o wieviel
Welt. Wieviel
Wege.

Krücke du, Schwinge. Wir — —

Wir werden das Kinderlied singen, das
hörst du, das
mit den Men, mit den Schen, mit den Menschen,
ja das . . .

Verse, mit halber Stimme gesprochen, aus dem gesetzten Einverständnis mit einem Du, das die Andeutung schon versteht, so daß es keiner direkten Worte bedarf. Schluß-Zeilen sind Beginn: „Es sieht, wir sehen, ich sehe, du siehst“, . . . „er bäumt sich der Baum. Er, auch er steht gegen *die Pest*“. Neben dem „wir wissen ja nicht, was gilt“ steht „es wird heller, fort aus Kannitverstan“. Celan beschwört Symbole, redet in Psalmen, zitiert alte Gleichnisse wie magische Formeln, um aus dem Dunkel heraus Welt zu gewinnen. Keine Schatten, kein Zwielicht. Die Richtung heißt Aufstieg und Zukunft, für Brüderlichkeit setzt er das Wort „Mitsammen“, es heißt auch Hoffnung.

Das Gedicht reibt sich nicht direkt an der Wirklichkeit, es bedient sich kunstvoller Medien und oft seltsamer Transmissionen, um überraschende Verbindungen herzustellen; nicht immer vermag man ihnen in ihre Verästelungen zu folgen. Kunst ist aus Mythos gespeist, Tradition bis in die Antike: Kolchis, Petropolis. Nicht selten stehen Vokabeln, hebräische, in Schlüsselposition, und man hat keinen Zugang, wenn eins der Stichworte fehlt, die für Zusammenhänge bürgen und aus dem Labyrinth des Erahnten, Erhofften, plötzlich Gewißheit aufblitzen lassen, Verse von eisclarer Helligkeit: „Wie tut sich die Welt auf, mitten durch uns!“ Poetische Welt, die besessen auf Wahrheitsfindung aus ist, selbst, wenn sie nicht benennt und nur durch einen Namen, ein Bild, ein Moment ihre Anwesenheit postuliert. Schwierigkeit, keine Schattenrisse, nichts von der modischen Resignation und ihrer austauschbaren gepflegten Fauna und Flora, wie sie sonst in der westdeutschen Lyrik dieser Tage verbindlich ist. Spricht Mandelstamm in einer seiner unvergeßlichen Romanzen „Der erste Januar 1924“ von dem „Eid, den ich dem vierten Stand geschworen“, so erneuert Paul Celan diesen Eid auf seine Weise. Er sieht sich in der Reihe der Heine und Babel. Erinnert wiederum den dreizehnten Februar des Wiener Aufstandes von 1934 und das „Sie kommen nicht durch!“ bewußter Resistance. Ihr gilt sein Schibboleth, sein Lösungswort.

In eins

Dreizehnter Feber. Im Herzmund
erwachtes Schibboleth. Mit dir,
Peuple
de Paris. *No pasarán.*

Schäffchen zur Linken: er, Abadias,
der Greis aus Huesca, kam mit den Hunden
über das Feld, im Exil
stand weiß eine Wolke
menschlichen Adels, er sprach
und das Wort in die Hand, das wir brauchten, es war
Hirten-Spanisch, darin,

im Eislicht des Kreuzers „Aurora“:
die Bruderhand, winkend mit der
von den wortgroßen Augen
genommenen Binde — Petropolis, der
Unvergessenen Wanderstadt lag
auch dir toskanisch zu Herzen.

Friede den Hütten!

André Müller
Was soll aus den Ruhrfestspielen werden?

Zur Tradition der Ruhrfestspiele in Recklinghausen gehört der Zahlen-Mythos. Nach jedem Festspielsommer wird säuberlich addiert: soundsoviel Personen haben an den Veranstaltungen teilgenommen; soundsoviel Kartenbestellungen konnten nicht berücksichtigt werden. In diesem Jahr: 94 952 Besucher, mehr als 10 000 unerfüllte Kartenwünsche.

Andere Zahlen kommen hinzu: das neue Haus hat 22 Millionen Mark gekostet. In die Bausumme teilen sich der Bund mit 3 250 000 Mark, das Land Nordrhein-Westfalen mit 5 250 000 Mark, die „Freunde der Ruhrfestspiele“ mit 1 500 000 Mark, der DGB mit 4 000 000 Mark und die Stadt Recklinghausen mit 8 000 000 Mark. Die Zahl der Plätze beträgt 1 061. Die Einnahmen belaufen sich auf ungefähr 400 000 Mark. Die IG Bergbau, die IG Metall und der DGB zahlen Zuschüsse in Höhe von 375 000 Mark; der Bund, das Land, der Verein der Freunde, der Landschaftsverband, die Stadt und der WDR 1 235 000 Mark. Die laufenden Kosten für das Haus betragen jährlich 500 000 Mark. Gespielt wurden bisher in Recklinghausen 45 Stücke von Klassikern, 21 von Autoren der klassischen Moderne und 29 von zeitgenössischen Dramatikern. Wer Interesse daran hat, kann auch noch genau erfahren, wieviel Personen die Kunstaussstellungen besuchten, wieviel an den Diskussionen teilnahmen, wieviel Karten von den Gewerkschaften vertrieben wurden und ähnliches mehr.

Die Zahlen als Markenzeichen — und als Alibi.

Theater geben im allgemeinen nur selten bekannt, wie hoch ihre Besucherzahlen in einer Saison waren. Bei Festspielunternehmen wie Bayreuth oder Salzburg fragt dann auch niemand danach, ob die Besucherzahl gestiegen oder gesunken ist. Die Theater, die in den letzten zwanzig Jahren die Spielweise der europäischen Bühnen entscheidend beeinflusst haben — das Berliner Ensemble, die Komische Oper Walter Felsensteins, das piccolo teatro in Mailand z. B. — haben noch niemals mit Zahlen ihren künstlerischen Einfluß ausdrücken wollen. Wenn von ihnen gesprochen wird, spricht man von ihrer Inszenierungsweise, ihrem Stil, ihren Aufführungen. Wenn jedoch von den Ruhrfestspielen gesprochen wird, spricht man von der Höhe der Besucherzahlen und davon, was das alles kostet und wer alles das Geld gibt.

In diesem Zahlen-Mythos der Ruhrfestspiele drückt sich aus: man will sich rechtfertigen. Selbst progressiv eingestellte Kritiker wie Rolf Traube in der „Deutschen Volkszeitung“ scheinen zu glauben, mit Besucherzahlen müsse bewiesen werden, daß es unter den Arbeitern an Rhein und Ruhr ein Kulturbedürfnis gibt: „Die oft vernommene Behauptung, das Kulturbedürfnis der arbeitenden Bevölkerung in der Bundesrepublik erschöpfe sich genügsam in ‚Bild‘-Lektüre und Bildschirmbetrachtung, wurde damit eindrucksvoll widerlegt.“

Die Festspielleitung bezweckt mit ihrem Zahlenspiel aber noch mehr: sie will suggerieren, das quantitative Interesse, das die Ruhrfestspiele jedes Jahr finden, dokumentiere auch ihre Qualität. Damit soll verdeckt werden, daß sich die Ruhrfestspiele seit Jahren in einer permanenten Krise befinden.

Auf die schon legendäre Entstehung, als die Arbeiter Kohle für Kunst gaben und die Theater sich mit Kunst für Kohle revanchierten, wird immer wieder gerne verwiesen. Man stellt heraus, daß es sich um einen typischen Akt der Solidarität gehandelt hat, den Walter Dirks 1954 in einer Eröffnungsrede richtig aus der proletarischen Tradition ableitete. Die Bedeutung dieses Vorgangs bestand darin, daß die Arbeiter, selber frierend, angesichts der frierenden Künstler die Notwendigkeit der Kunst erkannten, woraus dann heute gemacht wird: sie sprengten ihre Klassenschranken.

Im Epilog zu einer kritischen Betrachtung der Ruhrfestspiele, die Hans Schwab-Felisch in der Augustnummer der Zeitschrift „Theater heute“ schrieb, findet sich nun der Satz: „Ulbricht hat in Bitterfeld behauptet, die Ruhrfestspiele seien von kommunistischen Arbeitern gegründet worden . . .“, wobei unvermerkt blieb, ob Ulbricht da nun die Wahrheit sprach oder nicht. Tatsächlich sprach er die Wahrheit. Es waren kommunistische Gewerkschaftsfunktionäre und kommunistische Betriebsräte, die die Hilfsaktion für die Hamburger Theater starteten — indem sie die Vertreter der englischen Besatzungsmacht hintergingen — und die die ersten Gastspiele der Hamburger Bühnen in Recklinghausen organisierten. Sie wurden später ausgebootet, und vielleicht hat es neben politischen auch sachliche Gründe dafür gegeben. Die permanente Krise der Ruhrfestspiele hat allerdings zum gleichen Zeitpunkt begonnen.

Der Hilfsaktion der Recklinghauser Arbeiter lag eine Erkenntnis zu Grunde: die Notwendigkeit eines Bündnisses zwischen Sozialismus und Kunst. Theoretisch war das von den Klassikern des Sozialismus schon lange vorher nachgewiesen worden. Die Trennung bestand trotzdem weiter, auch wenn sich immer wieder Künstler von Rang und Namen zu den sozialistischen Ideen bekannten oder sich aktiv für ihre Verwirklichung einsetzten. Die zwölf Jahre Faschismus setzten eine zusätzliche Zäsur. Die spontane Hilfsaktion in jenem Hungerwinter, die es ermöglichte, die Hamburger Theater offen zu halten, hatte den Charakter eines Angebots: die bestehende Kluft zwischen Sozialismus und Kunst zu schließen. Die Künstler von Hamburg begriffen das instinktiv und ihr Vorschlag, mit ihren

Aufführungen in Recklinghausen zu gastieren, enthielt mehr als nur den Dank für geleistete Hilfe. Ihnen lag ebenfalls daran, mit der Arbeiterschaft engeren Kontakt aufzunehmen und die rein bürgerliche Abhängigkeit ihrer Tätigkeit zu durchbrechen. Die Arbeiter erhofften die Hilfe der Kunst für ihren Emanzipationskampf, der damals noch allgemein als ein Kampf für den Sozialismus verstanden wurde. Sie wollten nicht nur Theateraufführungen sehen, sondern begreifen, was die Kunst war, was für Probleme sie behandelte, was die Künstler bewegte und sie wollten den Künstlern verständlich machen, was ihre Probleme waren. Die Künstler wiederum wollten endlich erfahren, was die Arbeiter für Ansichten und Vorstellungen hatten und was sie zu ihrer Kunst sagten. Wechselseitige Impulse wurden erwartet, gegenseitige Befruchtung der Ideen, ein allgemeines Geben und Nehmen.

Die ersten Festspiele in Recklinghausen waren dann auch weit entfernt von der Festspielgeschäftigkeit, die heute dort üblich ist. Man aß zusammen in den Werkskantinen, saß in Gaststätten beieinander, diskutierte in Betriebsratbüros und Arbeiterwohnungen. Die Künstler schliefen dort, wo gerade Platz war, besuchten die Hütten und Walzstraßen, und die Arbeiter informierten sich, wie denn nun Kunst gemacht werde. Es gab eine Lebendigkeit und Intensität des Gedankenaustausches, die einmalig waren. Der Wunsch, die Begegnungen zu wiederholen, war gegenseitig. Die Institution der Ruhrfestspiele war das Resultat.

Es kann hier nicht die ganze Geschichte der Ruhrfestspiele geschildert werden. Aber diese Institution, die so vielversprechend begann, geriet von dem Moment an in ihre Krise, als die Gewerkschaftsführung begann, den Sozialismus aufzugeben und den Arbeiter für ewig in die bürgerliche Gesellschaft zu integrieren. Die Ausbootung der kommunistischen Funktionäre aus den Gremien der Ruhrfestspiele dokumentierte im Grunde nichts anderes, als die Abkehr vom Ziel einer sozialistischen Gesellschaft, die fortan als kommunistisches Schreckgespenst diffamiert wurde. Den Ruhrfestspielen war damit der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Wozu sollten sie jetzt dienen? Seit 15 Jahren wird in den Eröffnungsreden, Vorträgen und Seminaren über diese Frage gerätselt. Jeder betont die Wichtigkeit dieser Institution, aber keiner konnte jemals genau sagen, worin diese Wichtigkeit bestand, nachdem aus dem Ziel der sozialistischen Gesellschaft die integrierte Gesellschaft geworden war.

Legionen von Phrasen sind angeboten worden seitdem. 1954 formulierte Walter Dirks bereits in seiner Eröffnungsrede: „Die Kulturtage der Arbeit verdichten an einem Ort und in einigen Wochen, was sonst unauffälliger und zerstreuter überall geschieht oder geschehen sollte: die Begegnung zwischen aufgeschlossenen Arbeitern und dem gültigen Kunstwerk, und das ist ein Vorgang, der sich nicht isolieren läßt, sondern in einem großen Zusammenhang steht: in der großen Auseinandersetzung, die unser aller geistiges Leben erfüllt: in dem

Versuch unserer Gesellschaft, mit sich selbst ins Reine zu kommen. In alledem gibt es keine grundsätzlichen Unterschiede mehr zwischen sogenannten Gebildeten und Arbeitern, um so mehr freilich einen Unterschied zwischen jenen Menschen, die unterwegs sind, und denen, die es sich zu Hause wohlergehen lassen, die gebildeten und ungebildeten Banausen.“

Hier hat man bereits alles zusammen, was in zahllosen späteren Reden mit einem modernisierten Vokabular nur noch variiert worden ist. Die „Begegnung zwischen aufgeschlossenen Arbeitern und dem gültigen Kunstwerk“ ist schon das Ziel. Die Gesellschaft soll „mit sich selbst ins Reine kommen“, also den ewigen Frieden schließen. Und es gibt nur noch den Unterschied zwischen Menschen, die „unterwegs“ sind, und denen, die zu Hause bleiben, wobei allerdings nicht mitgeteilt wird, wohin man „unterwegs“ ist.

Für die Ruhrfestspiele bedeutete diese Entwicklung den Verlust der Möglichkeit, ein Zentrum zu werden, in dem sich die Bestrebungen des Sozialismus mit denen der Kunst verbanden. Die „Begegnung zwischen aufgeschlossenen Arbeitern und dem gültigen Kunstwerk“ degradiert den Arbeiter, der auch noch seinem unaufgeschlossenen Kollegen gegenübergestellt wird, wieder zum bloßen Kunstkonsumenten. In dieser Funktion war er allerdings schon lange in den Tempeln der bürgerlichen Kunst zugelassen, vorausgesetzt, daß er einen dunklen Anzug anhatte und sich unauffällig benahm. Die Leitung der Ruhrfestspiele begann dann auch langsam, aber unaufhaltsam, einen typischen Festspielbetrieb einzurichten, der sich von den bürgerlichen Festspielstätten nur dadurch unterschied, daß er vorwiegend ein Arbeiterpublikum hatte. Die Organisation dieses Unternehmens war relativ leicht. Die Arbeiter an Rhein und Ruhr hängen noch heute der ehemaligen Zielsetzung dieser Institution an. Sie waren stets bereit, nach Recklinghausen zu kommen, obwohl ihnen in den Stadttheatern meist das gleiche geboten wurde. Die Theater wiederum hatten nichts dagegen, zu den ausgezeichneten finanziellen Bedingungen, die ihnen in Recklinghausen geboten wurden, mit ihren Inszenierungen hier zu gastieren, nur eben genau so, wie sie es auch auf anderen Festspielen taten. Eine große Idee wurde pervertiert. In Recklinghausen folgte man dann auch bald dem allgemeinen Trend der Theaterentwicklung. Man band sich weder thematisch noch geistig — und erst recht nicht organisatorisch — an eine bestimmte Richtung. Man bevorzugte weder Stücke mit sozialem oder politischem Inhalt, noch versuchte man, sich in die Auseinandersetzungen auf dem Theater einzuschalten. Die Festspiele nahmen den üblichen Warenhauscharakter an: von allem etwas — Schiller und Beckett; Giraudoux und Shakespeare; Shaw und Wilder. Dafür zeigte sich eine Abstinenz gegenüber der progressiven Theaterkunst. Der Brecht-Boykott wurde viele Spielzeiten lang mitgemacht; Stücke aus der DDR oder den sozialistischen Ländern sind bis heute noch nicht auf den Spielplänen der Ruhrfestspiele erschienen. Aber jede große antikommunistische Kampagne fand in Recklinghausen Unterstützung. Hier

förderte man sowohl die Aktion „Macht das Tor auf!“ wie die verschiedenen Aktionen für die „Brüder und Schwestern in der Zone“. Hier veranstaltete man Jahr für Jahr europäische Gespräche, bei denen Europa an der Elbe aufhörte. Zwar betonte man immer wieder die Notwendigkeit der geistigen Auseinandersetzung, ging aber jeder Auseinandersetzung mit Vertretern der DDR oder der SU, sowie der Konfrontation mit der Kunst dieser Länder aus dem Wege. Die wiederholten Angebote der DDR, mit dem Brechttheater und anderen berühmten Bühnen in Recklinghausen zu gastieren — sie wurden als verlockend bezeichnet — lehnte man unentwegt ab.

Man hatte Rücksichten zu nehmen. Der Bund, das Land Nordrhein-Westfalen, die Stadt Recklinghausen und viele Industrielle des Ruhrgebiets hatten sich inzwischen an den Kosten der Ruhrfestspiele „großzügig“ beteiligt. Das blieb nicht folgenlos. Wenn man sich die oben angeführten Zahlen genauer betrachtet, wird man schnell feststellen, daß die Ruhrfestspiele eine Institution geworden sind, deren Leitung sich nur noch teilweise in den Händen der Gewerkschaften befindet. Man ist finanziell von den Spendern, und damit von deren Ideologie, abhängig geworden. Bei dem Bau des neuen Hauses ergibt sich sogar der groteske Zustand, daß die Gewerkschaften noch nicht einmal mit einem Viertel an der Bausumme beteiligt sind, vertraglich völlig ungesichert in der Luft schweben und auf die Gnade und das Wohlwollen der anderen Geldgeber angewiesen bleiben.

Als reines Festspielunternehmen teilten die Ruhrfestspiele dafür das Dilemma anderer Festspielunternehmen. Eine Bindung an einen Namen, wie in Bayreuth an Wagner und in Salzburg an Mozart, war nie angestrebt worden. Eine Leistungsschau des europäischen Theaters, oder auch nur des deutschen, verhinderte die politische Abstinenz gegenüber progressiven Bestrebungen und das Tabu gegenüber der DDR. Spielplangestaltung und künstlerische Qualität blieben deshalb stets schwankend. Das große Experimentieren begann. Man lud in einer Spielzeit Bühnen aus dem Ausland ein — aus dem westlichen versteht sich — und verzichtete in der nächsten wieder darauf. Man versuchte mit Eigeninszenierungen den Spielplan alleine auszufüllen und kam wieder ab davon. Man zog mit diesen Eigeninszenierungen durch zahlreiche Städte der Bundesrepublik, berauschte sich an den Zuschauerzahlen und ließ es dann wieder bleiben. Darauf versuchte man sogar nur die Bühnen aus Nordrhein-Westfalen einzuladen und sank vollständig auf ein provinzielles Niveau.

Inzwischen hat sich als Tradition eingebürgert: zwei Eigeninszenierungen und drei oder vier Gastspiele anderer Bühnen. Das Resultat war: Ruf und Einfluß der Ruhrfestspiele sind ständig gesunken. Die Krise der Institution wurde offensichtlich und allgemein festgestellt. Der Zahlen-Mythos entstand. Und die letzten drei Jahre lebte man überhaupt nur noch von der irrationalen Hoffnung, mit dem neuen Festspielhaus werde alles von alleine ins Lot kommen.

In diesem Jahre wurde allerdings versucht, erstmals über den eigenen Schatten zu springen und wenigstens in der Spielplangestaltung die bisherigen Tabus zu durchbrechen. Die „Räuber“ von Schiller und „Mutter Courage“ von Brecht wurden als Eigeninszenierungen herausgebracht. Außerdem gastierten die Berliner mit dem „Marat“-Stück von Peter Weiss in der Swinarski-Inszenierung; das Thalia-Theater, Hamburg, mit Arthur Millers „Zwischenfall in Vichy“ und die Kammerspiele, München, mit Heinar Kipphardts „Der Fall Oppenheimer“. Das war ein Programm, wie es schon seit Jahren in Recklinghausen nicht mehr zu sehen war. Aber nun zeigte sich, daß die beiden Eigeninszenierungen, von Koch und Buckwitz, künstlerisch hinter den Erwartungen zurückblieben. Man hat es in den vergangenen Jahren eben auch versäumt, sich enger mit jüngeren Regisseuren zu verbinden. Künstlerische Qualität und künstlerische Ausstrahlung lassen sich nicht einfach einkaufen. So sehr die diesjährige Programmgestaltung zu befürworten ist, die Krise der Ruhrfestspiele ist nicht einfach mit einem besseren Spielplan zu beheben.

In der Betrachtung zu den Ruhrfestspielen, die Hans Schwab-Felisch in „Theater heute“ schrieb, taucht die Frage auf: „Welche Konzeption hat der DGB im Hinblick auf die Ruhrfestspiele und was sind sie ihm wert? Diese Frage wird er bald beantworten müssen.“

Nun sind die Ruhrfestspiele nicht nur eine Institution, die Festspiele veranstaltet, sie sind auch ein Objekt recht unterschiedlicher Interessen. Von rechts hat man dem Unternehmen immer skeptisch gegenübergestanden. Man muß, um das zu erfahren, bloß die Rezensionen und Betrachtungen der vergangenen Jahre durchblättern. Immer wieder stößt man dann auf die offen oder versteckt geäußerte Ansicht, das Kulturbedürfnis der Arbeiter an Rhein und Ruhr sei eine Fata Morgana, jedenfalls lasse es sich auch mit den vorhandenen Stadttheatern befriedigen, mit einer verstärkten Arbeit der Theaterringe, der Volksbühne und anderer Besucherorganisationen. Solche Ansichten werden meist im Zusammenhang einer Kritik an künstlerisch unbefriedigenden Aufführungen oder einer insgesamt unbefriedigenden Saison geäußert. Allerdings ist das eine extreme Position. Bereits vor Jahren hat man nämlich erkannt, daß ein offener Kampf gegen die Ruhrfestspiele nur zu einer Stärkung der progressiven Kräfte in der Institution führen werde, und hat deshalb den Weg der systematischen finanziellen Unterwanderung gewählt. Das Ergebnis dieser Operation ist bekannt. Die Entwicklung der Ruhrfestspiele hat sich genau nach den Wünschen vollzogen, die Bund, Land und die spendenfreudigen Ruhrindustriellen hatten. Kritik und Förderung der Institution ergänzen sich ausgezeichnet.

Dagegen gibt es links eine nie schweigende Kritik an der Entwicklung, Programmgestaltung und Zielsetzung der Ruhrfestspiele, die vorwiegend aus den Großbetrieben kommt. Hier wird offen die Verbürgerlichung der Festspiele kritisiert und die fehlende Synchronisation mit den sozialen und politischen Be-

strebungen der Gewerkschaften. Diese Kritik kommt nur selten an die Öffentlichkeit, aber sie ist vorhanden. Hans Schwab-Felisch schreibt in seinem Beitrag in „Theater heute“: „... als in den Betrieben ‚ein Stück gegen den Krieg‘ verlangt wurde.“ Das beweist offen, daß es in den Betrieben eine Kritik an den Ruhrfestspielen gibt, und weiter, welchen Inhalt diese Kritik hat. Übrigens wurde auf diese Forderung „Der trojanische Krieg findet nicht statt“ in den Spielplan aufgenommen, ein klassisches Beispiel dafür, wie die Festspielleitung die Wünsche der Arbeiter zu umgehen sucht.

Diese Kritik wird von einem Teil der Gewerkschaftsfunktionäre geteilt. Allem Anschein nach ist dieser Gewerkschaftsflügel im letzten Jahr stärker geworden. Die diesjährige Spielplangestaltung kann jedenfalls damit in Zusammenhang gebracht werden. Das deutliche Unbehagen, das von den großen Gewerkschaftsverbänden gegenüber der Politik der SPD geäußert wurde, oder gegenüber der Notstandsgesetzgebung, wirkt sich hier aus. Und nur von dieser Seite her ist ein weiterer Druck zur allmählichen Änderung der bisherigen Entwicklung zu erwarten. Der rechte Gewerkschaftsflügel denkt dagegen die gleiche Politik in den Ruhrfestspielen fortzusetzen.

Die Institution der Ruhrfestspiele ist längst ein Apparat geworden, der auch eigene Interessen hat und die gegensätzlichen Forderungen immer wieder zur Durchsetzung der eigenen Interessen manipuliert. Die Institution verbraucht, das heißt vergibt, jedes Jahr Millionenbeträge. Lobbyismus, Beziehungen, Freundschaften, gemeinsame Interessen zwischen Regisseuren, Schauspielern und den verschiedenen Instanzen der Ruhrfestspiele sind die unvermeidliche Folge. In den einzelnen Gremien herrschen Gegensätze zwischen der Gewerkschaft und den anderen Beteiligten, auch wenn sie unter ständigem Wohlwollen versteckt werden. Am deutlichsten zeigt sich das in der Nutzung des neuen Festspielhauses, bei der die Gewerkschaften eindeutig im Nachteil sind. Kurz: die Institution hat ihr widersprüchliches Eigenleben. Was auf den jährlichen Spielplänen erscheint, ist das Resultat zahlreicher Manipulationen, bei denen politische, ideologische und persönliche Interessen zu einem unentwirrbaren Knäuel werden.

Eine Antwort auf die Frage, welche Konzeption der DGB im Hinblick auf die Ruhrfestspiele hat und was sie ihm wert sind, wird man nicht so schnell erhalten. Aber was kann heute noch, unter Berücksichtigung der inzwischen gegebenen Realitäten, aus den Ruhrfestspielen werden? Eine Rückbesinnung auf die ursprüngliche Zielsetzung läßt sich zwar fordern, aber kaum erwarten. Diese Zielsetzung hing mit den sozialistischen Zielsetzungen der Gewerkschaften zusammen und wird sich nur in dem Maße wiederbeleben lassen, in dem die sozialistische Zielsetzung wiederbelebt wird. Auch sind 19 Jahre vergangen. Unter den Künstlern der Bundesrepublik ist das Bedürfnis nach einem Bündnis mit dem Sozialismus nicht mehr im gleichen Maße vorhanden wie in den Jahren nach dem Kriege. Vertane Chancen kommen so schnell nicht wieder.

Möglich wäre allerdings, auch unter den gegebenen Verhältnissen, eine künstlerisch progressivere Orientierung. Das Programm der Ruhrfestspiele braucht nicht wieder in die bürgerliche Unverbindlichkeit zurückzufallen. Die Spielplangestaltung dieser Saison kann ein Anfang sein. Freilich noch nicht mehr. Vor allem wird man sich überlegen müssen, mit welchen Bestrebungen des Theaters sich die Ruhrfestspiele liieren wollen. Wenn der augenblickliche Konsumcharakter beibehalten wird, ist der weitere Ruin der Ruhrfestspiele gewiß.

Um zu verdeutlichen was gemeint ist: man stelle sich einmal vor, die Leitung der Ruhrfestspiele hätte sich vor 10 oder 15 Jahren entschlossen, in den Bestrebungen des Brechttheaters die Theaterrichtung zu sehen, die den Interessen ihrer Besucher am nächsten steht. Tatsächlich ist das ja wohl der Fall. Man hätte also jedes Jahr in Recklinghausen ein Brecht-Stück inszeniert oder Bühnen mit authentischen Brechtinszenierungen nach Recklinghausen eingeladen. Daneben hätten andere Autoren nicht zu kurz kommen müssen, wenn auch eine gewisse Relation der Übereinstimmung die Folge gewesen wäre. Aber dann hätte Recklinghausen jahrelang den Kampf um die Durchsetzung Brechts geführt. Dann wäre dort ein Zentrum der Auseinandersetzung entstanden, der künstlerischen und der politischen, denn wie man weiß, stoßen bei der Auseinandersetzung über Brecht stets die Ideologien zusammen. Aber die Ruhrfestspiele hätten auf diese Weise eine Ausstrahlung bekommen, eben auch in den künstlerischen Bereich des Theaters hinein, die heute unvorstellbar ist. Und die Arbeiter hätten die Chance erhalten, sich mit einem Werk zu beschäftigen und dafür zu kämpfen, das ihrem Interesse an der Kunst eine solide Grundlage gegeben hätte.

Recklinghausen wäre zu einer Brecht-Hochburg geworden, aber über diesen Weg auch ein Zentrum, in dem alle geistigen Auseinandersetzungen auf dem deutschen Theater kulminiert haben würden. Die Leitung der Ruhrfestspiele brauchte dann nicht mit Zahlen auf die Existenzberechtigung der Institution zu verweisen, diese wäre längst eine allgemeine Selbstverständlichkeit. Die Bindung an eine fortschrittliche Theaterrichtung hindert nicht die Breite und die Vielfalt des Spielplans. Sie macht auch nicht schwächer, sondern ist eine ständige Quelle neuer Kraft.

Diese Chance ist aus politischen Gründen und aus Dummheit nicht genutzt worden. Vorhanden ist sie immer noch. Recklinghausen kann sofort mit dieser progressiven Theaterrichtung ein Bündnis eingehen und z. B. jetzt zu einem Zentrum werden, von dem aus die Absichten bekämpft werden, Brecht über die Heiligsprechung zum Klassiker einflußlos zu machen. In diesem Jahr war leider das Gegenstück der Fall: die Inszenierung der „Mutter Courage“ durch Harry Buckwitz huldigte dem Grundsatz, Brecht als Klassiker auf einem goldenen Teller anzubieten, von dem dann niemand mehr zu nehmen wagt.

Außerdem müßte die Leitung der Ruhrfestspiele bestrebt sein, sich mit allen Bestrebungen zu solidarisieren, die die Brechtschen Absichten weiterführen, was

keine stilistische Frage ist, sondern eine des gesellschaftlichen Engagements. Alle führenden Theater in Europa sind heute ohne den Einfluß Brechts nicht mehr denkbar. Warum lädt man nicht das piccolo teatro von Giorgio Strehler aus Mailand ein? Warum nicht das Theater Roger Planchons aus der lyoner Arbeiter-vorstadt Villeurbanne? Die sprachlichen Grenzen sind kein Hindernis. Arbeiter sind nämlich keine Dummköpfe. Und wann will man endlich das Berliner Ensemble nach Recklinghausen einladen? Oder das Deutsche Theater aus Ostberlin mit den berühmt gewordenen Inszenierungen von Benno Besson, der auch wieder aus der Brecht-Schule kommt? Beide Bühnen haben schon mehrmals in der Bundesrepublik gastiert. Warum holt man sie nicht nach Recklinghausen? Und warum scheut man sich in Recklinghausen immer noch, führende Theater aus den sozialistischen Ländern einzuladen? Will man wieder solange warten, bis es zu spät ist?

Sicher, es gibt politische Gründe. Aber wenn man diesen politischen Gründen nicht bald den Abschied gibt, werden die Ruhrfestspiele immer einflußloser und bleiben immer weiter hinter der allgemeinen Theaterentwicklung — und der politischen — zurück. Dabei könnten sie führen!

Wenn man solche Schritte wagt, verliert man eventuell die Unterstützung von Bund, Land und den Industriellen der Ruhr. Aber Recklinghausen wäre wieder eine Institution, die langsam dahin wirken würde, die Kluft zwischen Arbeitern und Künstlern zu schließen, die wieder ein Zentrum neuer Ideen wäre.

Noch scheint man in Recklinghausen solche Schritte zu scheuen. Hoffen wir darauf, daß die große Ernüchterung nach den letzten Bundestagswahlen, vor allem über die Gewerkschaften, zu einer Stärkung solcher Bestrebungen führt. Noch ist es nicht zu spät.

„Theater des Absurden“, Theater der Grausamkeit“, „Zeittheater“, „lebendige Zeitung“, „engagiertes Theater“, „Theater der Verfremdung“ — die Bezeichnungen verwirren und überschneiden sich, in einigen Ländern auch aus sprachlichen Gründen, zum Beispiel in England, wo das Wort „alienation“ sowohl *Verfremdung* wie *Entfremdung* bedeutet; ein Zusammentreffen, das die Diskussion nicht gerade erleichtert.

Hier in London hat vor einigen Wochen das Berliner Ensemble Triumphe gefeiert, die dadurch, daß es in deutscher Sprache gespielt hat, nicht merklich geschmälert wurden. Man müßte vielleicht sogar dazusagen, daß die bisherigen englischen Brecht-Übersetzungen den Originaltexten zwar dem Sinn nach gerecht wurden, aber viel von dem Unwägbareren, dem dichterisch weniger leicht Definierbaren des deutschen Urtextes eingebüßt haben. Vielleicht war es also sogar ein Vorteil, daß Brecht deutsch gespielt wurde.

Am erfolgreichsten war *Arturo Ui*. Ein britischer Brecht-Übersetzer und Journalist, Richard Grünberger, schrieb im Londoner linkssozialistischen Wochenblatt TRIBUNE, nach dem unvergeßlichen Abend sei doch sehr zu bedauern, daß zum Beispiel eine Entsprechung zu Hitlers Judenverfolgungen im *Arturo Ui* völlig fehle. Das ist die gleiche Art Einwand, wie wir sie von den Theoretikern des Sozialistischen Realismus kennen, diesmal ohne den leisesten Verdacht, daß Mr. Grünberger unter irgendeinem Druck oder Diktat gestanden habe. Wer ihn kennt, der weiß auch, daß er Brecht bewundert, daß ihm solche Kritik also schwergefallen sein muß.

Aber ich halte diese Kritik für völlig verfehlt. Hier haben wir die Gegenüberstellung einer Dramentheorie naturalistischer Herkunft, die sich als sozialistischer Realismus für die politisch verlässlichste aller möglichen Dramaturgien hält, und des Stücke-Schreibers Brecht, der gar kein sozialistischer Realist sein wollte, sondern der einer von keinen unkünstlerischen Skrupeln beschwerten Fabel ihre Möglichkeiten als Analogie abgewinnt. Der Gemüsegangster *Arturo Ui* wirft zahllose Streiflichter auf Adolf Hitler, aber das Stück bleibt wirksam, auch politisch wirksam, nur weil aus der Analogie nicht mehr herausgeholt wird, als sie wirklich hergibt. Jeder Versuch, nun auch noch den Vertrag von Versailles, die Bruderkämpfe zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten oder den

Antisemitismus unterzubringen, hätte eine Verzerrung des Stückes bewirkt. Und was hat man von einem Stück, das politisch nach Maß gearbeitet ist, wenn es künstlerisch nicht mehr stimmt, sondern langweilig wird? Natürlich war es Brecht vor allem um die politischen Möglichkeiten seiner Fabel zu tun; das zeigen schon die englischen Namen *Dogsborough* und *Dullfeet* für *Hindenburg* und *Dollfuß*, in ihrer abstrusen Klangähnlichkeit ohne Sinnzusammenhang eine Vorwegnahme etwa der „Oberflächenübersetzungen“ eines Ernst Jandl (siehe „Meisengeige“) und anderer moderner Dichter des Absurden. Nur macht sich bei Brecht das Absurde nicht selbständig, sondern dient der verantwortlichen Kritik an menschlicher Absurdität, ihren Ursachen und Folgen, die freilich das Unterhaltende nicht ausschließt, auch wenn es durch das Bewußtwerden von Widersprüchen nicht länger dauert als ein kurzes erschrockenes Lachen.

Ein Kritiker wie Walter Grünberger, für den politisches Engagement sich von selbst versteht, gerät in Versuchung, weiterzufragen: „Was aber hilft mir ein bühnenwirksames unterhaltendes Stück, wenn ich doch viele Greuel und wichtige Querverbindungen des Hitler-Faschismus darin einfach nicht untergebracht finde?“ Die Frage ist ehrlich, geht aber meines Erachtens von dem Irrtum aus, daß der „politisch geschulte“ Kritiker sein eigenes Schulungsniveau als Minimum beim Zuschauer voraussetzt. Dadurch, daß dieser Denkvorgang unbewußt ist, wird er nicht weniger bedmesserisch und sektiererisch. Die großartige Wirkung des *Arturo Ui* auf Amerikaner und Deutsche beruht gerade auf der Brechtschen Art, ‚Helden‘ zu entlarven. Durch die bloße Darstellung aller Untaten des Nationalsozialismus und des dämonisch feingesponnenen Netzes, das vor und nach der Machtergreifung wirksam war, wird für den unbefangenen Theaterbesucher der Antiheld als faszinierende Gestalt zu sehr aufgebaut. Es ist eine alte Theatererfahrung, daß der Schurke die dankbarste Rolle sein kann, und die faszinierende Wirkung des Bösen in übergroßer Gestalt kann besonders für das anfällige Publikum einer von Entfremdungen durchsetzten Gesellschaft leicht verhängnisvoll werden. Im *Arturo Ui* wird Hitler nicht aufgebaut, sondern abgebaut. Dem psychotischen Patienten Adolf Hitler, der von seinen Wahnvorstellungen vielleicht lange Jahre subjektiv ehrlich besessen war, wird damit wahrscheinlich sogar Unrecht getan; das historische Phänomen der Hitlerei aber, die Brauchbarkeit der Psychose eines wildgewordenen Spießers für ganz konkrete Interessen, wird dadurch desto gerechter dargestellt und ihres Mythos entkleidet. Die Verwendung grotesker und absurder Kunstmittel in diesem von Grund auf engagierten Stück, das dem amerikanischen Publikum des zweiten Weltkrieges keinen Übermenschen als Gegenspieler vorstellt und Schäbigkeit statt „glamour“ des Bösen zeigt, ist deshalb völlig geglückt. Und auch einem deutschen Publikum kann es nur guttun, sich zeigen zu lassen, daß es nicht satanische Übermenschen waren, die es ins Verderben geführt haben, sondern

die Gefäße und Marktschreier des abgestandensten Unsinn und der abgeschmacktesten Interessen.

In Zeiten wie unseren sind die Ereignisse so mächtig, daß sie uns zu erdrücken drohen, zuerst physisch, dann bei dem Versuch ihrer gedanklich-seelischen Bewältigung. Nach dem zweiten Weltkrieg sah es zuerst so aus, als würde der Roman von der Reportage — von der guten, ehrlichen Reportage — erschlagen werden. Erst ein Buch wie die „Blechtrommel“ läßt sich von der Wirklichkeit nicht imponieren, noch weniger aber weicht es dieser Wirklichkeit aus. Die Mittel, deren sich der Verfasser der „Blechtrommel“ bedient, sind wieder die des Grotesken und Absurden. Die politische Wirkung, ähnlich wie die des Arturo Ui, ist zugleich durchschlagend und begrenzt. Es ist kein Zufall, daß gerade die „Blechtrommel“ das prominenteste Opfer der jüngsten Düsseldorfer Bücherverbrennung war. Die „Blechtrommel“ ist keine Erziehung zum Sozialismus, zum Marxismus oder zum antifaschistischen Kampf. Der Arturo Ui auch nicht. Aber von beiden Werken gilt, daß der, der sie bejaht, auf die Phrasen und faulen Mythen des Faschismus, welche Gestalt er auch annehmen mag, nicht mehr so leicht hereinfallen kann. Und das ist gar nicht wenig.

Nennen wir nun zwei Stücke, die sich mit der Darstellung der Wirklichkeit befassen und, ohne erkünstelte Fabel, im einen Fall den historischen Tatsachen von gestern, im anderen dem Milieu von heute gerecht werden wollen: Martin Walsers „Schwarzer Schwan“ und Heinar Kipphardts „Joel Brand“; beides — eine wirklich gute Inszenierung vorausgesetzt, die sozusagen zu den Naturrechten jedes Bühnenauteurs gehört — äußerst wirksame Stücke. Aber beide laborieren an ihren selbstgesetzten Grenzen. Walser ist schon durch sein großes Erzähl-talent und durch den in ihm niemals zur Ruhe gekommenen Konflikt zwischen seiner Anteilnahme, der nichts Menschliches fremd ist, auch nicht in den schäbigsten Mitläufern und Haderlumpen, und seinem Grauen über das Geschehene in eine extreme Situation gedrängt, die fast gegen seinen Willen zur Schilderung eines grotesken Milieus wird. Wie nahe hier ein realistischer Autor dem Absurden kommt, ohne sich zum Theater des Absurden zu bekennen, ist sicherlich des Nachdenkens wert. Gerade dadurch, daß das Milieu realistisch bleibt, wirken die Figuren fast übersorgfältig ausgesucht. Die Verdichtung führt den Autor, auch wenn er das nicht will, vom realistischen Stück schon fast weg: Der Lebensbaum des Arztes ist nicht mehr unterscheidbar von Wolfdietrich Schnurres Symbol, dem „siebenarmigen Leuchter der Schuld“.

Kipphardts „Joel Brand“ stellt historisch bekannte Figuren dar; schon Brand selbst ist ein berühmter oder berüchtigter Name; die unwahrscheinliche Situation ist durch die Geschichte beglaubigt. Und doch ist es kein Zufall, daß die antifaschistische Wochenzeitung „DIE TAT“ (Frankfurt, 16. Oktober 1965) in Rolf Seeligers Kritik der Münchner Uraufführung zu folgender Formulierung kommt: „Hätte Kipphardt aus der Geschichte des ungeheuerlichsten Geschäftes aller Zei-

ten — Obersturmbannführer Adolf Eichmann versuchte in Budapest in Verhandlungen mit der jüdischen Untergrundbewegung „Waada“ eine Million Juden gegen 10 000 Lastwagen zu verkaufen — eine modellhafte Situation in literarischer Freiheit geschaffen, er hätte auf reale Namen verzichten können.“ Und Rolf Seeliger fragt anschließend: „Würde nicht ein künstlerisch gestaltetes Modell, das keiner Kritik an zurechtgebogenen Details der Realität ausgesetzt wäre, die Wirklichkeit des Nationalsozialismus begreifbarer machen als ein noch so kunstvolles Zusammenfügen von Wirklichkeitsfragmenten? Das ist die Frage, die an alle Dokumentaristen der Bühne gerichtet werden muß.“

Heinar Kipphardt ist natürlich viel mehr als ein bloßer Dokumentarist, und auch Seeliger räumt ihm im Lauf seiner Rezension ein, daß seine Gestalten gelegentlich weit über das Dokumentarische hinauswachsen. Andererseits ist auch das zum Abstrusen gewordene realistische Milieu im „Schwarzen Schwan“ keineswegs einseitig als Schwäche des Dramas aufzufassen. Daß die Menschen durch ihre eigene Vergangenheit in eine abstruse Lage gedrängt sein können, ist ja vielleicht auch etwas, was Walser zeigen wollte. Dennoch bleiben Seeligers Einwände gegen den Dokumentarismus zumindest beherzigenswert. Das gilt auch für Peter Weiß. Es ist schwer, hier, mitten in diesen Erwägungen (und nur einen Tag nach dem Hören seines Dramas!) in wenigen Worten den erschütternden Eindruck zu schildern, den die Lesung der „Ermittlung“ im Aldwych Theatre in London in der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober 1965 (von 23 Uhr bis 2 Uhr 15) auf die meisten gemacht hat, die an dieser modernen Mitternachts-Totenmesse teilnahmen. Die geschichtliche Wirklichkeit und Gültigkeit des Materials stand außer Frage. Von Gehässigkeit, Einseitigkeit, absichtlicher oder unabsichtlicher Verzerrung und Ungerechtigkeit des Autors konnte nicht die Rede sein. Die Zusammenziehung des Auschwitz-Prozesses zu einem Text von drei Stunden Dauer war völlig geglückt, die Stilisierung vermied alle kleinlichen Peinlichkeiten und Zufälligkeiten, die von der Sache selbst abgelenkt hätten. Die Lesung mit verteilten Rollen klappte, der Tisch des Vorsitzenden, flankiert von Verteidiger, Staatsanwalt und den Angeklagten auf der einen, den Zeugen auf der anderen Seite, das war die richtige Szenerie, das war Realismus auf Kosten aller naturalistischen Bemühungen. Diese Lesung stand einer vollendeten Inszenierung nur wenig nach. Dennoch, wie beim Auschwitz-Prozeß selbst, wirkte die Häufung von Mord auf Mord auf Mord auf Mord auf Mord ermüdend. In der dritten Stunde fanden viele Hörer, es hätte genausogut eine Stunde früher aufhören können, oder es könnte noch zwanzig Stunden lang so weitergehen. In der „Ermittlung“ ist das vielleicht kein Nachteil, denn es kommt in diesem Ausnahmefall nicht nur darauf an, daß dem Publikum die Morde vorgezählt werden und schwer aufs Herz fallen, sondern es kommt auch darauf an, daß es die Unerträglichkeit und Trostlosigkeit der unendlichen Häufung dieser Morde empfindet, daß es die Abstumpfung erfährt, ohne selbst abgestumpft zu werden.

Aber ein Drama, das Welt und Menschen verändern, das die Schaubühne als moralische Anstalt benutzen will, kann sich eine Wiederholung dieses einmal möglichen Vorganges nicht leisten. Gegen die „Ermittlung“ selbst ist das kein Einwand, aber dramaturgisch ist von ihr zu lernen, daß es so nicht weitergeht, daß eine so zustandegekommene Wirkung *einmalig* bleiben muß.

In unserer Zeit hat sich das Theater des Absurden entwickelt. Auch wenn es sich keiner politischen und humanistischen Zielsetzungen bewußt ist, was gar nicht in allen Fällen stimmt, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß die Gestaltungen des Absurden ohne menschlichen Protest gegen unmenschliche Situationen je möglich geworden wären. Ebensovienig können wir aus dem Mangel an politischer Absicht auf politische Unfruchtbarkeit schließen. Das Theater des Absurden ist sowohl Ergebnis der Entfremdungen unserer Zivilisation als auch Darstellung dieser Entfremdungen und Protest gegen sie. Dieser Protest kann sich auf die bittere Spiegelung beschränken, wie in Ionescos „Nashörnern“, oder kann zur politisch völlig bewußten und scharf definierten Kritik werden, wie in der Komödie „Das Gartenfest“ des jungen tschechischen Dramatikers Václav Havel, in dem ein junger Mann Karriere machen will, was ihm auch tatsächlich gelingt, nur verliert er dabei sein Ich, seine Identität als Person. Seine Entmenschung wird schon in der Entfremdung seiner Sprache demonstriert.

Das Theater des Absurden arbeitet manchmal mit sprachlicher Stilisierung, oft aber auch auf höchst realistische Art, indem es den Menschen, die durch die Verfremdung unserer Zivilisation zu lebendigen Absurditäten geworden sind, ihre versteinerte oder unheimlich flüssig gewordene, aber immer entmenschte Sprache ablauscht, wie dies schon Karl Kraus im ersten Weltkrieg in seinem dramatischen Werk „Die letzten Tage der Menschheit“ getan hat. Der englische sozialistische Dramenkritiker Kenneth Tynan schrieb über Ionesco 1958: „Hier ist ein Schriftsteller, der zu behaupten bereit ist, Worte seien bedeutungslos und jede Verständigung von Menschen mit Menschen sei unmöglich.“ Das war als Anklage gemeint. Aber Ionesco gilt heute in seinem Heimatland Rumänien dennoch wieder als großer Schriftsteller, vielleicht nicht nur aus Nationalstolz der Rumänen, sondern weil die Darstellung von Menschen, die bedeutungslose Worte aneinander vorbeisprechen, wirklich nicht nur selbstgefällige und selbstgenügsame Absurdität sein muß. Obwohl Martin Esslin, der Verfasser einer großen Übersicht über „Das Theater des Absurden“, den Mut des Menschen, die Sinnlosigkeit des Lebens zu erkennen und darüber zu lachen, als Merkmal des absurden Dramas hervorhebt, trägt doch die Natur des Menschen Sorge dafür, daß die Darstellung der Sinnlosigkeit an sich schon suchende Gegenkräfte wachruft, weil wir auf die Dauer nicht imstande sind, ein sinnloses Leben zu ertragen.

Die Konfrontation mit der Sinnlosigkeit kann wichtig sein. Ohne die Kraft, sich Sinnlosigkeit einzugestehen, ist Abwendung von falschen, von unsinnigen Zielsetzungen oder von durch Erstarrung verkommenen Ideologien unmöglich.

Die Überwindung der vermeintlich unaufhebbaren Sinnlosigkeit ist sowohl für den einzelnen Menschen als auch für größere Menschengruppen möglich. Hier kann das Theater des Absurden, wenn es einmal aus seiner selbstgesetzten Ideologie herausfindet, befruchtend wirken.

Das Lehrstück ist in den letzten Jahrzehnten immer wieder dadurch verdächtig geworden, daß die Lehren, die es erteilen wollte, besonders die „positiven“, über die Gesellschaftskritik hinausgehenden Lehren, selbst verdächtig geworden waren, zum Beispiel aufgrund der Entfremdungen und Widersprüche, die sich innerhalb der Gesellschaft und Ideologie der Stalin-Zeit immer grotesker auftraten. So wurde das Theater des Absurden zum Lehrstück der Enttäuschten, die allerdings ihre Enttäuschung ungebührlich verallgemeinerten und im Theater von gültigen Darstellungen der Entfremdung manchmal dazu verführt wurden, die Entfremdung als unabwendbares Verhängnis hinzunehmen. Viele Dramen des Absurden, auch viele Stücke Ionescos, waren nicht mehr als dramatisierte Witze, und eigentlich waren diese Witze traurig, zu traurig, um damit weiterleben zu können. Schließlich aber führte das selbstgenügsam gewordene Theater des Absurden, weil das Publikum weiterleben will, zur Abstumpfung gegenüber der neuentwickelten Kunstform.

Diese Abstumpfung kann überwunden werden, indem das Theater des Absurden aus seiner Solorolle, aus seiner Vereinzelung, die in Wirklichkeit ohnehin nur in seinem eigenen Bewußtsein besteht, erlöst und einer größer angelegten Dramaturgie eingegliedert wird. Man verstößt damit bezeichnenderweise gar nicht gegen den Geist einiger Begründer des absurden Dramas, zum Beispiel Elias Canettis, in dessen Theorie der „akustischen Maske“ zum Teil schon ganz moderne Wirkungen, wie die Havels, vorweggenommen sind. Allerdings werden Begründer und Vorläufer des absurden Theaters wie Canetti bis heute manchmal vernachlässigt, vielleicht weil sich bei ihnen die Absurdität noch nicht für selbstherrlich hält, sondern einer humanistischen Kritik dient, ja auch didaktische Wirkungen nicht verabscheut. So wenig der Sozialismus durch das, was unter Stalin geschah, auf die Dauer wiederlegt werden kann, so wenig können alle Fehler der Vergangenheit das Lehrstück ein für allemal widerlegen, obwohl man natürlich in beiden Fällen das Gewicht der entstandenen Vorurteile nicht einfach außer Acht lassen darf. Der Abkehr vom Lehrstück entsprach der Versuch, nur reine Sachverhalte darzustellen; sehr verständlich, aber auf die Dauer eine unnötige Selbsteinschränkung dramatischer Möglichkeiten. Absurdes und Didaktisches, Tatsachendarstellung und Phantasie sind nicht unvereinbar, sie können einander ergänzen, müssen das sogar. Wenn sich die Phantasie zurückdrängen läßt, ist das für die Kunst und ihre Wirksamkeit niemals gut. Untersuchungen über die Grenzen der Phantasie zeigen, daß wir gar nicht fähig sind, etwas ohne Bezug auf die Wirklichkeit frei zu erfinden. Die Phantasie aber, besonders wenn dieser Bezug bewußt wird, kann die Wirklichkeit verdeutlichen.

Man denke an das *happy end* in Chaplins *Goldrush*, das gerade durch seine Unglaublichkeit den Film zu einer realistischen Groteske macht.

Bei Kafka werden die stärksten realistischen Wirkungen entwickelt, wenn ein völlig absurdes Element dazu führt, daß ein ganzes Milieu unerträglich hell erleuchtet und entlarvt wird. Die Verwandlung Gregor Samsas in ein riesiges Insekt ist eine Vorwegnahme der „Nashörner“ und übertrifft diese an gesellschaftskritischer Kraft um ein Vielfaches, vielleicht weil gleichzeitig das Leiden eines vereinsamten Menschen unvergleichlich überzeugender nachempfunden und dargestellt ist.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß diese Möglichkeiten einer Synthese des gesellschaftskritischen „engagierten“ Theaters und des Theaters des Absurden schon hinlänglich genutzt sind. Wir müssen vielleicht eine genaue Analyse der tatsächlichen Wirkung von Märchen und Fabeln auf Kinder nachholen und vertiefen, um auch nur halbwegs zu entdecken, wie sehr wir der scheinbaren Unmöglichkeit bedürfen, um zur Erkenntnis der Möglichkeiten in uns und rund um uns zu kommen. Der aufgeklärte Rationalismus, der sich der Begrenztheit der Ratio in uns bewußt ist, kann es sich nicht mehr gestatten, alle Bereiche außerhalb des selbstgenügsam Vernünftigen kampflos allen zu überlassen, denen es beliebt, sie zu ihrem Tummelplatz zu machen. Die Kapitulation gegenüber dem Irrationalismus der Blut- und Boden-Prediger ist noch nicht die letzte Niederlage, die uns droht, wenn wir als Rationalisten undialektisch bleiben.

Die Verwandlung des Gregor Samsa hat eine merkwürdige Wirkung auf den Leser. Die Unmöglichkeit dieser Verwandlung wird nämlich nach und nach fast vergessen, dank des überwältigenden Eindrucks der Wirklichkeit, der Wahrheit einer Milieuschilderung, die gerade durch diese Unmöglichkeit erst ermöglicht wurde. Ganz ähnlich, und ähnlich wie man Gegenfeuer legt, um die Verbreitung einer Feuersbrunst zu verhindern, können wir in unsere Dramatik eine *Gegenabsurdität* hineinnehmen, um der Absurdität der Entfremdungen entgegenzuwirken: ein Märchenspiel (aber kein idyllisches!) um der Wahrheit willen, eine Ausgefallenheit, um den lebendigsten Einfällen eine Möglichkeit zu verschaffen, in der Welt des Publikums aus den eingefahrenen Geleisen des Nichtdenkens oder Nichtmehrfühlers herauszuspringen und sich über alle Entfremdungen hinweg durchzusetzen. Erst wenn wir das tun, wird der Begriff Realismus wirklich etwas anderes bedeuten als Naturalismus, vermehrt oder vermindert um einige Einzelheiten, je nach der ehrlichen Überzeugung des Dramen-Autors.

Yaak Karsunke
Haifischflossen im Supermarkt

Oftmals wurde geehrt und ausgiebig The Living Theatre, vormals New York. Im Jahressonderheft der Zeitschrift „Theater heute“ beschwört z. B. Frank Burckner das Ensemble mit folgenden Worten: „Ein verwegener Haufen; Gestalten, denen man nicht gern allein im Dunkeln begegnen möchte, Männer der Art, wie sie sich Lenin als Avantgarde der Arbeiterschaft, als besessene Berufsrevolutionäre gewünscht haben mag — diese hier freilich hätten nicht nach seiner Pfeife getanzt.“ Aus diesem Zitat läßt sich wenig über die Truppe entnehmen, viel dagegen über den ideologischen Effekt, den sie macht. Burckner beschreibt das Objekt seiner Bewunderung mit Wendungen, die auf einen masochistischen Schauer spekulieren, mit Vokabeln, die dem Landsknechtsjargon entstammen (Haufen, Gestalten), und mit Mutmaßungen über Lenins Wünsche. Das mit der Pfeife ist vermutlich eine Verwechslung: es war Stalin, der Pfeife rauchte und (zumindest laut Chruschtschow) gelegentlich Männer seiner Umgebung zum Tanzen zwang — das mit der „Avantgarde der Arbeiterschaft“ ist das bourgeoise Unvermögen, in den revolutionären Führern der von ihr unterdrückten Klasse etwas anderes zu sehen als einen Haufen Gestalten, denen man nicht im Dunkeln begegnen möchte; und denen man mit unterschwelliger Lust am Untergang entgegenzittert, mit heimlicher Sehnsucht nach Gewalt, die allerdings — „verwegener Haufen“ — ebensogut reaktionäre Interessen vertreten könnte.

Der Undifferenziertheit der heimlichen Neigung korrespondiert die Undifferenziertheit der offiziellen Abneigung, Burckner formuliert (im gleichen Absatz) das Credo der Truppe: „Ihre wesentliche Überzeugung ist: man muß gegen jede Anwendung von Gewalt vorgehen. Der Mensch kann nicht frei werden, bevor er nicht aufhört, gegen die anderen Gewalt einzusetzen im Kampf der Weltanschauungen, der Klassen und Rassen.“ Wörtlich zitiert werden Mitglieder des Ensembles, die sagen: „Wir sind ganz naiv, denn würde man beginnen, sich mit all dem Für und Wider der Weltanschauungen, Ideologien und Utopien auseinanderzusetzen, würde man zur Tatenlosigkeit verurteilt sein; dann könnte man noch nicht einmal entschieden gegen das vorgehen, was offensichtlich jeder Menschlichkeit und Freiheit ins Gesicht schlägt.“ Mit anderen Worten: die Verhältnisse sind zu kompliziert, um über sie nachzudenken, man muß einfach etwas

tun, und man muß das gleich tun, ohne die Zeit mit gedanklicher Auseinandersetzung zu vergeuden.

Nun gibt es einfache Dinge, die schwer zu machen sind, und das unreflektierte Bemühen, schnell Abhilfe zu schaffen, kann — bei aller sympathischen Intention — leicht in eine Sackgasse geraten. Die Herrschenden des 20. Jahrhunderts haben Methoden entwickelt, mit denen sich Menschlichkeit und Freiheit durchaus unoffensichtlich, aber höchst wirksam zerstören lassen; Methoden, die den damit Angegriffenen nicht zur Verfügung stehen, weshalb sie sich dann mit offensichtlicher Gewalt wehren müssen. Herbert Marcuse wies in seiner 1964 an der University of Kansas gehaltenen Vorlesung „Ethik und Revolution“ auf diesen Sachverhalt hin: „Unterdrückung und Aufopferung werden täglich von allen Gesellschaften erheischt, und man kann nicht anfangen — und dies möchte ich mit dem größtmöglichen Nachdruck sagen — man kann nicht anfangen, moralisch und ethisch zu werden an einem willkürlichen aber zweckmäßigen Schlusspunkt: dem Punkt der Revolution.“ Genau dies tut aber das zitierte Credo, wenn es auf Reflektion verzichtet und seine Reaktionen auf „offensichtliche“ Fälle von Gewalt einschränkt. Die Empfehlung eines generellen Gewaltverzichts versucht, die Widersprüche einer Gesellschaftsordnung auf eine Problematik des guten Willens aller Beteiligten zu reduzieren — und benachteiligt den, der ihr folgt. Die Einengung des Begriffs der Gewalt auf physische Brutalität benachteiligt den, der nichts anderes als seinen Körper hat und paktiert unbewußt mit den Herrschenden, die sich differenziertere Apparate leisten können.

Folgerichtig bleiben die szenischen Produktionen des Living Theatre, die sich gesellschaftskritisch gerieren, in der bloßen Beschreibung von Phänomenen stecken, deren Analyse ihnen nicht gelingt. Die gesellschaftliche Wirkungslosigkeit dieses Verfahrens beschrieb Ernst Wendt in seiner Rezension der „Brig“, eines Stückes des Amerikaners Kenneth H. Brown, in dem der Tagesablauf in einem US-Marine-Straflager repetiert wird: „Alle, auch die Bewacher, scheinen individueller Verantwortung enthoben, eingeordnet in einem masochistischen Mechanismus. Nicht mehr scheinen die Zustände, das maschinell auszuführende Reglement, die Entartungen blinder Autorität angeprangert — vielmehr die Leiden der Gefangenen in ein glorifizierendes Ritual eingebracht.“ Dora Fehling schrieb: „Die Entmenschung macht aus den Männern Roboter, Marionetten, Pantomimen, Tänzer eines entsetzlichen Ballets“, Karl Günter Simon sah eine Art „Tempeltanz des Grauens“ entstehen — „Das ist offenbar die Vollendung des l'art pour l'art. Die Menschheit, die einst bei Homer ein Schauobjekt für die Olympischen Götter war, ist es nun für sich selbst geworden. Ihre Selbstentfremdung hat jenen Grad erreicht, der sie ihre eigene Vernichtung als ästhetischen Genuß ersten Ranges erleben läßt.“ Das schrieb Walter Benjamin über „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, und er

fuhr fort: „So steht es um die Ästhetisierung der Politik, welche der Faschismus betreibt.“

Indem das Living Theatre das Grauen choreographiert, ohne seinen Ursachen nachzugehen, ästhetisiert es politische Phänomene und arbeitet damit — ohne es zu wollen — den politischen Urhebern dieser Phänomene in die Hand.

Die Geschichte dieses Theaters, insbesondere der Aufführung von „The Brig“, scheint zunächst das genaue Gegenteil zu beweisen. Eine im Tournee-Programm abgedruckte „Story des Living Theatre New York“ erklärt, warum das 1947 von Judith Malina und Julian Beck gegründete Unternehmen die USA verlassen mußte: „1963 kam der nächste Sensationserfolg, ‚The Brig‘ von Kenneth Brown: Die Schilderung eines Marinegefängnisses. Diese unheimlich realistische Darstellung, geschrieben von einem ehemaligen Insassen eines solchen Gefängnisses, wurde überhäuft mit Preisen. Sie wurde von Leacock verfilmt, von der großen Illustrierten ‚Life‘ in einer großen Reportage geschildert. Amerika bekam Angst vor den Auswirkungen einer solchen antimilitaristischen Kundgebung. Man schloß das Theater — vorgeblich wegen Steuerschulden. Drei Tage lang belagerte die Polizei das Theater, die Schauspieler traten in den Sitzstreik, das Theater wurde versiegelt, Judith Malina und Julian Beck brachen die 20 Siegel — auf jedem Siegelbruch stehen drei Jahre Gefängnis. Sie spielten noch einmal ‚The Brig‘. Dann wurden sie verhaftet. Er bekam 60, sie 30 Tage Widerstand gegen die Staatsgewalt und Siegelbruch. In diesem Winter (64/65) wurden die Strafen abgesessen. Das Theater wurde vom Staat als sein unverkäufliches Eigentum betrachtet und von Polizeiäxten kurz- und kleingeschlagen: Ein noch jetzt in New York zu besichtigendes Symbol für die Richtigkeit der These aller großen Autoren und Theaterleute, daß das Theater nicht nur Amüsierbetrieb ist und Schreckens- und Lustkammer, sondern eine die Gesellschaft erziehende Aufgabe hat, die es durchkämpfen muß.“

Das Ensemble emigrierte geschlossen nach Europa, probte — nach brieflichen Anweisungen der inhaftierten Leiter — in Belgien „Die Zofen“ von Jean Genet, hungerte sich durch den Winter und fand schließlich in Westberlin ein vorläufiges Domizil, der Senat bemüht sich, dem Living Theatre dort einen festen Standort zu verschaffen. Im Sommer unternahm das Ensemble eine Gastspielreise, auf der es überall von Publikum und Kritik gefeiert wurde, „The Brig“ wurde sogar vom 1. Deutschen Fernsehen übertragen.

Niemand wird den Schauspielern, die mit ihrem kollektiven Exodus ihre Integrität und ihre Opferbereitschaft bewiesen haben, ihre Erfolge mißgönnen. Aber sollten nicht sie selbst stutzig werden angesichts der Zustimmung einer Gesellschaft, die sie selbst für so änderungsbedürftig halten? Mit naiver Freude verzeichnet das Programmheft Preise und Fernsehsendungen: offenbar glauben sie sich eines Apparates bedienen zu können, der es in Wirklichkeit geschafft hat, sich von ihnen bedienen zu lassen. Was in der Heimat der Truppe Provokation

war, wird in Europa nur als kulinarische Sensation konsumiert: das Auftauchen einer Haifischflosse im Meer kündigt Gefahr an, das Auftauchen der gleichen Haifischflosse im Delikateß-Angebot eines Supermarktes stellt lediglich eine exotische Verfeinerung dieses Angebotes dar. Dem deutschen Publikum ist „The Brig“, was den New Yorkern eine perfekte Szenenreportage über die Schleifer von Nagold z. B. gewesen wäre — ein befremdliches Schauspiel, dessen konkrete Bedingungen nicht bekannt sind (und aus dem Stück auch nicht hervorgehen), ein Anlaß lediglich für unverbindliche Emotionen und Lobeshymnen auf die artistische Leistung.

Die Untersuchung dieser artistischen Leistung fördert übrigens ebenfalls einiges Bedenkliche zutage: beschrieben findet sie sich in Rezensionen meist mit Vokabeln wie perfekt, präzise, exakt, diszipliniert. Ein unvoreingenommener Zuschauer stellt jedoch schnell fest, daß die Genauigkeit des Living Theatre haargenau soweit reicht wie der Drill auf dem Kasernenhof: in „The Brig“ etwa das Strafoxerzieren „klappt“, eine Szene wie der field-day, in der — beim Großreinemachen des Lagers — nun tatsächlich genau eine Fülle realistischer Details erspielt werden müßte, verflacht zu rhythmisiertem Klamauk, verwaschener Turbulenz. Genets „Zofen“, die mit dem fortwährenden „Rollenwechsel“ der Akteure hohe Anforderungen an subtil abgestufte Darstellungskunst stellen, werden — so Joachim Kaiser — als ein „zwar beabsichtigtes, aber doch enttäuschend altmodisches Affekttheater geboten. Langsames singendes Sprechen; aufgerissene Augen; Melodramatik vergilbter Stummfilme von 1910.“ Eine Szene in den „Mysteries“, in der sich die Mitwirkenden — als formale Übung — Bewegungen zuspielden, überraschte (bei dem Gastspiel in München) durch das schon erschreckende Maß an Ungenauigkeit, das dabei zutage trat: wirklich genau gelingen der Truppe eben nur erzwungene mechanische Bewegungsabläufe, chorische Einheitsgesten; was darüber hinausreichen soll, entstammt meist einem veralteten Fundus.

Veraltete Kunstmittel und mechanische Formalisierung kennzeichnen auch die Art, mit der die Truppe ihre „Botschaft“ an den Mann zu bringen versucht. Eine Folge von drei Szenen aus den „Mysteries“ mag das verdeutlichen. Zuerst wandert ein Schauspieler mit getragenen-feierlichem Gesang durch den dunklen Zuschauerraum, anschließend erscheinen — auf der ebenfalls dunklen Bühne — Trauben von Lichtpunkten, die scheinbar in der Luft schweben. Der optische Effekt ist operettenhaft, wird aber übertönt durch einen anderen: die Schauspieler tragen nämlich Dolden von Räucherstäbchen durch das Theater. Nachdem sie — stumm, glimmend und duftend — wieder verschwunden sind, zündet Julian Beck auf der Bühne eine Kerze an, setzt sich mit gekreuzten Beinen dahinter und beginnt, mit monotoner Stimme abstrakt-pazifistische Parolen zu psalmisieren, aus dem Zuschauerraum antworten Ensemble-Mitglieder, vereinzelt auch Zuschauer, Beck nimmt die Zurufe auf und wiederholt sie, während

Weihrauchschwaden durchs Theater ziehen, quer über die Plätze von 2,50 Mark bis zu 15 Mark (Parkmöglichkeiten vorhanden). Die solcherart betriebene Vereinigung aller Gutwilligen bei gestaffelten Preisen erinnert fatal an jene — in den USA gebräuchliche — Verquickung von Show und Weltanschauung, wie sie z. B. Billy Graham auf seinen pseudo-religiösen Massenveranstaltungen betreibt.

Etwas Sektenhaftes haben auch die willkürlichen und rein formalistischen Adaptationen fernöstlicher Konzentrationsübungen an sich, die Klaus Völker kürzlich als „Unfug mit den Yogaübungen“ bezeichnete und mit denen die Truppe — nach den „Mysteries“ — nun auch ihren „Frankenstein“ angereichert hat. Ähnlich wie die Beatniks Elemente des Zen-Buddhismus, übernehmen die Mitglieder des Living Theatre Praktiken, ohne deren historische Herkunft zu bedenken — und verwandeln sie damit automatisch in bloßen exotischen Putz, mit dem diese radikalen Feinde so vieles Bestehenden sich ausgerechnet dem bestehenden Kulturbetrieb nahtlos einfügen. Ihr vorgeblicher Aufstand erschöpft sich in der Negation der Negation: ebenso, wie der abtrünnige Priester, der eine schwarze Messe zelebriert, immer noch im Rahmen der von ihm abgelehnten Religion bleibt, bleibt das Living Theatre Bestandteil einer Gesellschaft, deren brutalste Konsequenzen es doch verabscheut.

Diesen Abscheu artikuliert es allerdings in einer Form, die diese Gesellschaft als „Kultur“ längst integriert hat, ja sogar braucht, benutzt und begrüßt. Burckner schreibt: „Alle Stücke, deren wesentlicher Inhalt Gefangensein ist — von ‚The Connection‘ zu ‚The Brig‘, zu ‚The Maids‘ bis zu der Szene ‚Tod in der Gaskammer‘ in ‚Mysteries‘ —, haben dem Living Theatre spektakuläre Erfolge gebracht.“ Auschwitz als „spektakulärer Erfolg“ — hier nun schlägt unkritische Gutwilligkeit in baren Zynismus um. Ein spektakulärer Erfolg war der Tod in der Gaskammer für die faschistische Gesellschaft Deutschlands von 1933 bis 1945, die entsprechende Szene, der die restaurative Gesellschaft der Bundesrepublik zu spektakulären Erfolgen verhilft, nimmt sich (in der Schilderung Ernst Wendts) so aus: „Da quillt nun die Bühne über vor zuckenden, stöhnenden, sich wälzenden und verkrampfenden Menschenleibern, verzerrten Gesichtern, denen unartikulierte Schreie sich entringen oder stummer, anklagender Schmerz; einigen gehen die Augen über und Schaum tritt ihnen vor den Mund, sie fallen von der Bühne dem Publikum vor die Füße, einige schleppen sich durch die Gänge und durch die Stuhlreihen, bis sie schließlich ‚verenden‘, bewegungslos, wie in Starrkrampf gefallen, liegenbleiben, wo sie gerade sind.“

Hier sollen nicht die ästhetischen Irrtümer untersucht werden, auch nicht die moralische Fragwürdigkeit, die darin liegt, etwas nachzu„spielen“, was für Millionen tödlicher Ernst war. Was für einen Effekt macht nun aber dieses (schock-)ästhetisierte Phänomen „Tod in der Gaskammer“? Ernst Wendt berichtet über das Berliner Publikum: „Die einen verließen schockiert den Saal,

andere ballten sich in den Gängen zu diskutierenden Gruppen, andere blieben aus Neugier und inspizierten interessiert die auf den Treppenstufen verkrampten Körper, und wieder andere amüsierten sich mit mehr oder weniger witzigen Zwischenrufen.“ In München bot sich ein ähnliches Bild, diskutiert wurde im wesentlichen die Form der Darbietung — vom Stoff also war gründlich abgelenkt. Vergleicht man dieses Resultat mit der durch die „Ermittlung“ von Peter Weiss ausgelösten Diskussion, so wird klar, wen die Gesellschaft für einen ernstzunehmenden Gegner hält und wen für ihre Hofnarren. Freilich kommen bei Weiss eben auch Hintergründe zur Sprache, werden Namen genannt, die von Krupp, Siemens und IG Farben, auch hat sich der Autor mit Weltanschauungen, Ideologien und Utopien befaßt.

Das Living Theatre ersetzt derartige Reflektion durch den Kampfruf „Paradise Now!“ — eine Parole, die ebenso wie die Truppe selbst bei der Verpflanzung nach Europa einen Funktionswechsel durchgemacht hat. In den USA erinnert diese Formulierung sofort an das rebellische „Freedom Now“ der um ihre Rechte kämpfenden Neger — in Europa ist diese Assoziation dem Publikum lediglich Anlaß zu nationaler Selbstgerechtigkeit, ebenso wie „The Brig“ — schon die Fremdsprache verbürgt ja, daß nicht unsere Sache verhandelt wird. Die hartnäckige Weigerung der Truppe, die eigenen Bedingungen zu reflektieren, liefert sie diesen Bedingungen verstärkt aus, ja unterstützt sogar deren Bestand. Längst hat die etablierte Kulturindustrie sich das Living Theatre einverleibt und den von ihm beabsichtigten Effekt ins Gegenteil verkehrt: eine Entwicklung, die mit aufrichtigem guten Willen und dem Verzicht auf Gewalt nicht zu verhindern war. Es stimmt melancholisch zu sehen, wie einfach eine Gesellschaft, die die Schaffung menschenwürdiger Zustände, geschweige denn paradiesischer, so nachdrücklich verhindert, verbal der Forderung „Paradise Now!“ zustimmt; wie nützlich den Gewalthabern die Forderung auf Gewaltverzicht sein kann, wenn sie rein abstrakt erhoben wird. Das vom Living Theatre geforderte Paradies läßt sich mit seinen Mitteln nicht erreichen.

Einen wesentlich komplizierteren, aber doch wohl realistischeren Weg dahin deutete dagegen Herbert Marcuse zum Schluß seiner bereits zitierten Vorlesung „Ethik und Revolution“ an: „Das Verhältnis von Mittel und Zweck ist das ethische Problem der Revolution. In gewissem Sinn rechtfertigt der Zweck die Mittel, dann nämlich, wenn sie nachweislich den menschlichen Fortschritt in Freiheit fördern. Dieser legitime Zweck, der einzige legitime Zweck, erfordert die Schaffung von Verhältnissen, die seine Verwirklichung erleichtern und begünstigen würden. Und das Schaffen dieser Verhältnisse kann Opfer rechtfertigen, wie es die ganze Geschichte hindurch Opfer gerechtfertigt hat. Aber diese Beziehung zwischen Mitteln und Zwecken ist eine dialektische. Der Zweck muß in den repressiven Mitteln, ihn zu erreichen, am Werk sein. Auch dann setzen die Opfer Gewalt voraus, die gewaltlose Gesellschaft bleibt die Möglichkeit

einer geschichtlichen Stufe, die erst zu erkämpfen ist.“ Daß sie mit der persönlichen Integrität der Mitglieder des Living Theatre *nicht* zu erkämpfen ist, spricht letztlich nicht gegen dieses Unternehmen, sondern gegen die Mechanismen unserer Gesellschaft, denen es erlegen ist.

Klaus Völker Über Tassow und Marski

Anmerkungen zum „poetischen“ Theater in der DDR

Das deutsche Drama gilt wieder etwas in der Welt: der ungeheure Erfolg der Stücke Brechts hat das Interesse vieler Bühnen auch auf die Produktion einiger Autoren gelenkt, die sich im Sinne Brechts die Aufgabe stellen, die heutige Welt auf dem Theater wiederzugeben und sie als veränderbar aufzufassen. In diesem Punkt sind sich die wichtigsten Dramatiker der Bundesrepublik und der DDR einig. Vergleichen wir aber ein Stück von Heinar Kipphardt mit einer Komödie von Peter Hacks, fällt auf, daß der westdeutsche Autor zur Zeit politisch „aktuellere“ Stoffe wählt als der ostdeutsche und formal eher dem Lehrstück verpflichtet ist. Ernst Schuhmacher weist auf das merkwürdige Phänomen hin, daß Autoren wie Hochhuth, Kipphardt, Walser und Weiss „zu welthistorisch bedeutsamen Konflikten vorgedrungen sind“, und er bedauert, daß kein sozialistischer Dramatiker Stücke wie „Oppenheimer“ oder „Marat“ schreibt. (1) Schuhmacher wünscht, daß Autoren wie Peter Hacks oder Heiner Müller sich nicht Themen entgehen lassen, „die gesamt-nationale oder sogar gesamt-menschliche Bedeutung besitzen“.

In dieser Forderung bleibt unberücksichtigt, daß sich in der DDR die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend geändert haben. Der Dramatiker dort ist gegenüber seinem westdeutschen Kollegen in der glücklichen Situation, guten Gewissens „poetisches“ Theater realisieren zu können, was übrigens nicht bedeutet, daß er sich damit aus der Politik zurückzieht. Nur scheint es ihm dramaturgisch belanglos, in einer sozialistischen Gesellschaft den Kapitalismus ausdrücklich anzuprangern, das wird vorausgesetzt, der sozialistische Dramatiker reagiert auf seine unmittelbare Umwelt und reflektiert deren Perspektiven. Er vergißt deshalb nicht, daß der Kommunismus in seiner Entfaltung behindert ist durch das Weiterbestehen von kapitalistisch gelenkten Staaten.

Die Komödie „Moritz Tassow“ von Peter Hacks (2) ist der erste Versuch eines deutschen Dramatikers, das Verhältnis unserer Gegenwart zur sozialistischen Utopie auf der Bühne darzustellen. „Jede Zeit“, meint Hacks, „hat die Lieblingsfigur, die sie verdient; die Lieblingsfigur des sozialistischen Dramatikers ist der Riese. Der Riese, das ist der nicht durch die Fehler der Welt eingeschränkte

Mensch.“ (3) Moritz Tassow ist so eine Art Riese, der eine schönere Welt mit großen Worten beschreibt und die Menschen auffordert, von ihr Besitz zu ergreifen, „nach Laune, freiem Gutheiß und glücklich“. Dieser Tassow aber muß am Schluß abdanken, er scheitert als Politiker und wird Schriftsteller: „der einzige Stand, in dem ich nicht verpflichtet bin, kapiert zu werden oder Anhänger zu haben.“

Also Zurücknahme der Utopie und Absage des Dichters an die Politik? Das nicht. Peter Hacks läßt seinen Riesen von der Bühne abtreten, um ihn für die Zukunft „aufzuheben“. Gegenüber dem Kommunisten Mattukat behält Tassow zwar unrecht, er wird aber als historische und dramatische Figur deshalb nicht eingeschränkt. Mit Tassow und Mattukat stehen sich nicht ein Poet und ein Politiker, sondern ein utopischer Sozialist und ein realistischer Utopist gegenüber.

Von der Utopie wird gehandelt im Jahre 1945, auf dem mecklenburgischen Gut Gargentin, das bisher mit seinen zweiundsiebzig Bewohnern Herrn von Sack gehörte, nun aber dank der Initiative Moritz Tassows, der die Nazizeit als Sauhirt überdauerte, in eine Kommune verwandelt wird. Die Kommunisten beschließen die Bodenreform, die die Zerschlagung des Großgrundbesitzes und eine gerechte Aufteilung der Güter an die einzelnen Bauern verlangt. Tassow hält diese Lösung für kleinlich, muß aber bald erleben, daß es mit seiner Kommune auch nicht sehr weit her ist. Seine Utopie scheint nur für „Riesen“ bestimmt, die wissen, daß Arbeit „nötigstes Vergnügen“ bedeutet: „Menschen, gönnt euch die Freude, es ist von euren Lüsten die süßeste und eure höchste Freiheit.“ Die Bauern sehen diese neue Qualität der Arbeit nicht. Sie, die eben noch Sklaven des Herrn von Sack waren, wollen jetzt erst mal ihr Stück Land besitzen. Mattukat weiß, daß Politik mit Leuten gemacht werden muß; Moritz handelt nach dem Motto: „Politik geht überhaupt nur ganz ohne Leute“. Dem Mann der Partei hält er entgegen: „Sie gehn, wo Wege sind, anders als ich, der sagt: dort, wo ich geh, das ist der Weg.“ Am Schluß wird klar, daß beide, Moritz und Mattukat, am gleichen Strang ziehen, sich in der „Zukunft“ einigen werden. Moritz zu Mattukat: „Natürlich, ich schwör's Ihnen, in fünfzehn Jahren ist hier alles kollektiviert.“ Mattukat: „Ich hoff's.“ Moritz wird ersetzt durch Blasche, einen ziemlich farblosen, pragmatisch orientierten Parteimann, der ironisch als „neuer Mensch“ angekündigt wird.

Die Theaterkritiker der DDR werfen Peter Hacks nun vor, daß Mattukat gleichzeitig mit Tassow von der Bühne abtritt und nach ihm „plattes Mittelmaß“, der Genosse Blasche, die Interessen der Partei wahrnimmt. Meint doch Rainer Kernndl, selbst Verfasser „mittelmäßiger“ Stück, es gäbe keinen Widerspruch „zwischen den Forderungen des Tages und den vorausgreifenden Gebilden des Geistes“. (4) Diesen Widerspruch gerade hat Hacks in seinem Stück großartig formuliert:

Moritz: Wenn ihr vom Menschen spricht, ist's stets der Dummkopf.

Mattukat: Wenn Sie so wollen.

Moritz: Warum machen Sie

Den Kommunismus niemals mit den Klugen?

Mattukat: Unsichere Leute.

Mattukat ist mit Moritz als Figur einverstanden, er läßt ihm alle Wirkungen als intelligenter Großsprecher beim Publikum und handelt im Interesse der Utopie: gegen ihn. Denn für den Kampf ist Tassow nicht brauchbar. Er wird zur komischen Figur. Die Komik, die er auslöst, produziert Erkenntnis. Kerndl irrt, wenn er schreibt, „dieser Mattukat setzt die Einfachheit des Selbstverständlichen gegen die wuchernde Üppigkeit des Utopischen.“ Das macht Blasche. Mattukat hingegen versucht, unter Berücksichtigung des Widerspruchs zwischen der Gegenwart und einem utopischen Modell (in einem Staat, in dem man begonnen hat, sozialistische Gesellschaftsverhältnisse einzuführen), vernünftig zu handeln. Tassow wird von Mattukat nicht verurteilt, weil er den Bauern utopische Bilder vorsetzt statt einer Kuh auf eigenem Feld, Mattukat kritisiert nur, daß der Schweinehirt sich allein auf die utopischen Bilder beschränkt. Blasche indessen verzichtet ganz auf den utopischen Aspekt.

Wieder einmal, heißt es bei Kerndl, habe Peter Hacks „die Schöpferkraft des Volkes“ nicht gebührend berücksichtigt: „Die Bauern werden zu einer gesichtslosen Masse, die eine aktive Rolle nicht spielen kann.“ Und der Theaterwissenschaftler Wilfried Adling schreibt: „Die Masse der Landarbeiter und Kätner erscheint nämlich wie eine bornierte Menge; Rosa und Jochen, die sich ihrer Interessen bewußt werden, und diese aktiv vertreten lernen, wirken eher als Ausnahmen denn als Vertreter der Landarmen.“ (5) „Moritz Tassow“ ist zwar kein Stück über die Bodenreform in der DDR, aber auch in dieser Beziehung ist die Komödie doch völlig realistisch. Oder wollen Herr Kerndl und Dr. Adling allen Ernstes behaupten, daß die Bodenreform eine „große revolutionäre Aktion der Werktätigen auf dem Lande“ gewesen ist? Selbst in Bezug auf die russischen Verhältnisse stimmte bereits Lenin der Auffassung Kautskys zu, der 1901 gegen den Entwurf der neuen Fassung des Hainfelder Programms polemisierte: „Der Träger der Wissenschaft ist aber nicht das Proletariat, sondern die bürgerliche Intelligenz; in einzelnen Mitgliedern dieser Schicht ist denn auch der moderne Sozialismus entstanden und durch sie erst geistig hervorragenden Proletariern mitgeteilt worden, die ihn dann in den Klassenkampf des Proletariats hineintragen, wo die Verhältnisse es gestatten. Das sozialistische Bewußtsein ist also etwas in den Klassenkampf des Proletariats von außen Hineingetragenes, nicht etwas aus ihm erwachsen Entstandenes.“ (6) Sollte das 1945 in Mecklenburg anders gewesen sein? Verfügt man in der DDR inzwischen die Luxemburgsche Spontaneitätstheorie? Umgekehrt wäre es ebenso falsch zu unterstellen, Mattukat betrachte „das Volk nur als Objekt der Partei“. (Dr. Adling) Es ist

wiederum Blasche, der vorschlägt: „Keine Bewegung, Lenkung braucht die Zeit.“ Mattukat entgegnet: „Was willst du lenken, wenn sich nichts bewegt?“ Hacks ist wie zu seiner Zeit Lenin (und wie doch sicher auch die leitenden Genossen der SED) der Auffassung, daß die führende Rolle der Partei notwendig ist, daß diese führende Rolle aber nicht administrativ mißbraucht werden darf, wie es in der DDR geschah und noch heute oft geschieht: von den Blasches gibt es zu viele.

Schließlich huldigen die beiden Hacks-Kritiker Kerndl und Adling auch immer noch einem Materialismus ohne Sinnlichkeit, den Brecht in der deutschen Literatur, speziell in der Literatur der Linken, sehr vermiste: „Mehr oder weniger ist Materie für uns Deutsche Dreck. In unserer Literatur ist überall dieses Mißtrauen gegen die Lebendigkeit des Körperlichen zu spüren. Unsere Helden pflegen der Geselligkeit, aber essen nicht; unsere Frauen haben Gefühle, aber keinen Hintern. Dafür reden unsere Greise, als hätten sie noch alle Zähne.“ Der „Riese“ Tassow faßt die Materie ganz diesseitig und doch geistvoll an, für ihn gibt es da keine Komplexe. Die ersten Worte, mit denen er sich nach jahrelangem Schweigen seinen Mitbewohnern vorstellt, sind deutlich:

In einem Orte wohnen, heißt, alle Weiber

Vögeln und mit Männern allen saufen.

Andres versteh ich gar nicht unter Wohnen.

Tassows progressive Einstellung entspringt nicht einer „platt materialistischen Bedürfnis-Befriedigungs-Theorie“ (Kerndl), er möchte nur realisieren, was in der kapitalistischen Gesellschaft unmöglich ist, nämlich: das Genußleben nicht mehr vom übrigen Leben abtrennen. Hacks nimmt die Anregung Ziffels in den „Flüchtlingsgesprächen“ endlich ernst: „Jedenfalls stimmen wir ein darüber, daß Genußsucht eine der größten Tugenden ist. Wo sie es schwer hat oder gar verlästert wird, ist etwas faul.“ (6a) Die Philosophie des Genusses, die Figuren wie Tassow vortragen, ist nicht mehr Ausdruck und Manifestation der gesellschaftlichen Kreise, die sich Genuß „erlauben“ können. Der sozialistische Dramatiker polemisiert nicht gegen den Genuß, sondern gegen gesellschaftliche Verhältnisse, in denen Genuß nur die Rolle von Erholung spielt und als Sammlung von Kräften für Arbeit dient, die kein Genuß ist. (7)

Nun ist in der DDR auch ein Stück entstanden, „Marski“ (8), in dem die Dialektik von Arbeit und Genuß, ergänzt durch Freundschaft, in Form einer phantastischen Allegorie entwickelt wird. Der Autor, Hartmut Lange, hat „saftige Beschreibungen“ von den Genüssen angefertigt, „die man hat, wenn man hat“. (9) Sein Ziel: den Menschen Lust zu machen auf den Sozialismus. Interessant ist, daß dieses Stück, das wohlschmeckende Weine und Speisen in so schönen Farben schildert, in der DDR entstanden ist, wo es noch an ausgesuchten Annehmlichkeiten fehlt, und nicht in der Bundesrepublik, wo alle Waren im Überfluß vorhanden sind, doch niemand sie zu würdigen weiß. Der

Sinn einer sozialistischen Gesellschaft kann es nicht sein, lediglich den Wohlstand einer kapitalistischen Gesellschaft einzuholen. Nur mit sozialistischem Bewußtsein ist eine Gesellschaft dem Wohlstand gewachsen. Solange die Bauern von Marski ausgebeutet werden, ist ihnen der Anblick der Natur verhaßt. Auf üppigen Wiesen geraten sie nicht wie Marski ins Schwärmen. Den Genuß der Felder können sie sich erst erlauben, wenn Marski enteignet ist. Die Bauern erreichen schließlich, daß der Großbauer der Kooperative beitrifft. Erst jetzt können sie von ihm die Kunst des Genießens lernen.

Der sozialistische Dramatiker hat wieder gelernt zu „träumen“ und vergißt dabei nicht, daß der größere Teil der Menschheit immer noch in armseligen Verhältnissen lebt. (Im Gegenteil: um so nachdrücklicher weist er auf die Ursachen des Elends hin.) „Der Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit“, schreibt Pissarew, „ist nicht schädlich, wenn nur der Träumende ernstlich an seinen Traum glaubt, wenn er das Leben aufmerksam beobachtet, seine Beobachtungen mit seinen Luftschlössern vergleicht und überhaupt gewissenhaft an der Realisierung seines Traumgebildes arbeitet. Gibt es nur irgendeinen Berührungspunkt zwischen Traum und Leben, dann ist alles in bester Ordnung.“ Diesen Satz zitiert Lenin in „Was tun?“, er fährt dann fort: „Träume solcher Art gibt es leider in unserer Bewegung allzuwenig.“ (10) Das Stück „Marski“ ist eine Huldigung an die sozialistischen Eigentumsverhältnisse. (Für die Konsequenzen dieser Huldigung wollte Lange aber offenbar nicht einstehen: er entschied sich gegen sein Stück und siedelte in die Bundesrepublik über. Hartmut Lange wollte nicht an der Realisierung seines „Traumgebildes“ arbeiten. Ihm, der eben noch die DDR-Bürger zum „mitmachen“ aufforderte, wurden schnell die Knie weich; siehe Epilog des „Marski“.)

HINWEISE:

- (1) Theater der Zeit, Heft 13, 1965, S. 25 f.
- (2) gedruckt in: Theater heute, Heft 2, 1965
- (3) Peter Hacks, Tätig für Felder und Feste, Über Hartmut Langes Komödie „Marski“, in: Theater heute, Heft 6, 1965
- (4) Rainer Kerndl, Tassows Gaben und Getöse, in: Neues Deutschland vom 9. Okt. 1965
- (5) Wilfried Adling, Moritz Tassow und der Kommunist Mattukat, in: Neues Deutschland vom 16. Okt. 1965
- (6) Lenin, Was tun? in: Werke, Band 5, Berlin 1959, S. 395
- (6a) Bertold Brecht, Flüchtlingsgespräche, Frankfurt 1961, S. 140
- (7) Vgl. Karl Marx und Friedrich Engels, Deutsche Ideologie, in: Werke, Band 3, Berlin 1962, S. 402 f.
- (8) Das Stück erschien als Band 107 der edition suhrkamp
- (9) Bertold Brecht, op. cit., S. 19
- (10) Lenin, op. cit., S. 529 f.

Herbert Marcuse Ist der „Achtzehnte Brumaire“ veraltet?

Marx' Analyse der Entwicklung der Revolution von 1848 zur autoritären Herrschaft des Louis Bonaparte antizipiert die Dynamik der spätbürgerlichen Gesellschaft: die aufgrund ihrer eigenen Struktur sich vollziehende Liquidierung ihrer liberalen Periode. Die parlamentarische Republik verwandelt sich in einen politisch-militärischen Apparat, an deren Spitze ein „charismatischer“ Führer der Bourgeoisie die Entscheidungen abnimmt, die diese Klasse nicht mehr aus eigener Macht fällen und durchführen kann. Zugleich erliegt in dieser Phase die sozialistische Bewegung: das Proletariat tritt (für wie lange?) von der Bühne ab. All dies ist zwanzigstes Jahrhundert — aber zwanzigstes Jahrhundert in der Perspektive des neunzehnten, dem das Grauen der faschistischen und nachfaschistischen Periode noch fremd ist. Dieses Grauen erfordert eine Korrektur der einleitenden Sätze des „Achtzehnten Brumaire“: die „weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen“, die sich „sozusagen zweimal“ ereignen, ereignen sich das zweite Mal nicht mehr als „Farce“. Oder vielmehr: die Farce ist furchtbarer als die Tragödie, auf die sie folgt.

Die parlamentarische Republik verfällt in eine Situation, in der die Bourgeoisie nur noch die Wahl hat: „Despotie oder Anarchie. Sie stimmt natürlich für die Despotie.“ Marx berichtet die Anekdote vom Konstanzer Konzil, nach der der Kardinal Pierre d'Ailly den Advokaten der Sittenreform zurief: „Nur noch der Teufel in eigener Person kann die katholische Kirche retten, und ihr verlangt Engel.“ Selbst das Verlangen nach Engeln ist heute nicht mehr auf der Tagesordnung. Aber wie kommt es zu der Situation, in der nur noch die autoritäre Herrschaft, die Armee, der Ausverkauf und Verrat ihrer liberalen Versprechen und Institutionen die bürgerliche Gesellschaft retten kann? Versuchen wir, das Allgemeine, das Marx überall in den besonderen geschichtlichen Ereignissen sichtbar macht, kurz zusammenzufassen.

„Die Bourgeoisie hatte die richtige Einsicht, daß alle Waffen, die sie gegen den Feudalismus geschmiedet, ihre Spitze gegen sie selbst kehrten, daß alle Bildungsmittel, die sie erzeugt, gegen ihre eigene Zivilisation rebellierten, daß alle Götter, die sie geschaffen, von ihr abgefallen waren. Sie begriff, daß alle sogenannten bürgerlichen Freiheiten und Fortschrittsorgane ihre Klassenherrschaft zugleich an der gesellschaftlichen Grundlage und an der politischen Spitze angriffen und bedrohten, also ‚sozialistisch‘ geworden waren.“

Diese Umkehrung ist Manifestation des Konflikts zwischen der politischen Form und dem gesellschaftlichen Inhalt der Herrschaft der Bourgeoisie. Die politische Herrschaftsform ist die parlamentarische Republik, aber in Ländern „mit entwickelter Klassenbildung“ und modernen Produktionsbedingungen ist die Republik „nur die politische Umwälzungsform der bürgerlichen Gesellschaft... und nicht ihre konservative Lebensform.“ Die gegen den Feudalismus gewonnenen Freiheits- und Gleichheitsrechte, die in den parlamentarischen Debatten, Kompromissen und Entscheidungen definiert und eingerichtet werden, lassen sich nicht im Rahmen des Parlaments und der von ihm gesteckten Grenzen anhalten: sie werden verallgemeinert in den außerparlamentarischen Klassenkämpfen und -Interessen. Die parlamentarische Diskussion selbst, in ihrer rational-liberalen Form (auch sie ist im zwanzigsten Jahrhundert schon längst abgestreift und zur Vergangenheit gemacht worden) hat jedes Interesse, jede gesellschaftliche Einrichtung „in allgemeine Gedanken verwandelt“: als das allgemeine Interesse der Gesellschaft ist das besondere Interesse der Bourgeoisie zur Herrschaft gekommen. Aber die Ideologie, offiziell geworden, drängt zur Verwirklichung. Die Debatten im Parlament setzen sich fort in der Presse, in den Kneipen und Salons, in der „Volksmeinung“. Das „parlamentarische Regime überläßt alles der Entscheidung der Majoritäten, wie sollen die großen Majoritäten jenseits des Parlaments nicht entscheiden wollen? Wenn ihr auf dem Gipfel des Staates die Geige streicht, was anderes erwarten, als daß die da drunten tanzen?“ Und „die da drunten“, das ist der Klassenfeind, oder das sind die Nichtprivilegierten der bürgerlichen Klasse. Freiheit und Gleichheit hier meinen etwas sehr anderes — etwas das die eingerichtete Herrschaft bedroht. Die Verallgemeinerung, die Verwirklichung der Freiheit — das ist nicht mehr das Interesse der Bourgeoisie, das ist „Sozialismus“. Wo ist der Ursprung dieser verhängnisvollen Dynamik, wo läßt sie sich einfangen? Das drohende Gespenst des Feindes scheint überall zu sein, im eigenen Lager. Die herrschende Klasse mobilisiert, nicht nur zur Liquidierung der sozialistischen Bewegung, sondern auch ihrer eigenen Institutionen, die in Widerspruch mit dem Interesse des Eigentums und des Geschäfts geraten sind: die bürgerlichen Rechte, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, das allgemeine Wahlrecht werden diesem Interesse geopfert, damit die Bourgeoisie „nun unter dem Schutze einer starken und uneingeschränkten Regierung ihren Privatgeschäften nachgehen könne. Sie erklärte unzweideutig, daß sie ihre eigene politische Herrschaft loszuwerden schmachte, um die Mühen und Gefahren der Herrschaft loszuwerden.“ Die Exekutive wird zur selbständigen Gewalt.

Aber als solche Gewalt bedarf sie der Legitimierung. Mit ihrer Säkularisierung der Freiheit und Gleichheit gefährdet die bürgerliche Demokratie den abstrakten, transzendenten, „innerlichen“ Charakter der Ideologie und damit die Beruhigung in der wesentlichen Differenz zwischen Ideologie und Wirklichkeit — die innere Freiheit und Gleichheit will sich veräußerlichen. In ihrem Aufstieg

hat die Bourgeoisie die Massen mobilisiert; sie hat sie immer wieder verraten und niedergeschlagen. Die sich entfaltende kapitalistische Gesellschaft muß in zunehmendem Maße mit den Massen rechnen, sie in den ökonomischen und politischen Normalzustand eingliedern, sie zahlungsfähig und sogar (bis zu einem bestimmten Grade) herrschaftsfähig machen. Der autoritäre Staat bedarf der demokratischen Massenbasis; der Führer muß *gewählt* werden — vom Volke, und er wird gewählt. Das allgemeine Wahlrecht, das von der Bourgeoisie de facto und dann auch de jure negiert wird, wird zur Waffe der autoritären Exekutive gegen die widerspenstigen Gruppen der Bourgeoisie. Marx gibt im „Achtzehnten Brumaire“ die vorbildliche Analyse der plebiszitären Diktatur. Damals waren es die Massen der Kleinbauern, die dem Louis Bonaparte zur Macht verhalfen. Ihre geschichtliche Rolle in der Gegenwart ist in der Marxschen Analyse projiziert. Die bonapartistische Diktatur kann die Misere des Bauerntums nicht beseitigen; es findet seinen „natürlichen Verbündeten und Führer in dem städtischen Proletariat, dessen Aufgabe der Umsturz der bürgerlichen Ordnung ist“. Und vice versa: in den verzweifelte Bauern „erhält die proletarische Revolution den Chor, ohne den ihr Sologesang in allen Bauernnationen zum Sterbelied wird“.

Die Verpflichtung der Marxschen Dialektik zur begriffenen Wirklichkeit verbietet die dogmatische Verpflichtung: nirgends vielleicht ist der Abstand der Marxschen Theorie von der gegenwärtigen Marxschen Ideologie größer als in der Erkenntnis von der „Abdankung“ des Proletariats in einem der „glänzendsten Jahre industrieller und kommerzieller Prosperität“. Die Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts schloß die Arbeiter „von aller Teilnahme an der politischen Gewalt aus“. Indem sie sich „einem solchen Ereignis gegenüber von den Demokraten lenken lassen und das revolutionäre Interesse ihrer Klasse über einem augenblicklichen Wohlbehagen vergessen konnten, verzichteten sie auf die Ehre, eine erobernde Macht zu sein, unterwarfen sich ihrem Schicksal, bewiesen, daß die Niederlage vom Juni 1848 sie für Jahre kampfunfähig gemacht und daß der geschichtliche Prozeß zunächst wieder über ihren Köpfen vor sich gehen müsse“. Schon 1850 hatte Marx vor der Londoner Zentralbehörde sich gegen die Minorität gewandt, die an „die Stelle der kritischen Anschauung“ eine „dogmatische“ und an die Stelle der materialistischen eine idealistische Bewertung der Situation setzten: „Während wir den Arbeitern sagen: Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um Euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu befähigen, sagt Ihr im Gegenteil: Wir müssen gleich zur Herrschaft kommen...“ *)

*) Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln, herausgegeben von Franz Mehring, Berlin 1914, S. 52.

Das Bewußtsein der Niederlage, selbst der Verzweiflung, gehört zur Wahrheit der Theorie und ihrer Hoffnung. Diese Gebrochenheit des Denkens — Zeichen seiner Authentizität vor der gebrochenen Wirklichkeit — bestimmt den Stil des „Achtzehnten Brumaire“: gegen den Willen dessen, der es geschrieben hat, wird das Werk zur großen Literatur. Die Sprache wird zum Begriff der Wirklichkeit, der dem Schrecken des Geschehens durch die Ironie standhält. Vor ihr bestehen keine Phrasen, keine Klischees — auch nicht die des Sozialismus. In dem Maße, in dem die Menschen die Idee der Menschlichkeit verraten, verkaufen, und deren Kämpfer niedermetzeln oder einsperren, wird die Idee als solche nicht mehr aussprechbar; der Hohn und die Satire ist der wirkliche Schein ihrer Wahrheit. Deren Gestalt ist sowohl in der „sozialistischen Synagoge“, die die Regierung im Luxembourg-Palast einrichtet, wie in der Schlächtereier der Junitage. Vor dem Gemisch der Dummheit, Gier, Gemeinheit und Brutalität, das die Politik ausmacht, verschlägt dem Ernst die Sprache. Was geschieht, ist komisch: jede Partei stützt sich auf die Schultern der nächsten, bis diese sie fallen läßt und sich selbst auf die nächste stützt. So geht es von Links bis Rechts, von der proletarischen bis zur Ordnungspartei.

„Die Ordnungspartei zieht ihre Schultern ein, läßt die Bourgeois-Republikaner purzeln und wirft sich selbst auf die Schultern der bewaffneten Gewalt. Sie glaubt noch auf ihren Schultern zu sitzen, als sie an einem schönen Morgen bemerkt, daß sich die Schultern in Bajonette verwandelt haben. Jede Partei schlägt von hinten aus nach der weiterdrängenden und lehnt sich von vornüber auf die zurückdrängende. Kein Wunder, daß sie in dieser lächerlichen Positur das Gleichgewicht verliert und, nachdem sie die unvermeidlichen Grimassen geschnitten, unter seltsamen Kapriolen zusammenstürzt.“

Das ist komisch, aber die Komödie ist selbst schon die Tragödie, in der alles verspielt und geopfert wird.

Das Ganze ist noch neunzehntes Jahrhundert: liberale, vorliberale Vergangenheit. Die für Marx noch lächerliche Figur des dritten Napoleon hat längst anderen und furchtbareren Politikern Platz gemacht; die Klassenkämpfe haben sich verwandelt, und die herrschende Klasse hat das Herrschen gelernt. Das demokratische Parteiwesen ist entweder abgeschafft oder auf die Einheit reduziert, die notwendig ist, um die Gesellschaft in ihren etablierten Institutionen nicht zu gefährden. Und das Proletariat ist in die Allgemeinheit der arbeitenden Massen der großen Industrieländer eingegangen, die den Produktions- und Herrschaftsapparat tragen und erhalten. Er zwingt die Gesellschaft zusammen in eine verwaltete Totalität, die die Menschen und das Land in allen Dimensionen gegen den Feind mobilisiert. Nur noch unter totaler Verwaltung, die jederzeit die Macht der Technik in die des Militärs, die höchste Produktivität in letzte Destruktion verwandeln kann, kann diese Gesellschaft sich auf erweiterter Stufenleiter reproduzieren, denn der Feind ist nicht nur außerhalb, er ist auch in

ihr selbst, als ihre eigene Möglichkeit: Befriedung des Existenzkampfes, Abschaffung der entfremdeten Arbeit. Marx selbst hat nicht vorausgesehen, wie schnell und wie nah der Kapitalismus an diese seine Möglichkeit stoßen würde, und wie die Kräfte, die ihn sprengen sollten, zu Instrumenten seiner Herrschaft wurden. Auf dieser Stufe ist der Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen so weit und so offenbar geworden, daß er rational nicht mehr bewältigt, nicht mehr ausgedrückt werden kann. Kein technologischer, kein ideologischer Schleier kann ihn mehr verhüllen. Nur noch als nackter Widerspruch, als die Vernunft gewordene Unvernunft kann er erscheinen; nur noch ein falsches Bewußtsein kann ihn ertragen, das gegen den Unterschied von wahr und falsch selbst gleichgültig geworden ist. Er findet seinen authentischen Ausdruck in der Orwellschen Sprache (die von Orwell zu optimistisch für 1984 projiziert war). In ihr ist Sklaverei als Freiheit angesprochen, bewaffnete Intervention als Selbstbestimmung, Folter und Feuerbomben als „conventional techniques“, das Objekt als Subjekt. In ihr verschmelzen Politik und publicity, Geschäft und Menschenliebe, Information und Propaganda, gut und schlecht, die Moral und ihre Beseitigung. In welcher Gegensprache kann hier noch die Vernunft zur Sprache kommen? Was gespielt wird, ist nicht mehr Satire, und die Ironie wird von dem Ernst des Grauens Zynismus. Der „Achtzehnte Brumaire“ beginnt mit der Erinnerung an Hegel: die Marxsche Analyse war noch der „Vernunft in der Geschichte“ verpflichtet: aus ihr, und aus ihren daseienden Manifestationen schöpfte die Kritik ihre Kraft.

Aber auch die Vernunft, der Marx verpflichtet war, war damals nicht „da“: sie erschien nur in ihrer Negativität und in den Kämpfen derer, die sich auflehnten gegen das Daseiende, die protestierten, und die geschlagen wurden. Ihnen hat das Marxsche Denken die Treue gehalten — im Angesicht der Niederlage, und gegen die herrschende Vernunft. Und ebenso hat Marx in der Niederlage der Pariser Commune von 1871 die Hoffnung für die Hoffnungslosen festgehalten. Wenn heute die Unvernunft selbst zur Vernunft geworden ist, so ist sie dies nur als die Vernunft der Herrschaft. So bleibt sie die Vernunft der Ausbeutung und Repression — selbst wenn die Beherrschten mit ihr mitmachen. Und überall sind auch die noch da, die protestieren, die sich aufbäumen, die sich schlagen. Selbst in der Gesellschaft des Überflusses sind sie da: die Jungen, die das Sehen und Hören und Denken noch nicht verlernt haben, die noch nicht abgedankt haben, und die, die noch die Opfer des Überflusses sind und die schmerzlich das Sehen, Hören und Denken erst lernen. Für sie ist der „Achtzehnte Brumaire“ geschrieben, für sie ist er nicht veraltet.

Wolf Biermann
Die Legende vom Soldaten im Dritten Weltkrieg

Vom Morden am Morgen begehrt gemacht
Schief der Soldat so schön
Er lag auf ihr, sie konnte dabei
Die Sterne der Heimat sehn.
Atomraketenhagel fiel
Vom Himmel blau und klar
Die meisten Bomben kamen zu spät
War nichts mehr zum Sterben da.

Noch ist es Winterzeit
Abende lang und weit
trauern im Schnee
Wenn wir nur lebend sind
Karin, im Kältewind
ist es schon gut

Da wurde die Erde ein Totenschiff
Ein rundes rotes Geschwür
Die Sterne am Himmel warn gar nicht mehr schön
Denn es sah sie keiner mehr.
Den Engeln brannten die Flügel ab
Und dem Lieben Gott der Bart
Das jüngste Gericht wurde abgesagt
Warn keine Seelen mehr da.

Noch ist es Winterzeit
Abende lang und weit
trauern im Schnee
Wenn wir nur lebend sind
Karin, im Kältewind
ist es schon gut

Wolf Biermann: *Legende vom Soldaten*

Und ein Molekül vom Soldatengehirn
Und eins von ihrem Gesäß
Die hielten sich lange noch beieinander
Bis Hitze auch sie zerriß.
Und hätte der Soldat der Frau zu Haus
Statt Krieg ein Kind gemacht
Dann schlug das Herz der Erde noch
Der Krieg würd ausgelacht.

Kommt uns die Sommerzeit
Karin, nicht nur zu zweit
im Blütenschnee
Nieder mit Krieg und Tod
Reifen die Kirschen rot
dann ist es gut

Jakob Mader Peripheres Europa?

Mit der russischen Oktoberrevolution von 1917 trat der nationale Klassenkampf des Proletariats, der sich als ein internationaler Begriff, in ein neues Stadium. Mit dem Rußland der Sowjets hatte das gesellschaftliche Programm der internationalen sozialistischen Bewegung die erste staatliche Form erhalten. Deshalb wurde seit dem Oktober 1917 der Klassenkampf der Proletarier aller Länder zugleich ein Kampf um die Konsolidierung und Erhaltung des ersten sozialistischen Staates. Die internen gesellschaftlichen und zwischenstaatlichen Vermittlungen waren um vieles komplizierter geworden, obgleich die politische Theorie auf Vereinfachung drängte: die entscheidende Ursache politischer Konflikte — nämlich die klassenbedingten Widersprüche innerhalb der Staaten kapitalistischer Produktionsverhältnisse — wurde vom Kampf kapitalistischer Staaten gegen die Sowjetunion überlagert. Die Oktoberrevolution prägte sich dem Bewußtsein der Anhänger und der Gegner des internationalen Sozialismus als einschneidende Zäsur des historischen Prozesses ein. Von nun an wurde der internationale Sozialismus als eine Funktion der staatlichen Interessen der Sowjetunion betrachtet: das national (und entwicklungsbedingt) äußerst differenzierte gesellschaftliche Programm umfassender internationaler Ziele geriet in Abhängigkeit von begrenzten staatlichen Erfordernissen.

Dieser notwendige Prozeß zog jedoch zugleich die Regression in Theorie und Praxis des internationalen Sozialismus nach sich: er wurde nun mit allen Fehlern, Rückschlägen und dem Terror der sowjetischen Entwicklung belastet. Scheinbar wider alle Vernunft hatte man die Sowjetunion in allen Dingen zum Vorbild des internationalen Sozialismus erhoben, und die kritische Sicht verwandelte sich in Hörigkeit: auf das Vorbild der russischen Revolution folgte das Vorbild der Sowjetunion. Unter Stalin kam dies in dem Dogma zum Ausdruck, an die Stelle des nationalen Klassenkampfes sei nun der Kampf zwischen Staaten (später: „Lagern“) verschiedener Gesellschaftsordnungen getreten. Spätestens zu dem Zeitpunkt, als deutsche Arbeiter in den Uniformen des Dritten Reiches das „Vaterland der Werktätigen“ mitverwüsteten und sich entgegen den Illusionen eines Ilya Ehrenburg und angeblich der meisten sowjetischen Arbeiter und Bauern nicht mit den Rotarmisten verbündeten, spätestens zu diesem Zeit-

Jakob Mader: Peripheres Europa?

punkt war jenes Dogma widerlegt worden. Es implizierte aber auch, daß zwischen Staaten derselben Gesellschaftsordnung — außer ideologischen Abweichungen — kein Widerspruch möglich sei. Dies wurde durch den Konflikt zwischen Peking und Moskau widerlegt, der keineswegs auf verschiedene ideologische Positionen zurückzuführen ist, die durch guten Willen und die Einsicht von Personengruppen korrigierbar wären. Der internationale Sozialismus befindet sich heute in einer neuen Phase der Praxis, die in der Theorie bisher unbewältigt bleibt.

Der Konflikt zwischen Peking und Moskau zeigt eines: über die Entwicklungsstufen der gesellschaftlichen Praxis ist noch lange nichts ausgesagt, wenn die Produktionsmittel verstaatlicht wurden und die Macht des Staates in den Händen der Organisationen des Proletariats und der Bauern liegt. Das Gefälle der Entwicklungsstufen bedingt verschiedene ideologische Positionen, die auf die widersprüchlichen Interessen der einzelnen Staaten und die Sachzwänge der gesellschaftlichen Praxis zurückgehen. Natürlich setzt dies die Unabhängigkeit der politischen Entscheidung voraus: nicht umsonst war die Revolution der chinesischen Sozialisten eine Revolution von unten, die sich sogar gegen den Willen der sowjetischen Führung unter Stalin durchzusetzen mußte.

Die gesellschaftliche Praxis der chinesischen Volksrepublik ist in vielem der sowjetischen der 30er Jahre ähnlich, vor allem in der forcierten und teilweise terroristisch organisierten Industrialisierung. Auch die Reaktionen des chinesischen Staatsapparates erinnern an die sowjetischen unter Stalin. Der intensive Druck der *Gesellschaft* von innen und die Bedrohung durch den amerikanischen Imperialismus von außen führen zu einem übersteigerten Anspruch des Staates innerhalb des internationalen Sozialismus. Nichts Geringeres soll unterstrichen werden, als die führende Rolle Chinas, was notwendigerweise mit dem alten Anspruch der Sowjetunion kollidiert. China brauchte ein neues ideologisches Dach, unter dem sich alle nationalen und internationalen Konflikte zusammenfassen ließen. Auf diese Weise entstand die chinesische Zauberformel vom alles beherrschenden Kampf der Industrie- mit den Agrarstaaten, der „reichen“ mit der „armen“ Welt, der Welt der „Weißen“ mit der Welt der „Farbigen“, der „Stadt mit dem Land“ — ein grobes Schema, das — trotz gewisser Entsprechungen in der Wirklichkeit — von seinen Anhängern vor allem Leidenschaft und Glauben fordert. Das Ergebnis ist eine neue Dogmatisierung des internationalen Klassenkampfes. An die Stelle der gewaltsamen Zweiteilung der Welt in ein sozialistisches und ein kapitalistisches Lager durch den sowjetischen Dogmatismus ist die Zweiteilung der Welt in Stadt und Land durch den chinesischen Dogmatismus getreten — mit China als Büttel aller Dörfer.

Hierzulande ist die Schelle des Büttels auf recht eigentümliche Weise zum Tönen gekommen.

In seinem Aufsatz „Europäische Peripherie“ (Kursbuch 2) machte Hans Magnus Enzensberger den westdeutschen Leser mit der chinesischen These ohne die Argumentation der Chinesen vertraut. Die Anregung verdankt er offenbar einem Sozialdemokraten X, der ihm — „einen kleinen Kuchen essend, das Gespräch hat sich dem Kongo zugewandt, China, den südostasiatischen Kriegen“ — beim Kaffeetrinken sagte: „Ich mache mir keine Sorgen; Kinder habe ich nicht; in ungefähr fünfzehn Jahren bin ich tot; solange aber werden wir *die* sicher noch unter dem Daumen halten.“

Enzensberger nennt sodann das beim Namen, was sonst keiner beim Namen nennt: „diese beiden Fürwörter — ‚wir‘ und ‚die‘ teilen die Welt in zwei Hälften auf.“ Wohl um dem Vorwurf der Schematisierung zu entgehen, schränkt er zweieinhalb Seiten später ein, die „Demarkationslinie zwischen ‚uns‘ und ‚denen‘ (sei) schwer zu bestimmen“: „an vielen Stellen ist sie durchlässig oder verworren, kompliziert durch Enklaven und Exklaven, durch ‚graue Zonen‘, Puffergebiete, Waffenstillstände und Neutralitätsabmachungen“. Indessen macht die Aufzählung dieser Wörter die Dinge selbst keineswegs verständlicher. Gibt es vielleicht eine genauere Bestimmung der Trennungslinie?

Einmal — so Enzensberger — trete sie in Südafrika am offensten zutage, desgleichen in Alabama, wo an die Stelle der Bantus die amerikanischen Neger treten (allerdings läßt der Autor den Leser im Unklaren, ob dort die Trennung ebenso offen wie in Südafrika ist). Was folgt daraus? Die Trennung ist dort am deutlichsten, wo ein deutlicher Unterschied der Hautfarbe besteht. Das heißt: die „Trennungslinie“ markiert die Trennung zwischen den Rassen.

Enzensberger formuliert das an dieser Stelle nicht *expressis verbis*; der Schluß liegt jedoch nahe, wenn er die Demarkationslinie mit folgenden Worten beschreibt: „ihr burischer Name ist ein Programm, und die ganze Welt kennt es; die Juristen der südafrikanischen Regierung definieren es von Tag zu Tag genauer.“ Etwas später scheint der Autor selbst diesen Schluß nachholen zu wollen: im Bewußtsein — nämlich „auf der niedrigsten Stufe der Reflexion“ — sei diese Trennung als „Rassenkonflikt“ gegeben. Also: an der „niedrigsten Stufe der Reflexion“ ist die „Demarkationslinie“ am „offensten“. Was ist Ursache, was Wirkung? Soll es eine Identität zwischen der „niedrigsten Stufe der Reflexion“ und der „Demarkationslinie“ geben? Dann wäre die Unterscheidung der Rassen bereits Rassismus. Enzensbergers Linie der Demarkation soll aber doch wohl etwas Objektives, die Reflexion, wie es sich von selbst versteht, etwas Subjektives benennen. Im übrigen bleibt es auch offen, was an dieser Stufe der Reflexion „niedrig“ sein soll: niedrig ist das, was auf jener Stufe der Reflexion steht. Kurzum: niedrig ist niedrig. Enzensberger definiert aus der Bestimmung und nicht aus der Ursache des zu Bestimmenden.

Ein ander Mal verschluckt jene weltpolitische Gruppierung zwischen ‚uns‘ und ‚denen‘ alle ideologischen Differenzen — „Kommunismus und Antikommunis-

mus, Faschismus und Antifaschismus halten ihr ebensowenig stand wie die alten sozialen Wasserscheiden zwischen Kapitalisten und Arbeitern, der Bourgeoisie und dem Proletariat.“ Konnte sich die politische Analyse je mit der Beschreibung dieser „ideologischen Differenzen“ begnügen, ohne selbst Ideologie zu liefern? Die wissenschaftliche Analyse erfordert die Untersuchung der Ursachen „ideologischer Differenzen“ ebenso wie die Darstellung historischer und sozial ökonomischer Prozesse, in denen die „alten sozialen Wasserscheiden“ lokalisiert sind.

Nachdem Enzensberger die neue Demarkationslinie der Weltpolitik gezogen hat, eine Linie, die ganz unten genau verläuft und, wenn sie nicht mehr unten bleibt, schwer bestimmbar ist, nachdem er alle bisherigen ideologischen Differenzen auf die erste und dritte Person Plural des persönlichen Fürworts verwiesen hat, fällt ihm ein einziger Name ein, der das genau faßt, was sonst nicht genau zu fassen ist, nämlich das, was „zwischen ‚denen‘ und ‚uns‘ im Gange ist“: der „internationale Klassenkampf“. Läßt er zunächst alle marxistischen Begriffe im Topf der Fürwörter verschwinden, so soll die Suppe erst dann zum Kochen kommen, wenn er zu guter Letzt doch einen marxistischen Deckel darauf setzt. Als Dichter ist ihm aber das Wort vom „internationalen Klassenkampf“ keine belegbare historische Größe, sondern eine „Metapher“. Selbst dogmatische Marxisten können sich also damit trösten, daß Enzensbergers Vorstellung vom „internationalen Klassenkampf“ vor allem der poetischen Kraft ihres Autors entstammt.

Enzensbergers Thesen haben trotz ihrer verworrenen Argumentation viele begeisterte Anhänger gefunden: von linken Phraseologen, die ihre politische Orientierungslosigkeit mit einem gewissen marxistisierenden Jargon zu verbrämen wissen, kleinbürgerlichen Dialektianern, die Leidenschaft mit Geschwätz und Zitat-Vokabeln mit Bewußtsein verwechseln und Enzensberger dafür danken, daß er einen „realistischen“ Klassenbegriff gefunden habe — bis zum „Bayern-Kurier“, der Enzensberger dafür lobt, daß er die „geistige Elite Deutschlands“ mit den Problemen der Entwicklungsländer bekannt mache und für eine „Gerechtigkeit“ eintrete, die „unabhängig vom Geld und dem Zwang der Marktgesetze auch und gerade für die Bevölkerung Südamerikas und Afrikas gilt“.

Gegen eine Umarmung durch die Ideologen des „Bayern-Kurier“ wird sich Enzensberger selbst zu wehren wissen. Der politische Standort und die Absichten des Kursbuch-Herausgebers sind gewiß andere als die seines Rezensenten im Hausblatt der CSU. Die Thesen Enzensbergers zum „internationalen Klassenkampf“ sind jedoch genau von jener ausweichenden Unverbindlichkeit, die dem außen-, und vor allem innenpolitischen Konzept der kalten-Krieger-Fronde bei der CSU entgegenkommen: als Anleitung zur Verwirrung der Linken. Diese Unverbindlichkeit ist tatsächlich nicht genauer zu beschreiben als mit dem Satz,

Enzensberger trete für eine „Gerechtigkeit ein, die unabhängig vom Geld und dem Zwang der Marktgesetze“ gilt. In dem besagten Aufsatz läßt sich dieser Satz nicht finden, doch die „metaphorische“ Bestimmung des Klassenkampfes mußte ihn provozieren, vor allem das offenkundige Ausweichen vor dem hierzulande herrschenden „Zwang der Marktgesetze“.

Man könnte nun aktuelle und historische Beispiele aufzählen, die die verwirrende Vielfalt im Gebrauch des subjektiven Gegensatzes von ‚wir‘ und ‚sie‘ belegen. Es würde sich zeigen, daß dieser Gegensatz lediglich eine Aktualisierung des manichäischen Prinzips darstellt, die Welt gewaltsam in zwei — scheinbar radikal verschiedene, in Wahrheit aber höchst ungenau bestimmte — Teile zu spalten. Wichtiger ist der Hinweis auf den grundsätzlichen Irrtum bei Enzensberger: er vermengt die Begriffe „Klassenkampf“, „Klassenbewußtsein“ und „Klassendifferenzierung“. Die Analyse des folgenden Zitats soll dies demonstrieren: „So leicht wie im Jahre 1848 lassen (die Ausbeuter) sich nicht mehr identifizieren. Das Beispiel des algerischen Krieges, ein Beispiel unter vielen, zeigt, daß sich beim Kampf zwischen ‚uns‘ und ‚denen‘ keineswegs Klassen im herkömmlichen Sinn gegenüberstehen. Hier Hochfinanz, Bankkapital und Industrie — dort Proletariat und Bauern: darum ging es zwischen 1954 und 1962 nicht.“

Wann standen sich je — und dies selbst in revolutionären Situationen — „Klassen im herkömmlichen Sinn gegenüber“? Die Vermittlungen zwischen dem Kampf und dem Bewußtsein der Klassen sind in einem Maße kompliziert und widersprüchlich, daß die Herrschaftsverhältnisse unvorhersehbaren Schwankungen unterliegen. Enzensberger stellt das Jahr 1848 dem Abschnitt 1954 bis 1962 gegenüber; doch es war 1848 keineswegs einfacher, die Ausbeuter zu identifizieren. Beispielsweise waren auch die Widerstände gegen die Untersuchungen von Karl Marx durch das ganze 19. Jahrhundert ebenso virulent wie um die Jahrhundertwende und in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Darüber läßt sich in der noch immer aktuellen Polemik von Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ nachlesen. Hinter dem Verweis des Autors von der „Europäischen Peripherie“ auf das Jahr 1848 steht nicht die Kenntnis der Situation jenes Jahres, sondern das unter den linksliberalen westdeutschen Intellektuellen weitverbreitete Klischee — „im 19. Jahrhundert war das alles viel einfacher und es stimmt zwar, was Marx darüber geschrieben hat, aber heute etc. pp.“ Mit der scheinbaren Einsicht in die Vergangenheit will man den Schein der Einsicht in die Gegenwart vortäuschen.

Im „18. Brumaire des Louis Bonaparte“, einer Analyse der französischen Situation von 1848, hatte Marx nachgewiesen, wie sich während einer Revolution in absteigender Linie die Klassenfronten verschieben: das Bewußtsein der Klassen gerät in Widerspruch zu ihrem objektiven Interesse. „Die Periode, die wir vor uns haben, umfaßt das bunte Gemisch schreiender Widersprüche: Kon-

stitutionelle, die offen gegen die Konstitution konspirieren, Revolutionäre, die eingestandenermaßen konstitutionell sind, eine Nationalversammlung, die allmächtig sein will und stets parlamentarisch bleibt; eine Montagne, die im Dulden ihren Ruf findet und durch die Prophezeiung künftiger Siege ihre gegenwärtige Niederlagen pariert; Royalisten, die die patres conscripti der Republik bilden, und durch die Situation gezwungen werden, die feindlichen Königshäuser, denen sie anhängen, im Auslande, und die Republik, die sie hassen, in Frankreich zu halten, eine Exekutivgewalt, die in ihrer Schwäche selbst ihre Kraft und in der Verachtung, die sie einflößt, ihre Respektabilität findet, eine Republik, die nichts anderes ist, als die zusammengesetzte Infamie zweier Monarchien, der Restauration und Julimonarchie, mit einer imperialistischen Kette ...“

„So leicht wie im Jahre 1848 lassen sich die Ausbeuter nicht mehr identifizieren“. Marx kam es nicht darauf an, mit seiner Analyse der Klassengesellschaft die „Ausbeuter“ zu identifizieren, er deckte die Gesetzmäßigkeiten eines Systems auf; gerade für das Jahr 1848 formulierte er den Satz: „Wenn irgendein Gesellschaftsausschnitt grau in grau gemalt ist, so ist es dieser. Menschen und Ereignisse erscheinen als umgekehrte Schlemihle, als Schatten, denen der Körper abhanden gekommen ist. Die Revolution selbst paralysiert ihre eigenen Träger und stattet nur ihre Gegner mit leidenschaftlicher Gewaltsamkeit aus.“

Die Gegenüberstellung Enzensbergers erweist sich also als historisch unbegründet. Ebenso unbegründet sind seine Thesen über die neue Klassensituation: „Wir“, das war (nahezu) ganz Frankreich; „die“, das war Algerien. Keine einzige französische Partei hat sich für die Aufständischen erklärt, auch die kommunistische nicht. Ebenso irrt die Pekingische Volkszeitung, wenn sie hinter der Vietnam- und Südamerika-Politik der USA einzig und allein Wall Street vermutet. Die überwiegende Mehrzahl aller amerikanischen Bürger ist mit ihr einverstanden und betrachtet die Interessen, die da vertreten werden, als ihre eigenen. Die Haltung der reichen Nationen zeigt in diesen Kämpfen keine Klassendifferenzierung.“

Abgesehen davon, daß die Bemerkung über die Rolle Frankreichs in dieser pauschalen Form unhaltbar ist — wie erklärt sich Enzensberger den Terror der OAS im Mutterland? — ist es genauso anfechtbar, das eigene Argument durch die Negation eines Satzes aus der Pekingischen Volkszeitung zu ersetzen. Als historische Wischblenden sind die beiden Prämissen bloße Behauptungen — wie die Aussage über das Jahr 1848 —, der Schluß bleibt ohne Voraussetzung und nimmt ebenfalls den Charakter einer Behauptung an.

Was die soziale Revolution betrifft, so läßt sich tatsächlich die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der des 20. vergleichen: in beiden Fällen stehen die Staaten, in denen sich Industrialisierung und Bewußtseinsbildung der Nation vollzogen, in einer Phase der rückläufigen Revolution. Der „grau in grau gemalte Gesellschaftsausschnitt“ des Frankreich nach der Revolution von 1848 paßt auf die

Situation der „reichen“ Staaten des Kapitalismus, die Enzensberger in seinen ideologiekritischen Aufsätzen meist treffsicher zu detaillieren versteht. Die „Haltung der reichen Nationen“, und *hier* meint Enzensberger die kapitalistischen, ist aber nicht das Ergebnis eines Widerspruchs zwischen „reichen“ und „armen“ Staaten, sondern das Resultat der inneren Widersprüche des spät-kapitalistischen Wirtschaftssystems: sie verursachen jene „Haltung“ und blockieren die politische wie wirtschaftliche Entfaltung der „armen Welt“. In diesem Zusammenhang schreibt Enzensberger: „Der interne Klassenkampf kommt zum Erliegen, je mehr der internationale sich verschärft.“ Damit ist nichts anderes gemeint als die Politik des Imperialismus. Imperialistische Politik — Enzensbergers „internationaler Klassenkampf“ — setzt die totale Unterwerfung aller Kräfte des Widerstandes im Inneren voraus, war dann von neuem Widerstand provoziert. Die herrschende Klasse eignet sich unbegrenzte Mittel der Macht an: der „interne Klassenkampf“ — unabhängig von seinen Ausdrucksformen im Bewußtsein, in extremer Form einseitig geführt, wendet sich der Ausplünderung fremder Staaten zu; nicht aus Lust am Plündern, sondern zur Aufrechterhaltung des sozialökonomischen Systems, dessen Produktion friedlicher Güter von der militärischer abhängt.

In einem der wichtigsten Bücher, das auf der diesjährigen Frankfurter Buchmesse angeboten wurde — „Rüstung und Abrüstung im Spätkapitalismus“ von Fritz Vilmar — wird diese historische Erfahrung durch lückenloses statistisches Material belegt. Einmal mehr wird bestätigt, was Paul Sering über die Rolle der Rüstung in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung schrieb: sie ist „seit 1934 ein konstitutives Element der imperialistischen Konjunkturpolitik“, und was der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Fred J. Cook auf die Formel brachte: „Seit 1929 haben wir keine echte aus sich selbst gewachsene Hochkonjunktur gehabt, außer in einer Kriegswirtschaft“.

Am 11. 8. 1965 berichtete Wolf Schneider in der SZ von der amerikanischen Diskussion über den Krieg in Vietnam und schrieb u. a.: „In Wirtschafts- und Finanzkreisen der Vereinigten Staaten nimmt die Ansicht zu, die Ausweitung des Krieges in Vietnam sei für die amerikanische Wirtschaft sehr bekömmlich und garantiere für 1966 eine anhaltende Konjunktur...“. Enzensberger hat zweifellos recht, wenn er meint, die „Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung“ stünde hinter der Vietnam-Politik der Regierung. Doch etwa aus „freier Entscheidung“ (wie die Befragten gewiß betonen würden)? Die öffentliche Meinung ist vorgeprägt durch die Agenturen der Bourgeoisie, Manipulation mit Nachrichten und Kommentaren ist kein zufälliges Ergebnis technischer Prozesse. Warum bringen die großen Tageszeitungen der BRD kaum Meldungen über Aufträge und Profite der Rüstungskonzerne? Vilmar konnte feststellen, daß das Statistische Bundesamt Wiesbaden „nicht über die geringsten selbsterarbeiteten rüstungsstatistischen Materialien verfügt“. Ist das ein zufälliges Ergebnis oder die bewußte Manipulation in einem einseitig geführten Klassenkampf?

Natürlich kann nicht die Rede von einem zentral gelenkten Prozeß der Manipulation sein. Was die Beherrschten betrifft, ist die „ideologische Herrschaft des Imperialismus wesentlich Entfremdung des Bewußtseins der Massen von ihren eigenen objektiven Lebensinteressen und -Zusammenhängen“ (Wolfgang Heise); für die Herrschenden ist die Spekulation mit dem Kriegsgeschäft nicht die Vorbereitung kriegerischer Handlungen, sondern Aufrechterhaltung des durch Gesetz garantierten privatwirtschaftlichen Profitsystems, das nicht anders als durch Rüstung funktionsfähig bleibt. 19 Milliarden Mark fließen jährlich in die betriebswirtschaftliche Gewinnrechnung der Rüstungskonzerne, neun Milliarden werden für volkswirtschaftliche Planung des Bildungswesens ausgegeben. Der Notstand der öffentlichen Einrichtungen soll durch verstärkte Militarisierung der Gesellschaft behoben werden — durch staatliche Notstandsgesetze. Wer Soldaten auf Kosten der Lehrer ausbildet, spekuliert auf den Krieg. 1955 betrugen die Rüstungsausgaben 0,3 Prozent des Bundeshaushalts, die Sozialausgaben 42,6 Prozent. 1964 waren die Rüstungsausgaben auf 28,5 Prozent angestiegen, die Sozialausgaben auf 26,9 Prozent gefallen. Das sind Zahlen, die den Klassenkampf charakterisieren — Klassenkampf einer Bourgeoisie, deren wirtschaftliche Ordnung z. B. wissenschaftliche Grundlagenforschung nicht anders zu betreiben versteht als in Form der „Abfallprodukte“ der Rüstung. (Genau an diesem Punkt übrigens setzt die von der IG-Metall erneut erhobene Forderung nach Verstaatlichung der Grundstoffgüterindustrie ein.)

Was den Klassenkampf betrifft, verläuft die Demarkation nicht zwischen Staaten, sondern durch die Gesellschaften der Staaten. Die Untersuchung Vilmars weist auch nach, daß die Rüstungspolitik der kapitalistischen Staaten nicht außenpolitisch — „gegen die Gefahr einer kommunistischen Aggression“ — sondern „kapitalistisch-innenpolitisch begründet ist“. Ohne ihre Agenturen in den „armen“ Staaten hätte die Politik der Imperialisten jedoch wenig Erfolg, sie würde sich als faschistischer Imperialismus entpuppen. Die Amerikaner können immer noch behaupten, sei seien vom „Südvietnamesischen Volk“ gebeten, gegen „die kommunistische Aggression“ militärisch einzugreifen, wenn die Bittsteller auch nur eine kleine herrschende Clique sind, die mit Terror und amerikanischen Bajonetten ein brutales Marionettentheater inszenieren können. Die militärische Intervention des amerikanischen Imperialismus in Vietnam hat jedoch das Ausmaß erreicht, das den Krieg der faschistischen Wehrmacht in Osteuropa charakterisierte. Die „Verteidigung der Freiheit“ durch amerikanische Soldaten ist eine Schimäre, „es läßt sich schwerlich zwischen der Frau und dem Kind unterscheiden, die für oder gegen den Vietkong sind.“ Mit diesen Worten rechtfertigen amerikanische Offiziere den Terror gegen die Zivilbevölkerung. Das Vietnam Day Committee von Berkeley scheut den Vergleich zwischen den Soldaten Hitlers und denen L. B. Johnsons nicht: „Der gewöhnliche deutsche Soldat im besetzten Europa war auch nicht besonders grausam. Doch als die Bewegungen der Résistance wuchsen, wurde er grausam. Er schoß auf Frauen und

Kinder, weil sie auf ihn schossen; niemals fragte er sich, *warum* sie auf ihn schossen... er wußte, daß SS-Männer gefangene Widerstandskämpfer folterten, aber es war nicht sein Geschäft, sich reinzumischen.“

Nach Enzensberger nimmt der interne Klassenkampf mit Zunahme des internationalen ab. In Amerika dagegen sind die 66 Prozent Anhänger der Regierungspolitik inzwischen „tief beunruhigt über den Einsatz von Napalmbomben gegen Dörfer“ (*Newsweek* vom 1. 11. 1965). Jack Langguth, Korrespondent der New York Times, meint nach einem Jahr Aufenthalt in Vietnam, die USA könnten den Krieg militärisch gewinnen, aber nur „wenn sie das ganze Land auslöschen“.

Angesichts dieser Entwicklung wächst auch der interne Klassenkampf. Der qualifizierteste Teil des amerikanischen Volkes, wenn auch noch eine Minderheit, organisiert den Widerstand gegen die Faschisierung ihres Staates. Sie verbrennen ihre Einberufungsbefehle und sind „bereit, für die Freiheit zu arbeiten und zu sterben wie die Kämpfer für die Rassenintegration in Mississippi und Alabama, doch keineswegs dafür, andere Völker zu dezimieren“. (Carl P. Oglesby, Präsident der *Students for a Democratic Society*).

Die Fronten verhärten sich. Die Hexenjäger werden den Widerstand als kommunistisch gelenkt denunzieren und verfolgen, während die Träger der amerikanischen Résistance ins Gefängnis gehen und singen:

Old Hitler said ist
And old Stalin said it
And old Lyndon he said it too
Said, „There's only one thing —
Yep, only one thing —
Ain't nothin' else you can do.“
„Gotta kill!“ said Hitler
„Gotta kill!“ said Stalin.
„Gotta kill and kill!“ said old Lyndon too.

Die Thesen Enzensbergers lassen sich in der Praxis schwerlich belegen. Wie sollte man damit beispielsweise den erbitterten Kampf zwischen Patrice Lumumba und Moïse Tschombé erklären, die Zerfleischung der Schwarzen untereinander? Die Demonstrationen in Griechenland und die der indonesischen Massen, die in unmittelbarer Nachbarschaft zu den amerikanischen Kriegsverbrechen in Vietnam — für Amerika demonstrieren?

Vom Kaffeesgespräch des Sozialdemokraten X angeregt, der seinen Satz der politischen Theorie des französischen Sonnenkönigs („nach mir die Sintflut!“) nachzubilden schien, aufgeputzt mit der verwässerten These Mao-Tse-tungs von der zweigeteilten Welt, macht Enzensberger kapitalistische und sozialistische Staaten zu Verbündeten der „reichen“ gegen die „arme Welt“. Zählt man noch

dazu, daß der Autor der „Landessprache“ die Wortführer der „armen Welt“ — von Mao bis Fanon — einer „furchtbaren Illusion“ bezichtigt, wenn sie auf die „Solidarität der europäischen, nordamerikanischen oder sowjetischen Arbeiterschaft hoffen“, als würden jene dabei an spontane Aktionen denken, dann bleibt in der Tat nichts anderes übrig als die „Zeit abzuwarten“, bis der „Dritte Weltkrieg ausbricht“. Enzensberger gibt den „Doktrinären“, denen er seine These verdankt, aber noch eine kurze marxistische Belehrung: „... der Satz, daß das gesellschaftliche Sein das Bewußtsein bestimmt, sollte gerade den Doktrinären nicht ganz neu sein“. Offenbar ist es dieser Satz, der den westdeutschen Dichter dazu verleitete, die sowjetische mit der amerikanischen und europäischen Arbeiterschaft in einem Atem zu nennen. Das gesellschaftliche Sein ist danach nichts anderes als eben jener vage Begriff von „Reichtum“ oder eben all das, was sich nicht so ohne weiteres bestimmen läßt. Da Enzensberger auch hier für sich behält, was er darunter versteht, ließe sich allenfalls noch eine vulgär-materialistische Auffassung jenes Satzes vermuten: „man ist, was man ißt.“ Doch geht er noch darüber hinaus: „man macht, was man ißt.“ Für die Armen gälte dann: „man macht etwas (anderes), weil man nicht ißt.“

Die Armut ist eine elementare revolutionäre Kraft, aber als solche zunächst ziellos, und die historische Erfahrung lehrt, daß sie sich nicht nur einmal von der Reaktion mobilisieren ließ, also gerade von den „Reichen“.

Marx und Engels haben des öfteren betont, daß Menschen Geschichte machen, die in *unmittelbarer* Weise nicht von ökonomischen Motiven gelenkt sein können, nur daß sich die Geschichte unter konkreten ökonomischen Bedingungen vollzieht, ohne deren Verständnis Geschichte selbst eine Anhäufung willkürlich gewählter Daten bleibt. Das bedeutet aber auch, daß nicht das „repräsentative“ Bewußtsein Geschichte macht. Die Ableitung der Enzensberger-Thesen aus dem Bewußtsein des Sozialdemokraten X für den Verlauf der Geschichte ist die vulgäre Umkehrung des von ihm zitierten Satzes, also: „das Bewußtsein bestimmt das Sein“.

Daß Enzensberger den neuralgischen Punkt der gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen „uns“ und „denen“, nämlich den Krieg in Vietnam, nur unter dem Aspekt der angeblich „eindeutigen Sprache der militärischen Intervention“ erwähnt, macht die These des Autors zu einer ideologischen Seifenblase. Der beflissene Kritiker der „Bewußtseinsindustrie“ benützt die rein militär-strategische Konzeption eines amerikanischen Diplomaten (im übrigen aus dem Artikel eines Dritten, nämlich aus einem Aufsatz Jean Lacouture's im *Nouvel Observateur*) für den Beweis der Richtigkeit seiner Konzeption vom „internationalen Klassenkampf“. In der zitierten Ausführung des Amerikaners heißt es unter anderem: „Es ist für uns keine Frage auf Leben und Tod, wenigstens nicht hier und jetzt. Aber hier und jetzt müssen wir Methoden erlernen, mit denen wir dasselbe Problem in beliebigen Teilen Asiens, Afrikas und vor allem Lateinamerikas

lösen können, wenn es eines Tages wirklich um Tod oder Leben geht.“ Der Amerikaner, so Enzensberger, spräche wie der Sozialdemokrat X, in der ersten Person Plural. Nach Enzensbergers Ausführungen müßte er auch für Enzensberger sprechen.

Was in der Rede des Amerikaners mit ‚wir‘ und ‚uns‘ gemeint ist, ist die Ideologie der ersten Person Plural. Seit eh und je beanspruchen die Reaktionäre aller Länder, für alle zu sprechen. Wir — das ganze Volk, wir — der Staat, wir — die Freiheit. Sie wollen, daß die Beherrschten ihnen glauben, beschreiben aber zugleich die Machtverhältnisse: denn sie bestimmen die Grenzen der Freiheit, verfügen über den Staat und manipulieren das Volk. Die ideologischen Ahnen des Sozialdemokraten X wollten 1914 auf dem „Boden der Wirklichkeit“ bleiben — und stimmten für die Kriegskredite. Ihre Antwort auf des Kaisers „ich kenne keine Parteien mehr“ war ein einstimmiges Ja. Der späte sozialdemokratische Sonnenkönig en miniature, der X des E., ist repräsentativ für die westdeutsche Ideologie; doch aus der Ideologie der Resignation läßt sich keine Analyse der internationalen Lage ableiten, sondern nur eine preziöse Reportage über Klatsch und Jammer. Enzensberger baut auf Sätzen zu Sätzen vom Hörensagen auf: das Resultat ist keine Analyse, sondern die feuilletonistische Zusammensetzung subjektiver Eindrücke und Erinnerungen an Kaffeetischgespräche in Berlin, Stockholm, Johannesburg, New York und Moskau.

Nicht die „labilen Staaten“, wie Theo Sommer in der „Zeit“ vom 8. 10. 65 die These Enzensbergers umzufunktionieren wußte, „bedrohen den Frieden in der Welt“, sondern eine Wirtschaftsordnung, die ihre Stabilität durch Rüstung aufrechterhält. Der Gegner steht nicht auf der anderen Seite, nicht ‚die‘ sind es, die ‚uns‘ bedrohen, sondern der zu allem entschlossene Klassengegner — die Bourgeoisie im eigenen Lande. „Sie“ sind hier und jetzt, man suche nicht ihr Gesicht, sondern ihre Spuren. „Wir“ sind alle, die gegen eine Gesellschaftsordnung aufstehen, in der, wie H. Marcuse in diesem Heft schreibt, die „Unvernunft selbst zur Vernunft geworden ist“, nämlich gegen eine Praxis, in der die Produktion des Unnützen zur Erhaltung des Notwendigen als unvermeidliches Schicksal akzeptiert wird. Ohne die Arbeiterschaft und ihre Organisationen wird der Aufstand mißlingen, die weitere Militarisierung unaufhaltsam und der dritte Weltkrieg nicht unmöglich sein.

Noch sind wir in einer Geschichtsphase, in der „Menschen und Ereignisse als umgekehrte Schlemihle erscheinen, als Schatten, denen der Körper abhanden gekommen ist“. Die Arbeiter scheinen als Kleinbürger, die Kleinbürger als Herren und die Intellektuellen als ihre Hofnarren, während die Bourgeoisie nicht weit davon entfernt ist, ihre Henker zu bestellen. Der Aufstand beginnt im Kopf, den wir auf den Schultern behalten — und nicht an der Peripherie Europas rollen lassen sollten.

Zwei Möglichkeiten, den Imperialismus darzustellen

fh. In Kreisen des Pentagon, amerikanischer Rüstungskonzerne und ihrer politischen Schönredner im In- und Ausland nennt man *Herman Kahn* — den Erfinder der „Eskalation“ — den „Clausewitz des Atomzeitalters“. Diese Bezeichnung setzt voraus, daß der Krieg immer noch als Mittel der Politik betrachtet wird. Mit anderen Worten: in der Mitte des 20. Jahrhunderts gelten Leute als genial, die in Kategorien des 19. denken. Angesichts der Möglichkeit atomarer Selbstvernichtung der ganzen Menschheit sind Kahns Theorien der mit rationalen Mitteln auf die Spitze getriebene Wahnsinn.

Walter Benjamin hat schon vor dem Zweiten Weltkrieg die „Ästhetisierung der Politik“ als das Merkmal des faschistischen Denkens erkannt. Kahns neuestes Buch „On Escalation“ (New York 1965) trägt den entlarvenden Untertitel „Metaphors and Scenarios“ (Metaphern und Szenarien). Der amerikanische „Clausewitz“ nährt unter anderem die Hoffnung, daß sogar der „Wahnsinn eines zufälligen Krieges in der Schaffung einer Weltregierung resultieren könnte“. An anderer Stelle meint er: „Die Feststellung, es könne keine andere Alternative als den Frieden geben . . . ist irreführend. Wenn das irgendeine Bedeutung hat, dann nur den Ruf nach Frieden um jeden Preis. . . . Jedoch könnte ein höchst unerwünschter Friede Konsequenzen haben, . . . die schlimmer sind als die Folgen vieler Kriege, ja sogar nuklearer Kriege.“ Kahn läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, obgleich er nicht zu Ende formuliert, daß seine Strategie den Krieg vorsieht, wenn nicht der Friede bewahrt bleibt, den er für wünschenswert hält — wohl die „Pax Americana“, die nun in Vietnam ihr wahres Gesicht zeigt!

Die 44 Stufen der Eskalation von Professor Kahn sind die Glaubensartikel des neuen Katechismus der Verbrechen gegen die Menschheit. *kürbiskern* bringt im folgenden jene 44 Stufen vom „Kalten Krieg“ bis zum „Atomkrieg“. Entgegen der Gewohnheit, von unten nach oben zu beziffern, d. h. mit 1 zu beginnen und 44 aufzuhören, zeigt der Umschlag des besagten Buches — wohl dem getreuen Abbild einer stehenden Leiter entsprechend — die Umkehrung jener Gewohnheit. Will man hiermit verraten, daß die Logik auf den Kopf gestellt wird?

Das bereits erwähnte Buch Fritz Vilmar, „Rüstung und Abrüstung im Spätkapitalismus“, liefert das Beweismaterial, wonach Konflikte im atomaren Jahrhundert nicht mit militärstrategischen, sondern nur mit wirtschaftspolitischen Lösungen überwunden werden können, es sei denn, man spekuliere mit dem Krieg. Diese Erkenntnis entlarvt aber zugleich alle Theorien der modernen Militärstrategie als Ideologie des Imperialismus. Anschließend an Kahns ideologische Verbrämung des Imperialismus drucken wir einen Abschnitt aus Vilmars Buch nach, der die Kritik jener Ideologie — als Sprache — wiedergibt.

Stufenleiter atomarer Eskalation

Allgemeines (abstraktes) Aktionsschema.
Auswirkungen und Nachspiele

Totalkrieg
gegen
Kernland-
Bevölkerung
Großkrieg
gegen
Kernland-
Feindkräfte

44. Amok-Atomkrieg
43. Varianten planvollen Atom-Totalkriegs
42. Bevölkerungsvernichtung
41. Feinkräfte-Ausschaltung, erstrebt Sach-Leben-Vernichtung
40. Feindland-Teilzerstörung
39. Schrittweise Zerstörung: Stadt gegen Stadt
(Schwelle zur Städtevernichtung)
38. Feindkräfte-Ausschaltung, nicht ohne Sach-Leben-Vernichtung
37. Feindkräfte-Ausschaltung, ohne Sach-Leben-Vernichtung
36. Begrenzte Feindkräfte-Ausschaltung
35. Begrenzter Feindkräfte-Dezimierungsschlag
34. Schrittweise Wehrpotential-Zerstörung
33. Schrittweise Sachzerstörung
32. Formelle Großkriegserklärung

Einschüchterungsangriffe
auf Feind-
Kernland
Explosive
Krise
Heiße Krise
Traditionelle
Krise
Geplänkel
unterhalb der
Krisenschwelle

(Schwelle zum Großkrieg gegen Feind-Kernland)

31. Wechselseitige Vergeltungsschläge
30. Totalevakuierung (etwa 95 %)o)
29. Einschüchterungsangriff auf Bevölkerung

28. Einschüchterungsangriff auf Sachwerte
27. Einschüchterungsangriff auf Feindkräfte
26. Demonstrativangriff auf Feind-Kernland

(Schwelle zur Feind-Kernland-Tabu-Zone)

25. Evakuierung im Kernland (etwa 70 %)o)
24. Ungewöhnliche unmißverständliche, provokative Gegenmaßnahmen
23. Peripher lokaler Atomkonflikt zwischen Streitkräften
22. Erklärung eines lokalisierten Atomkriegs
21. Lokaler Einschüchterungs-Atomschlag

(Schwelle zum Atomwaffeneinsatz)

20. „Friedliches“ weltweites Embargo oder Totalblockade
19. „Verantwortbarer“ Ausschaltungsschlag gegen Feindkräfte
18. Demonstrative Machtentfaltung
17. Teilevakuierung im Kernland (etwa 20 %)o)
16. Atomdrohungen
15. Als Irrläufer verschleierte Atomschlag
14. Erklärung eines begrenzten konventionellen Krieges
13. Gleichzeitiger Druck auf verschiedenen Schauplätzen
12. Konventionelle Kampfhandlungen
11. Höchste Alarmbereitschaft
10. Provokativer Abbruch diplomatischer Beziehungen

(Schwelle der Unmöglichkeit eines Atomkriegs)

9. Dramatische Konfrontierung militärischer Macht
8. Druck durch einzelne Gewaltakte
7. Legaler Druck
6. Unmißverständliche Mobilisierung
5. Säbelgerassel
4. Versteifung der Positionen — Konfrontierung des politischen Willens

(Schwelle des „Nicht-an-den-Dingen-Rüttelns“)

3. Ernste und formelle Erklärungen
2. Politische, wirtschaftliche und diplomatische Schritte
1. Anzeichen einer möglichen Krise
Meinungsverschiedenheiten — Kalter Krieg

Sprache der Rüstungsideologie: Make-up für Megatote

Zu den enthüllenden Charakteristika des American Way of Life, jener zu demonstrativ optimistischen Lebenshaltung, gehört bekanntlich die Sitte, Tote mit Hilfe eines widerlichen Make-up zu blühendem Scheinleben zu erwecken und nur so den Hinterbliebenen vorzuführen. Ähnliches widerfährt dem grauenvollen Antlitz des Atomkrieges durch schönende Sprache. Deren Verlogenheit aufzuspüren, ist mehr als ästhetisches Spiel, ist Ideologie-Kritik. Denn die verharmlosende Funktion dieser Sprache erwächst aus der Furcht der Militärdenker und -politiker, dem Volk die Wahrheit zu sagen: die Unbrauchbarkeit des Militärischen als politischen Mittels, den Bankrott des militärischen Denkens ihm ungeschminkt einzugestehen. Kritik der Sprachformen der Militärdeologie ist also wesentlichstes Element der Destruktion dieser Ideologie selbst.

Horst Krüger hat vor einiger Zeit treffend darauf hingewiesen: „Was man doch alles mit Sprache machen kann!... Als jüngst der Plan des Generals Trettners bekannt wurde, Deutschland auch noch durch Atomminen längs der Zonengrenze hochexplosiv zu machen, sprachen die Kommentatoren unserer führenden Presse sehr bildhaft von einem ‚nuklearen Gürtel‘ oder auch von der ‚Atomschwelle‘. Vertraute Dinge, denkt man: Gürtel und Schwelle, das hat man zu Hause, das hat sich unzählige Male bewährt, das wird wohl auch, wenn unsere Oberen es meinen, in unserem großen deutschen Haus seine Richtigkeit haben... Das Ende unserer Zivilisation in einem Atombrand heißt schlicht ‚der Verteidigungsfall‘ oder auch ‚der nukleare Ernstfall‘. Das Wort nuklear eignet sich ohnehin vorzüglich zur Vorbereitung von Weltuntergängen. Es klingt so präzise und rein wissenschaftlich wie ein Experiment im Labor. Man fühlt sich beinahe sicher, daß es uns nicht betreffen wird. Wasserstoffbomben in der Hand von Franz Josef Strauß will natürlich niemand, wir sind uns da alle einig, aber gegen eine ‚nukleare Rolle der Bundesrepublik‘ läßt sich schwer etwas einwenden — schon wegen der internationalen Gleichberechtigung.“

Eine womöglich noch raffiniertere Form, die schlechthin neue Qualität der Atomwaffen, Vernichtungsmittel ganzer Bevölkerungen zu sein, durch täuschende Sprache zu verschleiern, ist ihre Bezeichnung als ‚moderne‘ Waffen. Mit diesem vorwiegend im Sprachschatz der Reklametechniker vorkommenden Klischee wird suggeriert, jeder Soldat, der — im Jargon zu bleiben — ‚kein Waffen-Muffel‘ — sein wolle, müsse heute eben über Atomwaffen verfügen; in diesem Sinne wurde tatsächlich mit der Forderung ‚moderner‘ Waffen die Bemühung um Atombewaffnung der Bundeswehr der Bevölkerung plausibel gemacht: schließlich gehe es nicht an, unsere Soldaten als einzige mit unmodernen Waffen auszurüsten. Daß diese Modernität nirgends bedrohlicher als im geteilten Deutschland ihren selbstmörderischen Charakter offenbart, wurde außerdem noch durch die Beschwichtigung vertuscht, man erstrebe lediglich ‚taktische‘ Atomwaffen. Diese, durchschnittlich vom Kaliber der Hiroshimabombe, ge-

nügen zur totalen atomaren Auslösung oder Strahlenverseuchung der Zivilisationszentren in Deutschland durchaus; aber Adenauer fand für sie die beruhigende Definition ‚bloße Weiterentwicklung der konventionellen Artillerie‘. Auch das Wort ‚konventionell‘ findet sich heute vornehmlich im Vokabular der Werbetexter. Konventioneller Machart mangelt zwar das Moderne, dafür aber vermittelt sie das beruhigende Gefühl des Vertrauten, Erprobten, Risikolosen. Ebenso die Anpreisung der konventionellen Machart des Krieges: eine durchaus erprobte, brauchbare Form, wie wir wissen, nur 50 statt 300 Millionen Tote. — Was heißt im übrigen 300 Millionen! Das klingt ungeheuerlich; aber so schlimm ist es nun auch wieder nicht. Wir leben in der Massengesellschaft, 6 Milliarden Menschen werden Ende des Jahrhunderts auf der Erde leben. Da rechnet man doch besser in größeren Einheiten, eine Million gleich ein Mega, Schätzung für den Dritten Weltkrieg: 300 ‚Megatote‘ (so der neue Sprachgebrauch in den USA), das sind nur 5 Prozent von 6000 Megamenschen. Außerdem steht ja der ‚Zivile Bevölkerungsschutz‘ zur Verfügung, bis der von Professor Jordan mit einem freundlichen Understatement so genannte ‚Atomgestank‘ abgeklungen ist. Ziviler Bevölkerungsschutz ist natürlich auch etwas viel Besseres als der aus Hitlerischen Zeiten übel beleumdete Luftschutz; außerdem beeilen sich seine Propagandisten, darauf hinzuweisen, daß seine Kosten und Kenntnisse auch bei anderen Notfällen — beispielsweise bei den in Deutschland so häufigen Naturkatastrophen — nützlich sind.

Wenn die Sprache der Militärpolitiker nicht dazu pervertiert wäre, ihre gemeinte Sache, statt sie intentional zum Ausdruck zu bringen, intentional *nicht* zum Ausdruck zu bringen, könnten wir ganz beruhigt sein: es könnte zu keinem Krieg mehr kommen, denn es ist nurmehr von Verteidigung die Rede. An die Stelle des offenerzigen Titels Kriegsminister ist in allen Ländern der Verteidigungsminister getreten, Rüstungsausgaben firmieren offiziell als Verteidigungsausgaben, Rüstungswirtschaft ist Verteidigungswirtschaft, und einen Angriff nennt man Vorwärtsverteidigung.

Fritz Vilmar

Lebenslauf Peter A. Borchert

Ich muß vorausschicken: Dieser Lebenslauf hat mit all den anderen, die ich im Laufe der Jahre schrieb, nur eines gemeinsam, nämlich die Tatsache, daß ich am 11. Februar 1937 in Berlin-Dahlem geboren wurde, daß ich Peter Artur Borchert heiße, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt im Hause des Ehepaares Borchert aufwuchs und die nächstgelegene Schule besuchte.

Die anderen „lückenlosen“ Lebensläufe — Anlage zu unzähligen Bewerbungsschreiben — sind von diesem Punkt an reine Konstruktionen, mit denen ich die Zeiten überbrückte, in denen ich überhaupt keinen Lebenslauf hatte, sondern lediglich den Strichen an der Zellenwand abzulesen versuchte, wann ich endlich entlassen werde. Es sind verschwommene Angaben über „Tätigkeiten“, die ich angeblich in einer Zeit ausübte, in der ich das in wenigen Minuten Angst erworbene Geld wieder unter die Leute brachte. Dieser Ersatzlebenslauf, oft genug geschrieben und erzählt, ist mir schon in Fleisch und Blut übergegangen. Dies ist nun ein echter Lebenslauf, die Chronologie einer Entwicklung vom Ausreißer zum Asozialen und soweit echt und ehrlich, wie meine Erinnerung mich selbst nicht trügt. Ich habe versucht, mich aller Wertungen über Eigenschuld und Fremdschuld zu enthalten. Wo ich es nicht konnte, waren die Erlebnisse so gravierend, daß ich ihre Auswirkungen auf mein späteres Handeln andeuten mußte.

Mit sechs Jahren wurde ich eingeschult und bald darauf — nachdem über die Hälfte der Häuser unseres Viertels zerstört waren — evakuiert. Die Zeugnisse aus den ersten Schuljahren waren durchweg sehr gut. 1945 gab es kaum noch Schulunterricht und erst 1946 — unterdessen war ich neun Jahre alt geworden — begann wieder der regelmäßige Schulbetrieb. Von den 58 Häusern in unserer Straße standen nur noch drei — auch die Schulen in der Umgebung hatten gelitten. Schulraum- und Lehrermangel verursachten einen sehr unregelmäßigen Stundenplan, der sich über den ganzen Tag erstreckte. Ich wurde die Schule bald leid, ließ in den Leistungen nach und machte keine Schularbeiten mehr. Eines Tages sah ich meinen Klassenlehrer vor der Wohnung meiner Eltern stehen, und ich wußte, was das hieß.

An diesem Tage riß ich zum ersten Male von zu Hause aus und trieb mich zwei oder drei Tage in der Umgebung von Berlin herum. Ich schlief im Freien und

lebte von Obst und Feldfrüchten, fror, war hungrig, aber ich traute mich nicht nach Hause zurück. Meine Mutter hatte auch kaum geschlafen, sondern am Fenster gesessen und auf mich gewartet. Als ich dann von der Polizei nach Hause gebracht wurde, blieb die erwartete Tracht Prügel aus. Alle Beteiligten waren froh, daß die Geschichte so gut ausging.

Im Laufe der Jahre rückte ich immer wieder von zu Hause aus. Nicht immer waren es Schwierigkeiten, denen ich entgehen wollte — ein schöner Sommertag und ein ins Ausland fahrender D-Zug reichten schon aus, das Fernweh so stark werden zu lassen, daß ich einfach auf die Wanderschaft gehen mußte. Unterdessen hatte ich schon eine gewisse Routine und kam jedesmal weiter nach Süden. Per Autostop und mit Märchen (als den Russen entlaufenes Kind, das zu seiner Tante will, deren Wohnung ich je nach Bedarf verlegte) kam ich schließlich über Österreich bis nach Italien. Es zog mich immer wieder nach Süden. Afrika — Löwen schießen, Gold suchen. Ein aufmerksamer Karabinieri setzte schließlich der Fahrt ein Ende.

Ich weiß nicht mehr genau, wie oft ich auf diese Weise durch die Lande zog — es mögen um die 25 Mal gewesen sein. Mein Vater versuchte es mit Güte und Strenge, mit Heimunterbringungen und Wiederaufnahmen zu Hause. Aber es änderte sich nichts. Aus den Heimen riß ich erst recht aus und zu Hause hielten meine guten Vorsätze nicht lange an. Auch mehrten sich die schulischen Schwierigkeiten, denn meine Versäumnisse wurden immer größer. In einem Jahr besuchte ich fünf verschiedene Schulen, von denen jede ein anderes Lehrprogramm hatte. Es gab Lehrstoffe, die ich dreimal durchnahm und andere, von denen ich keine Ahnung hatte.

1951 — ich war unterdessen 14 Jahre alt geworden — wurde ich zusammen mit einem ebenfalls ausgerissenen Bauernjungen von der österreichischen Gendarmerie aus der Almhütte seines Vaters geholt. Wir wollten dort — wohlverstanden mit Lebensmitteln aus der elterlichen Speisekammer — die Schneeschmelze abwarten, um dann über den Brenner zu gehen. (Wieder Afrika!) Ich war zunächst im Innsbrucker Gefängnis etwa eine Woche zusammen mit einem Räuber und einem Einbrecher, wurde dann nach Garmisch-Partenkirchen überstellt und beim dortigen Jugendgericht zu vier Wochen Jugendarrest verurteilt. In dem kleinen Amtsgerichtsgefängnis waren nicht immer genug Einzelzellen frei. Ich lernte verschiedene erwachsene Kriminelle kennen.

Danach wieder Heimunterbringung — ausreißen usw. In Kronach in Oberfranken beendete ich mit mäßigem Zeugnis die Volksschule. Der Leiter des Heimes, in dem ich zu dieser Zeit lebte, hielt es für notwendig, mich darüber aufzuklären, daß mein Vater mir nur seinen Namen gegeben hat, ich aber ein unehelich geborenes Kind sei. Ich weiß nicht, welchen pädagogischen Zweck der Mann damit verfolgte — jedenfalls schockierte mich diese Eröffnung zuerst,

dann gab sie mir praktische Entschuldigungsgründe für meine Ausreißereien (die, wie ich heute zugestehen muß, jeder Grundlage entbehrten).

Um einen Beruf erlernen zu können, wurde ich in ein Lehrlingsheim nach Nürnberg verlegt. Im Kaufhof fing ich eine kaufmännische Lehre an. Die Arbeit machte mir Spaß, aber ein Problem brachte mich in Schwierigkeiten. Ich hatte in diesem Heim Kost und Logis frei, mußte aber meine sonstigen Ausgaben, wie Straßenbahn, Toilettenartikel, Wäsche und Kleidung selbst bezahlen. Da blieb von 30,— DM Lehrlingsgehalt nichts übrig. Andererseits sollte ich als kaufmännischer Lehrling immer gut gekleidet sein. Meine Vorgesetzten wußten um diese Situation. Sie taten etwas, was an sich gut gemeint war, mich aber in meiner allergischen Empfindlichkeit als ‚Heimkind‘ jedesmal beschämte: Sie brachten mir Butterbrote mit, schenkten mir Hemden und Strümpfe und einmal 10,— DM aus dem ‚Sozialfond‘ der Firma. Als dann noch ein hübsches, von mir still aber erfolglos angebetetes Lehrmädchen diesbezüglich eine taktlose Bemerkung machte, ging ich nicht mehr zur Arbeit und verließ — mit unbekanntem Ziel — auch das Heim.

Zum ersten Mal in meinen Wanderjahren ging ich nicht nach Süden, sondern trampelte — aus Gründen, die ich jetzt nicht mehr weiß — nach Norddeutschland. Unterwegs nahm mich der Bezirksleiter eines Abonnentenwerbeunternehmens im Auto mit und warb mich an. Meine Kollegen reisten auf die ‚Studententour‘. Dafür war ich etwas zu jung — immerhin wurde ich erst 16 Jahre alt. So reiste ich als Schüler, der die Dolmetscherschule besuchen will und sich das Geld hierfür mit Abonnentenwerben verdienen muß.

Mit meinen großen, treuen Augen hatte ich Erfolg bei den Hausfrauen und schrieb mehr ‚Scheine‘ als meine Kollegen. Ich kam damals auf den für mein Alter und das Jahr 1953 sagenhaften Verdienst von 100,— bis 150,— DM in der Woche. Allerdings blieb davon nicht viel übrig. Gasthausübernachtung und -essen, sowie die allabendlichen Gemeinschaftssaufereien ließen Ersparnisse kaum anwachsen. Lange hielt das leichte Geldverdienen ohnehin nicht an. Das Jugendamt hatte mich auf die Suchliste gesetzt. Es hielt nicht viel von einem 15jährigen Vertreter. Zurück ging es in ein Heim.

Unterdessen hatte sich in mir eine ausgesprochene Allergie gegen Heime ausgebildet. Da darüber hinaus die mir offerierten Arbeiten als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter usw. keineswegs in meine Vorstellungen vom Geldverdienen paßten, machte ich mich wieder auf den Weg. Ich wollte auf eine Abonnentenwerberkolonne stoßen, lernte aber unterwegs einen Mann kennen, der mir eine viel interessantere Tätigkeit anbieten konnte. Dieser ‚Unternehmer‘ brauchte einen Mitarbeiter für seinen Postkartenvertrieb. Wir malten mittels einer mit Leim gefüllten Pipette anständige und unanständige englische Sprüche auf Postkarten, streuten farbigen Glimmer drüber und verkauften die Dinger (Produktionskosten 5 Pfennige) pro Stück für eine Mark in amerikanischen Kasernen. Das

Geschäft lief nur nach payday in den ersten Tagen des Monats. Dann waren Umsätze von dreihundert Mark pro Tag keine Seltenheit. Jeder von uns hatte bis zum 7. des Monats 700,— bis 800,— DM verdient — nun konnten wir uns für den Rest des Monats auf die faule Haut legen.

Wahrscheinlich hätte ich dieses Leben so schnell nicht aufgegeben, wenn nicht wiederum das Jugendamt eingegriffen hätte. Eines Abends wurde ich aus meinem Hotelzimmer in Heilbronn geholt, verbrachte die Nacht auf der Polizei und fuhr am nächsten Tag mit strengster Bewachung nach Freistatt bei Sulingen — in ein geschlossenes Erziehungsheim, eine Zweigstelle der Betheler Anstalten in Bielefeld.

In der Zeit zwischen der Einweisung in dieses Heim und meinem Ausbruch dort hatte sich etwas Entscheidendes geändert. Bis zu meiner Einlieferung hatte ich zwar ein obskures Leben geführt, aber ich hatte mich daran gehalten, die Gesetze zu achten. (Bis auf illegalen Grenzübertritt, was ich nicht für strafbar hielt.) Die Gesetze dieses Heimes, in dem jugendliche Ganoven aller Schattierungen untergebracht waren, lauteten: Friß, was du siehst, bevor es ein anderer frißt, nimm dir das beste Werkzeug und die beste Kleidung, bevor sie ein anderer nimmt, hau dem anderen auf die Fresse, bevor er dir auf die Fresse haut. Wir wurden dort systematisch hartgemacht und wer nicht hart wurde, hatte ein trauriges Los. Er war der Sündenbock für alle und alles und wurde vom Erziehungspersonal und von den Zöglingen geprügelt.

Die Lebensverhältnisse in der ‚Moorburg‘ waren ohnehin kaum erträglich. Kein deutscher Zuchthäusler würde sich die Bedingungen gefallen lassen, unter denen wir leben mußten. Wir Vierzehn- bis Zwanzigjährigen mußten bei einer Verpflegung, wie ich sie selbst in den übelsten Strafanstalten nicht kennengelernt habe, im Torfstich Erwachsenenarbeit leisten, wurden mit Torflatten angetrieben und exerzierten mit unförmigen Holzschuhstiefeln an den Füßen, bis uns die Lunge zum Halse heraushing. Gemeinschaftsstrafen und ein „Selbsterziehungssystem“ garantierten, daß die Schuldigen, meist die Schwächsten in einer Gruppe, obendrein noch „Kameradschaftsprügel“ bekamen. Begleitmusik dazu war das Beten und Absingen frommer Lieder zu jeder nur möglichen Tageszeit und zu jedem Anlaß. Der sonn- und feiertägliche Kirchengang war obligatorisch. Weigerungen wurden bestraft.

Mein einziger Gedanke Tag und Nacht war Flucht! Aber infolge der starken Bewachung, des die Anstalt umgebenden Mooregebietes und der Tatsache, daß in einem Umkreis von 50 Kilometern die Anstaltskleidung bekannt war, bot sich mir erst nach zehn Monaten eine Möglichkeit, in Zivilkleidern zu entlaufen. Selbstverständlich ohne Papiere und ohne Geld. Ich war fest entschlossen, nicht mehr in dieses Heim zurückzukehren, auch wenn ich dafür jemanden umbringen müßte. Lieber würde ich ins Gefängnis gehen, denn im Gefängnis, das wußte ich aus eigener Erfahrung, würde ich anständiger und menschlicher behandelt

werden, als in diesem, von frommen Cholerikern und Sadisten geleitetem, Heim. So begann ich auf dieser Flucht zum ersten Mal zu stehlen. Um möglichst schnell aus dem Bereich des Heimes wegzukommen, nahm ich Autos, Motorräder und alles, was mir an Fahrzeugen unter die Finger kam. Bei den Wirtsleuten in Heilbronn, bei denen ich während der Postkartenzeit viel Geld gelassen hatte, lieh ich mir das Betriebskapital und malte wieder Karten. Außerdem fälschte ich einen Ausweis, um überhaupt Papiere in der Tasche zu haben.

Lange hielt diese Freiheit jedoch nicht an. Bei einer Kontrolle wurde ich mit einem gestohlenen Fahrzeug erwischt. Fazit: KFZ-Diebstahl und Urkundenfälschung — eine unbestimmte Jugendstrafe von mindestens sechs Monaten und höchstens zwei Jahren sechs Monaten. (Strafverschärfend wurde mir angerechnet, daß ich mich trotz des Aufenthaltes im Erziehungsheim immer noch nicht gebessert hätte!)

So froh ich einerseits war, dem Heim durch das Gefängnis entronnen zu sein, zumal ich in eine der fortschrittlichsten Jugendstrafanstalten Deutschlands (Rockenberg/Hessen) eingeliefert wurde, so wenig paßte mir die Strafe. Eine unbestimmte Jugendstrafe ist eine Erziehungsstrafe und ihre Dauer richtet sich nach Führung und Beurteilung durch die Fürsorger — von Erziehung jedoch hatte ich nachgerade genug. Darüber hinaus endet die Jugendstrafe von unbestimmter Dauer, wenn man nicht die Höchststrafe absitzen will, unweigerlich in einer Bewährungsfrist — also wieder eine Bevormundung und eine Aufsicht. Nach dreizehn Monaten Haft wurde ich entlassen. Die Reststrafe wurde in eine feste Strafe von neun Monaten umgewandelt, die ich absitzen mußte, wenn ich gegen die Bewährungsauflagen verstoßen würde. Ich wollte die neun Monate gleich abrummen, um nach der Entlassung auch wirklich frei zu sein. Das ging nicht, weil kein Grund für einen Widerruf der Bewährungsfrist vorhanden war. Dieses Problem löste ich bald.

Laut Bewährungsauflage sollte ich wieder in ein Heim. 18 Jahre alt geworden, konnte ich das Wort einfach nicht mehr hören. Obwohl es recht nett dort war und der Heimleiter sich bemühte, möglichst wenig Druck auf mich auszuüben, war es eben ein Heim. Schon nach zweieinhalb Monaten hatte ich genügend Gründe für den Widerruf der Bewährungsfrist beisammen. Es waren wieder Autos. Zu neun Monaten Bewährungsstrafe kam noch ein Jahr Jugendstrafe dazu. Diesmal war es eine feste Strafe.

So unangenehm selbst das angenehmste Gefängnis ist, ich hatte einen Vorteil in Rockenberg: die durch meine mangelhafte Schul- und Lehrausbildung entstandenen Wissenslücken konnte ich dort auffüllen. Ich lernte Schreibmaschine schreiben, verbesserte mein Deutsch, gestaltete die Hauszeitung „Die Brücke“ mit, wurde Schriftführer des Anstaltssportvereins und des Hausparlamentes, machte einen Betriebswirtschaftskurs und schrieb für den Anstaltspsychologen Gutachten

und wissenschaftliche Artikel ab. Ich habe in keiner Periode meines Lebens so intensiv gelernt und so viel nachgeholt wie damals in Rockenberg.

In Zusammenhang mit der Arbeit für den Psychologen habe ich ein interessantes Dokument in die Finger bekommen und auch aus der Anstalt herausschmuggeln können. Es ist die psychologische Beurteilung, die der Anstaltspsychologe der Konferenz vorlegte, die über meine unbestimmte Strafe zu entscheiden hatte. Er schreibt:

„Borcherts intellektuelle Leistungen liegen über dem Altersdurchschnitt (Intelligenzprüfung nach Amthauer). Er vermag Aufgaben leicht zu fassen, zeigt bei der Lösung Interesse und trotz innerer Unruhe Ausdauer. Vorstellungsablauf flüssig und beweglich. Denkergebnisse werden weniger durch eine gewisse Flüssigkeit als durch emotionale und affektive Bestimmtheit beeinträchtigt, die für Borcherts Handlungen in allen entscheidenden Situationen typisch ist. Auch die Art und Begehung seiner Straftaten lassen dies erkennen. Bei Entscheidungen, die B.s tiefere Problematik nicht berühren, wird sein Verhalten stärker rational gesteuert. Dieses gelegentlich verstandesbetont-berechnende Verhalten, das B. durch die ausgeprägte Fähigkeit zu geschicktem Rationalisieren — besonders nach jedem Versagen — zu unterstreichen vermag, wird bei oberflächlicher Betrachtung oft unberechtigt verallgemeinert. Dadurch werden diese Erkenntnisse und intellektuellen Vorsätze leicht überbewertet, die Bedeutung der sein Verhalten letztlich bestimmenden affektiven und triebhaften Kausalfaktoren unterschätzt. Unter diesen kommt dem Gefühl mangelnder Geborgenheit und versäumter Liebeszuwendungen, der Auflehnung gegen die Erwachsenenwelt und jede erzieherische Bevormundung (Heim-, Anstalts-, Gesellschaftsordnung) sowie nicht zuletzt einem ausgeprägten Geltungsbedürfnis und einer starken sexuellen Triebhaftigkeit eine besondere Bedeutung zu.

Borchert sucht, obwohl er oft Mißerfolgserlebnisse und gelegentlich auch Erfolge hatte, immer auf möglichst bequeme Art seine hohen Ansprüche zu befriedigen. Diese hohen Ansprüche, die zwar in einem Verhältnis zu seiner guten intellektuellen Leistungsfähigkeit stehen, aber in einem Mißverhältnis zu seinem gegenwärtigen Leistungsvermögen, besonders auch soweit es charakterliche Faktoren (Leistungswille, ruhige Zielstrebigkeit, Ausdauer) umfaßt. Seine Erwartungen und Zukunftsvorstellungen sind voller starker Illusionen, daß Enttäuschungen für Borchert unumgänglich sind und damit ein erneutes Versagen wahrscheinlich sein dürfte.

Jede aufbauende Lebenshilfe muß eine Erschütterung und Korrektur seiner gegenwärtigen Einstellung, die sein Denken und Handeln sowohl im Grundsätzlichen als auch in weniger bedeutenden Situationen erkennen läßt, voraussetzen. Die vorhandene Besserungsenergie, die besonders auf einem ausgeprägten Anerkennungs- und Freiheitsbedürfnis verstärkt werden könnte, darf nicht durch Ersatzbefriedigung mit Scheinbesserungserlebnissen (besonders in Form

intellektueller Auseinandersetzungen) vermindert und dadurch das Bedürfnis nach einer grundlegenden Einstellungsänderung verhindert werden.“

Ich habe dieses Dokument deshalb in vollem Wortlaut wiedergegeben, weil dieser Lebenslauf zwar in seinen sachlichen Fakten richtig ist, ich aber wahrscheinlich bei der Beurteilung der Auswirkungen, die bestimmte Fakten auf mein Verhalten haben, kaum ganz objektiv sein kann.

Während meiner Haftzeit lernte ich durch meine Tätigkeit für „Die Brücke“ Frau Birgitta Wolf kennen, die für unsere Zeitung einen Artikel über eine Expedition ihres Vaters geschrieben hatte. Ich bekam mit Birgitta Wolf — die sich unterdessen durch ihre private Fürsorge für Gefangene einen Namen gemacht hat — auch bald persönlichen Kontakt. Sie besuchte mich zweimal und lud mich dann ein, nach der Entlassung solange bei ihr zu wohnen, bis ich eine ordentliche Stellung gefunden hätte.

Als es soweit war, besuchte ich zunächst meine Eltern in Berlin. Unser Verhältnis war verständlicherweise freundlich aber zurückhaltend. Dann fuhr ich nach Grainau in Oberbayern, zu Birgitta Wolf. Mit ihrer Hilfe akklimatisierte ich mich. Schließlich hatte ich seit mehr als vier Jahren nur in Heimen oder Gefängnissen gehaust und mußte mich erst an ein normales Leben gewöhnen.

Nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten fand ich einen Broterwerb — ich arbeitete ein Jahr lang als Verwalter eines Hauses in Grainau. In dieser Zeit lernte ich ein Mädchen kennen und lieben. Ende 1958 verlobten wir uns. Bald darauf wurde meine Verlobte schwanger. Anfang 1959 trat ich — um meine theoretischen kaufmännischen Kenntnisse praktisch zu vertiefen — als Anfangsbuchhalter in die Bauunternehmung Stöhr in München ein.

Mit dreihundert Mark brutto, die ich damals verdiente, das entspricht etwa 258,— DM netto, konnte ich keine großen Sprünge machen. Da sich die Mutter meiner Braut aufgrund meines Vorlebens und meiner unsicheren Zukunft wegen einer Heirat widersetzte, mußte ich von diesem Geld noch den Unterhalt für den inzwischen geborenen Jungen bezahlen. Ich wäre gerne noch bei Bauunternehmung Stöhr geblieben, um durch eine längere kaufmännische Tätigkeit einen gewissen Berufsbefähigungsnachweis zu erlangen, aber ich konnte auf dieser Basis nicht mehr existieren. Mir blieben nach Bezahlung von Miete, Unterhalt, Wäsche, Fahrgeld etc. nicht einmal zwei Mark täglich fürs Essen. Ich nahm eine Stellung als Geschäftsführerassistent in einem großen Münchner Weinlokal an. Nach einem Monat etwa arbeitete ich selbständig und verdiente das Doppelte. Dieses Lokal war ein gutes Sprungbrett für mich, weil ich interessante Leute kennenlernte. So bekam ich auch das Angebot, für die Deutsche Olivetti AG als Angestellter im Außendienst einzutreten — eine Tätigkeit, die mich mehr reizte, als die Nacharbeit in einem verräucherten Lokal. Ich bestand den Grundlehrgang und wurde dem Verkaufsbüro Hamburg zugeteilt. Mein Gehalt mit Provisionen machte fast das Dreifache meines Buchhalterlohnes aus, darüber hinaus

bekam ich einen Firmenwagen gestellt und konnte selbständig arbeiten. Ich war unterdessen dreißig Jahre alt geworden. Meine Vorstrafen waren gelöscht, weil ich mich die entsprechende Zeit straffrei gehalten hatte. (Bei Jugendstrafe ist die Frist drei Jahre.)

Einer normalen, konstanten Aufwärtsentwicklung wäre nun nichts mehr im Wege gelegen. Doch leichtsinnig geworden durch die schnelle, sprunghafte Verbesserung meiner Situation, griff ich bei einem Angebot zu, an das ich mit äußerster Vorsicht hätte herangehen sollen. Einer meiner Kunden, ein kleiner Fleischwaren- und Suppenfabrikant, dessen Produkte qualitätsmäßig sehr ordentlich waren, bot mir an, für seine Waren im Raum Oberbayern einen selbständigen Großhandel zu betreiben. Er versprach mir die Finanzierung eines Autos und für die ersten drei Monate einen Zuschuß von DM 1000,— für den Aufbau des Lagers etc.

Allein das Wort „selbständig“ blendete mich so, daß ich bei der „Olivetti“ kündigte und mit Vorbereitungsarbeiten begann, anstatt mich zunächst über die Solvenz der Firma zu erkundigen. Ich nahm einen Kredit über 800,— DM auf, der zusammen mit meinem letzten Gehalt reichen sollte, bis die ersten Verkäufe getätigt sein würden. Wir suchten einen Opel-Caravan aus, machten den Kaufvertrag perfekt und unterschrieben die Wechsel. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich schon der erste Pferdefuß der Angelegenheit. Die „Finanzierung“ des Wagens stellte sich der gute Mann so vor, daß ich das Auto selbst kaufen sollte und er lediglich als Mitbürge auf den Wechseln querzeichnete. Die Finanzierungsgesellschaft nahm die Wechsel nicht an, weil mein Mitbürge schon früher mehrere Wechselproteste gehabt hatte. In diesem Augenblick hätte ich stutzig werden sollen. Indessen war ich zu verliebt in den Gedanken meiner Selbständigkeit — ich kaufte das Auto allein und auf meinen Namen. Meine Schufa-Auskunft war damals noch positiv. Ich kaufte von dem Geld ein Auto, lud es voll Konserven und machte mich in Richtung Garmisch auf die Räder.

Als Neuling auf dem Gebiet des Lebensmittelverkaufs mußte ich bald merken, daß kein vernünftiger Mensch ohne ausreichende Reserven ein solches Geschäft ausgerechnet im August anfängt. Selbst das schöne Wetter konnte mich nicht darüber hinwegtrösten, daß ich in eine ausgesprochene Saure-Gurken-Periode geraten war. Aus dem versprochenen Startzuschuß des Fabrikanten wurde mangels Masse auch nichts. Ich geriet in Panikstimmung, verramschte sämtliche Konserven und setzte mich mit dem Wagen — aus Angst vor Betrugsanzeigen — nach Schweden ab, verpfändete dort nach ein paar Wochen das Auto, versuchte in der DDR unterzukommen und raste, als das nicht klappte, ziel- und planlos kreuz und quer durch Europa. Nur die Bundesrepublik mied ich. Schließlich landete ich — aus Frankreich ausgewiesen — in jeder Beziehung völlig am Ende wieder in Deutschland.

Ich wurde in allen mir zur Last gelegten Punkten freigesprochen, weil das Ge-

richt mir zugestehen mußte, daß ich in gewissem Maße selbst geschädigt worden war — lediglich das Auto hätte ich nicht versetzen dürfen und dafür bekam ich eine Strafe, die der Dauer der Untersuchungshaft entsprach. Zu meiner eigenen Überraschung, und vollkommen unvorbereitet, stand ich wieder auf der Straße — ohne einen Pfennig Geld und ohne Garderobe, denn in Marseille hatte ich mein gesamtes transportables Eigentum versetzt.

Zunächst arbeitete ich als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter, mußte aber bald darauf noch einmal für sechs Wochen ins Gefängnis, weil ich seit meiner Kündigung bei „Olivetti“ keine Alimente mehr hatte zahlen können. Nach der Entlassung arbeitete ich als Verkaufsfahrer. Mein Chef war zufrieden, aber die ganze persönliche Situation trug schon den Keim der nächsten Straftat in sich. Ich kam finanziell überhaupt nicht mehr zurecht. Meine Schulden waren auf ein paar tausend Mark angewachsen. Vor dem Arbeitsbeginn hatte ich schon neue Schulden machen müssen, um überhaupt ein Zimmer zahlen zu können. Ich sah nirgends mehr Land.

Als ich einen Bekannten traf, der — ebenfalls vorbestraft — mich bei Birgitta Wolf kennengelernt hatte und dessen Lage noch trüber war als die meine, redeten wir uns in eine Art nihilistischen Rausch hinein, besoffen uns und gingen einbrechen. Wir wurden prompt erwischt. Fazit: Sechzehn Monate für mich.

Während der Haftzeit — abgesessen in Deutschlands rückständigster Strafanstalt, in Bernau — bekam ich nicht nur die Nase voll von kriminellen Stückchen, sondern erkannte auch, wahrscheinlich, weil ich altersmäßig einen gewissen Reifegrad erreicht hatte, daß ich mir künftig alle Höhenflüge verkneifen und noch einmal von ganz unten her anfangen müsse, um endlich Ruhe zu finden. Nicht nur die Abscheu vor dem Knast, sondern auch die Sehnsucht nach einer gewissen Bürgerlichkeit brachten mich zu Entschlüssen. Ich hatte das Herumfliegen in der Weltgeschichte satt, wollte mir eine Frau nehmen und meine eigenen vier Wände haben. Die Voraussetzungen bei meiner letzten Entlassung waren auch günstiger als die der vorhergehenden. Ich wurde zwar mit rund dreißig Mark verdientem Geld auf die Menschheit losgelassen, konnte mir jedoch ein Honorar für veröffentlichte Stücke abholen und bekam auch von meinem Komplizen, der es zu schriftstellerischem Erfolg gebracht hatte, Geld für den Start. Ich nahm eine recht bescheidene Stellung als Hausmeister auf dem Berggasthof Wank in Garmisch-Partenkirchen an, um aus einer gesicherten Existenz heraus eine Arbeit zu suchen, auf die ich aufbauen konnte.

Meine Tätigkeit auf dem Wank dauerte genau zehn Tage. Dann wurde ich unter Zurückbehaltung meines Lohnes ohne Angabe von Gründen entlassen. Von der Kriminalpolizei, die mich zum Verhör vorlud, erfuhr ich, daß einer Kollegin dreihundert Mark abhanden gekommen wären. Die Antwort auf meine Frage, ob ich als Vorbestrafter auch automatisch der Täter sein müßte: „Ja, selbstverständlich, wer denn sonst?“

Die Kollegin fand ihr Geld wieder. Sie hatte es zu gut versteckt. Entschuldigt hat sich niemand. Von der Staatsanwaltschaft kam das obligatorische Schreiben: „Das Verfahren gegen Sie . . . wurde eingestellt.“ Ich ließ mich vorerst noch nicht verdrießen, fand eine andere Stellung und arbeitete in der Folge als Kraftfahrer in einer Möbelspedition, als Empfangsherr auf einem Campingplatz, als Privatchauffeur und als Nachtportier — bis meine große Chance kam.

Ich wurde von einem Bekannten zu einem Wochenendbesuch bei seinem Vater eingeladen und arbeitete aushilfsweise bei der Einrichtung eines neuen Warenhauses mit. Der alte Herr — Chef dieser Firma — war von meiner Leistung beeindruckt und machte mir den Vorschlag, als sein persönlicher Assistent und Stellvertreter in die Firma einzutreten. Ich griff mit beiden Händen zu. Auch meine Vergangenheit störte meinen Chef nicht. „Mich interessiert nur Ihre Leistung!“

Ich lebte im Hause meines Arbeitgebers, wurde dort gepflegt und durfte die Familienautos benutzen. Mein Gehalt war auch sehr gut. Anscheinend war mein Chef mit meinen Leistungen zufrieden, denn nach drei Monaten ging er auf Urlaub und überließ mir einen dicken Packen Verantwortung.

Am dritten Tag, nachdem mein Chef auf Urlaub war, stürmte ein Mann in mein Büro, stieß die Sekretärin beiseite, die eine Anmeldung verlangte und schrie mich an: „Legen Sie den Telefonhörer auf, Kriminalpolizei. Sie sind verhaftet, sie haben nichts mehr zu telefonieren.“

Vom Untersuchungsrichter erfuhr ich dann, daß ich im dringenden Verdacht stehe, ein Sofakissen in einem Hotel in Kronach gestohlen zu haben. Bis ich Gelegenheit hatte, diesen lächerlichen Verdacht zu entkräften, verging ein Monat. In dem Warenhaus konnte ich nicht mehr tätig sein, weil durch meine Verhaftung und die Tatsache, daß das Personal durch eine Indiskretion von meinen Vorstrafen wußte, meine Autorität als Vorgesetzter in Frage gestellt war. Ich wohnte wieder bei meinem Chef und er besorgte mir auch eine gute Stellung als Baumaschinenverkäufer. Doch auch hier konnte ich mich nicht lange halten, weil meine Geschichte schon Stadtgespräch war.

Ich zog die Konsequenzen und zog nach München, um dort wieder neu anzufangen. In einer großen Lampenfirma wurde mir ein Posten als Filialleiter angeboten. Am vierten Tag meiner Tätigkeit erschien die Kriminalpolizei in der Firma. Man wollte sich ‚nur‘ aufgrund eines uralten Fernschreibens erkundigen, was aus dieser Sofakissengeschichte geworden sei. Danach konnte ich mir meine Papiere abholen. „Es sollte eine Vertrauensstellung sein!“

Sei es, daß ich den Elan verloren habe oder sei es, daß ich eine außergewöhnliche Pechsträhne habe — aber seit diesem Tage ist es mir nirgends mehr geglückt, Fuß zu fassen. Früher immer korrekt gekleidet, vergammelte ich immer mehr. Ich saufe und erwarte fast den Tag, an dem sich mir eine Hand auf die Schulter legt und mich wieder dorthin bringt, wo ich als Asozialer ja eigentlich hingehöre.

Äxte & Eichen Feuer unter der Asche

„Lieber gleichgeschaltet als ausgeschaltet, damit kann ein Bankier zur Not durchkommen, ein Schriftsteller nicht. Ihn schließt gerade sein Verzicht auf innere Ehrenhaftigkeit von seinem Beruf aus. Wer das Unehrenhafte einer solchen Lage nicht empfindet, kommt für die Literatur überhaupt nicht in Betracht. Wer es aber empfindet und dennoch hinnimmt, wird persönlich uninteressant und bringt bestimmt nur Unwirksames hervor. ... Literatur kann es nur geben, wo der Geist selbst eine Macht ist, anstatt daß er abdankt und sich beugt unter geistwidrige Gewalten.“

Heinrich Mann

„Viele aber, die da vorwitzige Kunst getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie öffentlich und überrechneten, was sie wert waren, und fanden des Geldes fünfzigtausend Groschen.“

(*Apostelgeschichte des Lukas, Kapitel 19, Vers 19*)

„Das Zeitalter eines überspitzten jüdischen Intellektualismus ist nun zu Ende, und der Durchbruch der deutschen Revolution hat auch dem deutschen Wesen wieder die Gasse freigegeben ... Ihr tut gut daran, um diese mitternächtliche Stunde den Ungeist der Vergangenheit den Flammen anzuvertrauen ... Das Alte liegt in den Flammen. Das Neue wird aus der Flamme unseres eigenen Herzens wieder emporsteigen ... Umleuchtet von diesen Flammen ein Schwur soll sein: Das Reich und die Nation und unser Führer Adolf Hitler Heil! Heil! Heil!“

(*Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Joseph Goebbels, am 10. Mai 1933 während der Bücherverbrennung auf dem Opernplatz in Berlin*)

„Der Scheiterhaufen brannte am Düsseldorfer Rheinufer; drei Dutzend Passanten schauten zu. Etwa zwanzig Mitglieder des ‚Jugendbundes für Entschiedenes Christentum‘ (EC) standen im Kreis, sangen fromme Lieder zur Klampfe und beobachteten, wie die Flammen Bücher des Es-Pe-De-Fans Günter Grass („Die

Äxte & Eichen: Feuer unter der Asche

Blechtrommel“), des düsteren Albert Camus („Der Fall“), des NS-gebrannten Erich Kästner („Herz auf Taille“), des Erotomanciers Vladimir Nabokov („Lolita“) und der Tristesse Françoise Sagan („In einem Monat, in einem Jahr“) verzehrten.“

(*„Der Spiegel“, Nr. 43 vom 20. Oktober 1965, Seite 85*)

„Ha, die kleinen Duckmäuser, Komödianten und Heuchler, die zu allem Überfluß so etwas Rührendes haben! Glauben Sie mir, sie gehören allesamt dazu, selbst wenn sie den Himmel in Brand stecken. Ob sie nun Atheisten oder Frömmeler sind, Materialisten in Moskau, Puritaner in Boston, alle sind sie Christen, vom Vater auf den Sohn. Aber eben, es gibt ja keinen Vater, kein Gebot mehr! Man ist frei und muß schauen, wie man sich aus der Affäre zieht; und weil sie vor allem nichts von der Freiheit und ihren Urteilssprüchen wissen wollen, beten sie, man möge ihnen auf die Finger klopfen, sie erfinden schreckliche Regeln und errichten eilends Scheiterhaufen, um die Kirche zu ersetzen. Lauter Savonarolas, sage ich Ihnen!“

(*Albert Camus „Der Fall“, Rowohlt Verlag, Sonderausgabe März 1961, Seite 143*)

„Es gibt nun einmal Bücher, die nach Meinung vieler nichts anderes als ihre Vernichtung verdienen — ja, deren Vernichtung notwendig ist.“

(*Armin Mohler „Darf man Bücher verbrennen. Ein Vorschlag, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten“, „Die Welt“ vom 30. Oktober 1965, Geistige Welt I*)

„Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. Man darf nicht warten, bis der Freiheitskampf Landesverrat genannt wird. Man darf nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. Man muß den rollenden Schneeball zertreten. Die Lawine hält keiner mehr auf. Sie ruht erst, wenn sie alles unter sich begraben hat.

Das ist die Lehre, das ist das Fazit dessen, was uns 1933 widerfuhr. Das ist der Schluß, den wir aus unseren Erfahrungen ziehen müssen, und es ist der Schluß meiner Rede. Drohende Diktaturen lassen sich nur bekämpfen, ehe sie die Macht übernommen haben. Es ist eine Angelegenheit des Terminkalenders, nicht des Heroismus.“

(*Erich Kästner, Rede über das Verbrennen von Büchern, gehalten 1958 in Hamburg zur 25jährigen Wiederkehr des 10. Mai 1933*)

„Hierzulande sucht man das Land der Polen neuerdings mit Krediten, mit der Leica, mit dem Kompaß, mit Radar, Wünschelruten und Delegierten, mit Humanismus, Oppositionsführern und Trachten einmottenden Landsmannschaften. Während man hierzulande das Land der Polen mit der Seele sucht — halb mit Chopin, halb mit Revanche im Herzen — während sie hier die erste bis zur vierten Teilung verwerfen und die fünfte Teilung Polens schon planen, während sie mit Air France nach Warschau fliegen, und an jener Stelle bedauernd ein Kränzchen hinterlegen, wo einst das Ghetto stand, während man von hier aus das Land der Polen mit Raketen suchen wird, suche ich Polen auf meiner Trommel und trommle: Verloren, noch nicht verloren, schon wieder verloren, an wen verloren, bald verloren, bereits verloren, Polen verloren, alles verloren, noch ist Polen nicht verloren.“

(Günter Grass „Die Blechtrommel“, Hermann Luchterhand Verlag, 1959, Seite 126)

Anmerkungen

Das „Lied der deutschen Arbeiter“, das der bedeutendste Dichter der Komso-molzen, *Pawel Wassiljew* 1935 verfaßte, wurde in der Sowjet-Union erstmalig 1957 veröffentlicht — zwanzig Jahre, nachdem der Autor dem Terror der GPU zum Opfer gefallen war. Die Übertragung ins Deutsche besorgte Friedrich Hitzer.

„Der vergebliche Aufstand“ ist der Titel eines noch nicht abgeschlossenen Stückes von *Wolfgang Graetz* über den 20. Juli 1944 in Paris, aus dem wir zwei charakteristische Bilder abdrucken.

Herbert Asmodi stellte uns einen Vorabdruck aus seinem Stück „Stirb & Werde. Zwei Szenen aus der deutschen Restauration“ zur Verfügung, wir bringen einen Auszug aus der zweiten Szene „Halali“.

„Margarete in Aix“ ist der Titel des noch in Arbeit befindlichen Stückes von *Peter Hacks*, von dem wir den Anfang drucken.

Uve Schmidt wurde 1939 in Wittenberg geboren und lebt augenblicklich in Linz. Im Herbst erschien sein Gedichtband „Schöne Gegend mit Figuren“ bei Luchterhand.

Georg Maurer ist Professor am Institut für Literatur „Johannes R. Becher“ in Leipzig. Der Vortrag „Was vermag Lyrik“ wurde gehalten als Einführung zu einer öffentlichen Lyriklesung von Absolventen des Instituts, anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Instituts im September 1965.

Unsere Auswahl „Junge Lyrik aus der DDR“ bringt Beispiele der dort gelesenen Gedichte sowie andere Arbeiten von Studierenden und Absolventen des Instituts, und zwar von *Kurt Bartsch*, geboren 1937 in Berlin, *Peter Gosse*, geboren 1938 in Leipzig, *Rainer Kirsch*, geboren 1934 in Döbeln (Sachsen), *Sarah Kirsch*, geboren 1935 in Halle, *Helga M. Novak*, geboren 1935 in Berlin („Ballade von der reisenden Anna“, Gedichte, erschienen ebenfalls kürzlich bei Luchterhand), und *Andreas Reimann*, geboren 1946 in Berlin.

Anmerkungen

Gerhard Wolf, einer der namhaften Literaturkritiker der DDR, gilt dort als einer der Spezialisten für Lyrik der BRD.

Herbert Marcuses Aufsatz „Ist der ‚18. Brumaire‘ veraltet“ entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Insel Verlages dem Band 9 der neuen „sammlung insel“, Karl Marx’ „18. Brumaire des Louis Bonaparte“, dem der von uns nachgedruckte Aufsatz als Nachwort beigegeben ist.

Der „Liedermacher aus Ostberlin“ Wolf Biermann ist dem Publikum der BRD durch seine Gastspiele bekannt, eine Auswahl seiner Gedichte erschien unter dem Titel „Die Drahtharfe“ soeben bei Klaus Wagenbach in der Reihe der „Quartette“.

Die im Anhang zu Jakob Maders Artikel abgedruckten Texte entnehmen wir: Herman Kahn „On Escalation. Metaphors and Scenarios“ New York, Washington, London 1965 (die Übersetzung aus dem Amerikanischen stammt von Wolf-Dieter Bach) sowie — mit freundlicher Genehmigung des Verfassers — Fritz Vilmar’s Buch „Rüstung und Abrüstung im Spätkapitalismus“ Frankfurt 1965.

Kochbuch für Feiertage

Blütenlese von Bildern, Rezepten und Poesien

herausgegeben von VAUO Stomps

30 zum größten Teil mehrfarbige Originalgraphiken und 30 Originalbeiträge verschiedener Autoren.

Auflage 400 numerierte Exemplare. DM 60.—

W. E. Richartz: Es funktioniert

Prosa

mit 4 Originalgraphiken von Walter Zimbrich

Auflage 200 numerierte Exemplare. DM 14.40

Guntram Vesper: Fahrplan

Gedichte

mit 4 Montagen von Bern Otto Wallman

Auflage 150 numerierte Exemplare. DM 12.—

Heidi Frommann: Klumpen Traurigmann

Prosa

Mit 4 Originalradierungen von Gerburg Rohde

Auflage 250 numerierte und signierte Exemplare. DM 24.—

Wolfgang Dick: Nachtstücke — versetzbar

Gedichte

mit 4 Holzschnitten von Christoph Meckel. DM 12.—

Werner Dürrson: Dreizehn Gedichte

mit 4 Farbholzschnitten von Klaus Staack

160 numerierte Exemplare. DM 12.—

Junge niederländische Lyrik

Herausgegeben von Ludwig Kunz

mit 4 Zeichnungen von Lucebert

200 numerierte Exemplare. DM 15.—

Beat Brechbühl: Lakonische Reden

Gedichte

mit Holzschnitten von Ali Schindehütte

150 numerierte Exemplare. DM 9.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Eremiten-Presse 6372 Stierstadt

Wolfgang Graetz Die Verschwörer

Ein Schauspiel in 10 Bildern

133 Seiten

Paperback DM 9,80

Das heißumstrittene Drama über den 20. Juli 1944

Hermann Kant Die Aula

Roman

ca. 400 Seiten

Leinen ca. DM 22,—

Einen Auszug dieses Romans brachte der „Kürbiskern“ bereits in
Heft 1, 1965. Das Buch erscheint im Frühjahr 1966.

Rütten + Loening Verlag, München

INHALT

<i>Pawel Wassiljew: Lied der deutschen Arbeiter</i>	3
Der „Fall“ Wolfgang Graetz	6
<i>Wolfgang Graetz: Der vergebliche Aufstand</i>	12
<i>Günter Kunert: Die Waage</i>	28
<i>Herbert Asmodi: Stirb & werde</i>	33
<i>Peter Hacks: Margarete in Aix</i>	58
<i>Uve Schmidt: Hinter den Bergen</i>	65
<i>Georg Maurer: Was vermag Lyrik</i>	78
Junge Lyrik aus der DDR	86

KRITIK

<i>Gerhard Wolf: Menetekel und Schattengefecht</i>	97
<i>André Müller: Was soll aus den Ruhrfestspielen werden?</i>	107
<i>Erich Fried: Allerlei Theater</i>	116
<i>Yaak Karsunke: Haifischflossen im Supermarkt</i>	123
<i>Klaus Völker: Tassow und Marski</i>	130

KLASSENKAMPF

<i>Herbert Marcuse: Ist der „18. Brumaire“ veraltet?</i>	135
<i>Wolf Biermann: Die Legende vom Soldaten im dritten Weltkrieg</i>	140
<i>Jakob Mader: Peripheres Europa</i>	142
<i>Protokoll: Lebenslauf Peter A. Borchert</i>	158

AXTE & EICHEN

Feuer unter der Asche	168
-----------------------	-----

Anmerkungen	171
-------------	-----